

Elementare Phänomene der Lebenssituation: Ausschnitte aus einem Jahrzehnt soziologischen Arbeitens

Hoffmann-Riem, Christa

Veröffentlichungsversion / Published Version
Monographie / monograph

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hoffmann-Riem, C. (1994). *Elementare Phänomene der Lebenssituation: Ausschnitte aus einem Jahrzehnt soziologischen Arbeitens*. (Interaktion und Lebenslauf, 8). Weinheim: Dt. Studien Verl.. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-10351>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Christa Hoffmann-Riem

Elementare Phänomene der Lebenssituation

Interaktion und Lebenslauf
Band 8

Herausgegeben von
Christa Hoffmann-Riem†, Rainer Kokemohr,
Winfried Marotzki, Jochen Rehbein, Gerhard
Riemann und Wolf-Dieter Stempel

Christa Hoffmann-Riem

Elementare Phänomene der Lebenssituation

**Ausschnitte aus einem Jahrzehnt
soziologischen Arbeitens**

**Herausgegeben von
Wolfgang Hoffmann-Riem, Marianne Pieper
und Gerhard Riemann**

Deutscher Studien Verlag . Weinheim 1994

Über die Herausgeber:

Prof. Dr. Wolfgang Hoffmann-Riem, Jg. 40, ist Hochschullehrer an der Universität Hamburg.

Dr. phil. Marianne Pieper, Jg. 49, ist Sozialwissenschaftlerin am Institut für Soziologie der Universität Hamburg.

Dr. rer. pol. Gerhard Riemann, Jg. 51, ist Soziologe an der Gesamthochschule Kassel.

Danksagung

Für die technische Hilfe bei der Herstellung der Druckvorlage möchten wir sehr herzlich Barbara Arlt (Kassel) und Margret Schäfer (Hamburg) danken. Frau Alev Tekinay, Frau Beyhan Zöngör, Herr Dr. Volker Hinnenkamp (Universität Augsburg), Herr Jörg Heusser (Wiesbaden) und Herr Hueseyin Üzerli (Kassel) waren sehr hilfsbereit, als es um redaktionelle Verbesserungen des türkischen Textes und die Erstellung einer entsprechenden Druckvorlage ging.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Hoffmann-Riem, Christa:

Elementare Phänomene der Lebenssituation : Ausschnitte aus einem Jahrzehnt soziologischen Arbeitens / Christa Hoffmann-Riem. Hrsg. von Wolfgang Hoffmann-Riem... –

Weinheim : Deutscher Studien Verlag, 1994

(Interaktion und Lebenslauf ; Bd. 8)

ISBN 3-89271-428-2

NE: Hoffmann-Riem, Wolfgang [Hrsg.]; GT

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung **und Verbreitung** sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch **Photokopie**, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche **Genehmigung** des Verlages reproduziert oder unter **Verwendung** elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt und verbreitet werden.

Druck nach **Typoskript** (DTP)

© 1994 Deutscher Studien Verlag . **Weinheim**

Druck: Druck Partner Rübelmann, 69502 Hemsbach

Seriengestaltung des Umschlags: Atelier Warminski, 63654 Büdingen

Printed in Germany

ISBN 3 89271 428 2

Inhaltsverzeichnis

Seite

7

Einleitung

I **Methodologische und methodische Grundlagen** 20

Die Sozialforschung einer interpretativen
Soziologie - Der Datengewinn

II **Das Entstehen von Adoptivfamilien** 71

Die Verarbeitung bedrohter Normalität in
der Adoption 92

The Management of Threatened Normality in
Adoption: Structuring the Awareness Context 118

Emotional Normalization in Adoptive
Families 141

Familienleben mit doppelter Elternschaft •
Ein Vortrag vor Praktikern der Adoptions-
vermittlung

III **Der Verlust von Natur und "Natürlichkeit" am Beispiel von Zeugung und Schwangerschaft** 171

Elternschaft ohne Verwandtschaft: Adoption,
Stiefbeziehung und heterologe Insemination

Fragmentierte Elternschaft: technologischer Fortschritt und familiale Verarbeitung	203
Chancen und Risiken der gentechnologisch erweiterten pränatalen Diagnostik	228
Der Stellenwert der reproduktionsmedizinischen Behandlung in den Biographieverläufen von Frauen und ihren Partnern	246
N Die Lebensgeschichte von Arbeitsmigrantinnen	
Ein autobiographisch-narratives Interview mit einer Türkin, die in einer Stadt in West- deutschland lebt	256
Rückmeldung - Ein für ausländische Frauen verfaßter Auswertungsbericht über die Interviews mit ihnen (in Deutsch und Türkisch)	277 287
Heimat, Fremde und entfremdete Heimat - Die erzählte Lebensgeschichte von Arbeitsmigrantinnen	300
Die externe Migration als Handlungsangebot	312
Die externe Migration in der Erwartung: ein verlockendes Angebot	329
V Autobiographisches	
Losing a Significant Part of the Body	352
Nachweise	363

Einleitung

Als Christa Hoffmann-Riem am 19. August 1990 im Alter von 52 Jahren wenige Monate nach dem Wiederausbruch ihrer Krankheit stirbt, wird sie aus einer sehr fruchtbaren Arbeitsphase gerissen: mitten aus ihrer Studie über die lebensgeschichtlichen Erfahrungen von Arbeitsmigrantinnen in der Bundesrepublik; aus einem von ihr geleiteten **DFG-Projekt** über Chancen und Risiken der gentechnologischerweiterten pränatalen Diagnostik, das kurz zuvor begonnen hat, und aus den Vorbereitungen auf eine Untersuchung über den Stellenwert der reproduktionsmedizinischen Behandlung in den Biographieverläufen von Frauen und ihren Partnern. Sie widmet sich mit großer Energie der Auswertung von narrativen Interviews mit ausländischen Frauen, ist fasziniert von neuen Fragestellungen und freut sich - gemeinsam mit ihren Mitarbeiterinnen - auf die vor ihr liegende Forschung zum Umgang mit neuen medizinischen Technologien. **Im** Mai erfährt sie dann von ihrer Diagnose, es verändert sich alles. Sie kämpft gegen ihre Krankheit, sie nimmt ihr Sterben an. Dann kommt sehr schnell der 19. August.

Das, was sie als soziologisches Werk **hinterläßt**, erscheint uns so wichtig, es stößt auf **neues** Territorium vor und enthält so viele Anregungen für die sozialwissenschaftliche Diskussion und Forschung, daß wir gemeinsam mit Wolfgang Hoffmann-Riem einen Band mit ausgewählten - teils zuvor veröffentlichten, teils unveröffentlichten - Schriften vorlegen möchten. Bei ihrer Zusammenstellung lassen wir uns von zwei Gesichtspunkten leiten:

Zum einen geht es uns darum, das Charakteristische von Christa **Hoffmann-Riems** soziologischen Fragestellungen, theoretischen Überlegungen und empirischen Studien zu bestimmten Gegenstandsbereichen deutlich werden zu lassen, die einen besonderen Reiz auf sie ausgeübt haben. Der rote Faden soll sichtbar werden, der sich durch ihre Schriften während ihres letzten Lebensjahrzehnts zieht - Schriften, die sich, wie noch deutlich wird, durch eine besondere thematische Kohärenz auszeichnen. (Studien, die aus früheren Perioden stammen oder in ihrem Denken nicht diesen zentralen Platz einnahmen, bleiben hier unberücksichtigt.). Zum anderen möchten wir sichtbar machen, **daß** sich ihr Arbeiten nicht im hektischen 'Veröffentlichungs-Output' für die eingeweihte In-Group ihrer Zunft erschöpfte, **daß** sie für sich vielmehr einen unprätentiösen und bescheidenen **Praxisstil** entwickelt hatte: ein ganz selbstverständliches Bemühen darum, mit denen im Gespräch zu bleiben, um die es in ihrer Forschung

geht, zu ihrer Selbstverständigung beizutragen **und** - darüber hinaus - ihre soziologischen Einsichten gegenüber einem nichtsoziologischen Publikum zu vermitteln, um auf bestimmte Risiken oder Gefahren aufmerksam zu machen oder Handlungsspielräume auszuloten. Sie war weit davon entfernt, viel Aufhebens um diesen **Praxisstil** zu machen, er gehörte einfach zu ihrer Person. Auch wenn sie es selbst nie getan hätte: Wir möchten diesen Stil kenntlich machen und ihm den Charakter des Selbstverständlichen nehmen. Es handelt sich um ihre Antwort auf Fragen, denen sie nicht ausgewichen ist - Fragen nach den forschungsethischen Grundlagen und der **Praxisrelevanz** des eigenen Forschungshandelns, die häufig in den Alltagsroutinen von Sozialwissenschaftlern in Vergessenheit geraten oder verdrängt werden.

Zum roten Faden in ihren Themen: Wir konzentrieren uns hier auf die - letzte - Phase in ihrer Biographie als Soziologin, die von ihrer Orientierung am interpretativen Paradigma gekennzeichnet ist. 1964 hat sie in Köln bei Rene König mit einer industriesoziologischen Dissertation promoviert ("**Der Kommunikationsfluß von einer Gewerkschaftsleitung zu ihren Funktionären über das Medium einer Zeitschrift und die Aufnahme des Kommunikationsinhaltes durch die Funktionäre**"), hat anschließend ein Jahr an der Universität von Kalifornien in Berkeley verbracht und ist nach einer Assistentinentätigkeit in Hamburg (bei Janpeter Kob) dort Professorin geworden. Im 'Verlauf der siebziger Jahre beginnt sie während einer längeren Abwesenheit von der Universität - sie hat sich beurlauben lassen, um mehr Zeit für ihre Kinder zu haben - damit, sich stärker von ihren **Kölner** Wurzeln zu lösen (wenn auch die Orientierung an Rene König weiterhin wichtig für sie bleibt) und sich mit neueren Entwicklungen in der interpretativen Sozialforschung zu beschäftigen (vgl. dazu den ersten Aufsatz in diesem Band). In diesem Zusammenhang sind insbesondere die Arbeiten von **Fritz** Schütze und der "Arbeitsgruppe **Bielefelder** Soziologen", dann auch von Anselm Strauss von großer Bedeutung für sie, aber sie rezipiert auch sehr umfassend ethnomethodologische und phänomenologische Autoren. Diese neuen Impulse werden für sie relevant, um zu neuen Fragestellungen und Untersuchungsansätzen in ihrer **familiensoziologischen** Forschung zu gelangen (einer zentralen Thematik ihrer Arbeit seit den sechziger Jahren). Eine entscheidende Bedeutung bei ihrer Hinorientierung auf das interpretative Paradigma kommt der Tatsache zu, daß sie bei der Wiederaufnahme ihrer Tätigkeit als Hochschullehrerin sofort einen Schwerpunkt auf die Durchführung von **Lehrforschungsprojekten** auf der Grundlage von qualitativen Verfahren der Datenerhebung und **-analyse** legt und damit bei den Studenten und Studentinnen auf eine große

Resonanz stößt. Aus ihrem ersten **Lehrforschungsprojekt** entsteht dann ihre Studie "Das adoptierte Kind. Familienleben mit doppelter Elternschaft" (München: Fink 1984, 3. Aufl. 1989), die 1990 in den USA in einer amerikanischen Übersetzung (bei Transaction Press) veröffentlicht wird. • Soweit einige knappe Hintergrundanmerkungen.

Wenn man Christa Hoffmann-Riems Arbeiten seit der gerade erwähnten Adoptionsuntersuchung betrachtet, so schält sich als dominantes Thema die Auseinandersetzung mit Phänomenen heraus, die die **Lebenssituation** in einer elementaren Weise bestimmen, allgemein gesprochen: mit dem alltagsweltlichen Fundament, auf dem Menschen stehen, seinen Bruchstellen und seinem Brüchigwerden. Dabei fasziniert sie insbesondere der Übergang von Natur zur Kultur, der • durchaus nicht selbstverständliche, sondern zu entdeckende • Stellenwert der Biologie in gesellschaftlichen Normalitätsmustern und biographischen Selbstverortungen, ihre Orientierungsrelevanz für kleine Organisationsformen wie die Familie und die historischen Veränderungen in der Beziehung zu signifikanten anderen, zu sich selbst, dem eigenen Leib und den Nachkommen angesichts von Eingriffen in die menschliche Natur und dem Verlust des Vertrauten. Es ist auffällig, daß Christa Hoffmann-Riem schon sehr früh einen ganz eigenen Zugang zu dem Themenbereich der Leiblichkeit gefunden hat • zu dem, was mit Zeugung, Schwangerschaft, Geburt, der Bedeutung von Blutsverwandschaft für die Entwicklung von Beziehungen, **Bewußtheitskontexten** und Mitgliedschaftskategorisierungen und der lebenslangen Relevanz der genealogischen Selbstverortung zu tun hat. Dies ist ein Zugang, der gleichzeitig den Blick auf archetypische Orientierungsmuster und subtile und tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen (und wahrscheinlich Veränderungen in der Menschheitsgeschichte überhaupt) eröffnet.

In der Ausprägung des besonderen Stils der theoretisch-empirischen Studien von Christa Hoffmann-Riem in der Phase ihrer Entwicklung, mit der wir uns hier befassen, spielt die Adoptionsuntersuchung eine entscheidende Rolle. Wir möchten hier nicht näher auf die Besonderheiten in ihrer Feldforschung (beispielsweise die Verwendung von narrativen Interviews mit Adoptivelternpaaren) und in ihrem • deutlich von ihrer Arbeit mit Anselm Strauss geprägten • Analysevorgehen eingehen, sondern nur folgende Punkte festhalten:

Sie erkennt sehr früh, welcher heuristische Nutzen in der Konzentration auf Erscheinungen liegt, die sich außerhalb eines gegebenen gesellschaftlichen Normalitätsmusters befinden. Gerade die Beschäftigung mit den sozialen Prozessen in der Konstitution von Adoptivfamilien liefert ihr einen besonderen Schlüssel für das Verständnis des "Normalfalls", des als

"natürlich" gefaßten Familientyps der biologischen Familie, für die Aufdeckung von grundlegenden normativen Orientierungen von Gesellschaftsmitgliedern. Diese Forschungsstrategie erinnert in gewisser Weise an Garfinkels methodische Verfremdungen alltäglicher Situationen zur Herausarbeitung dessen, was für soziale Ordnung konstitutiv ist, allerdings mit dem Unterschied, daß in Christa Hoffmann-Riems Forschung das Fremde nicht hergestellt, sondern entdeckt wird: Das, was die Betroffenen selbst an ihrer Geschichte und ihrem Lebensarrangement als abweichend und andersartig wahrnehmen und in unterschiedlicher Weise zu normalisieren versuchen, wird im Forschungsprozeß, **d.h.** in der Kommunikation mit den Betroffenen und in der Datenanalyse, erst herausgefunden; und damit tritt gleichzeitig zutage, was "normalerweise" nicht reflektiert, aber dennoch handlungsleitend ist.

Es wird sichtbar, wie Christa Hoffmann-Riem aus der Adoptionsstudie neue Fragestellungen gewinnt und an neue Untersuchungsfelder herangeführt wird: In welchen Prozessen entwickelt sich beispielsweise der Aufbau familialer Wirklichkeit bei technologisch vermitteltem Lebensanfang - im Unterschied zum bürokratisch vermittelten Familienbeginn? Wie verarbeiten die einzelnen Familientypen (wie etwa die durch heterologe Insemination entstandene Familie) ihre jeweilige Andersartigkeit gegenüber der Außenwelt und gegenüber dem Kind? Welche neuartigen Paradoxien und Reziprozitätsverluste treten auf? Welche Folgen haben diese unterschiedlichen Beziehungsgeflechte für die Identitätsfindung von Kindern (Stichwort: falsche genealogische Verortung?) Und wie verändert sich etwa die Haltung zum entstehenden Leben und zu sich selbst im Zusammenhang mit der Inanspruchnahme der pränatalen Diagnostik, welche neuen Handlungsmöglichkeiten, Entscheidungszwänge, moralischen Dilemmata, Abhängigkeits- und Belastungsmomente treten auf? In all diesen Fragestellungen wird eine besondere Sensibilität gegenüber Leiden deutlich, eine Haltung, die auch besonders klar in ihrer Beschäftigung mit der Lebensgeschichte von Arbeitsmigrantinnen zum Vorschein kommt: etwa in ihren Erfahrungen des bürokratischen Prozessiertwerdens, ihren Fremdheitserlebnissen, dem Leiden am eigenen Körper und dem, was von der Autorin mit dem Begriff der "Sozialitätsverletzungen" gekennzeichnet wird.

Charakteristisch für die Adoptionsstudie, aber auch für andere Arbeiten in der Folgezeit ist etwas, das für soziologische Arbeiten **längst** nicht selbstverständlich ist: Eine anspruchsvolle Analyse und "in den Daten gründende", **d.h.** an den Erfahrungen der **Forschungssubjekte** anschließende Theoriebildung (hier vor allem unter dem **Einfluß** des Symbolischen Interaktionismus, der Ethnomethodologie und der Phänomenologie)

verbindet sich mit einer Präsentationsform, die es denjenigen, um die es in der Forschung geht (also in diesem Fall insbesondere Adoptiveltern und Adoptivkindern, aber auch Sozialarbeiterinnen), ermöglicht, sich und ihre komplexe Wirklichkeit **darin wiederzuerkennen**. Das ist etwas anderes als die Nacherzählung dessen, "was wir als Betroffene ohnehin schon wissen". Die soziologische Abstraktion, die Bildung von Konzepten, die Durchführung kontrastiver Vergleiche, theoretische Resümées sind für Christa Hoffmann-Riem unverzichtbare Erkenntnisleistungen, aber **Erkenntnisleistungen** nicht nur für einen wissenschaftlichen Adressatenkreis, sondern auch für diejenigen, von denen die Studie handelt. Es war für sie besonders befriedigend, daß ihr von den Betroffenen (**d.h.** auch: Adoptiveltern, Adoptierten und Sozialarbeiterinnen, die ihr bis dahin unbekannt gewesen waren) selbst vermittelt wurde, daß ihnen die Lektüre ihrer Studie etwas "gebracht" habe: daß sie sich und ihre Wirklichkeit wiedererkannt hätten, aber einiges jetzt auch anders sehen konnten als vorher. Für ihr soziologisches Arbeiten ist charakteristisch, daß sie sich gleichzeitig an einen Adressatenkreis von Sozialwissenschaftlern und Praktikern wendet, etwas, was auch für Anselm Strauss und seine **Mitarbeiter/innen** kennzeichnend ist.

Mit den letzten Ausführungen haben wir **uns** auch schon dem Thema ihres **Praxisstils** zugewandt, zu dem wir noch einige Anmerkungen machen möchten.

Natürlich ist schon ein Teil der soziologischen Analyse selbst die Aufdeckung von Bedingungen vermeidbaren Leidens: Bedingungen, wie sie etwa im Fall des Adoptionsgeschens in einem bestimmten bürokratischen Verfahrensablauf liegen können oder in gewissen **Normalisierungsstrategien** und Tabuisierungen innerhalb einer Familie, deren riskante Folgen nicht antizipiert werden. Ein Leser, der die Entwicklung eines Zusammenhangs von Bedingungen und Konsequenzen nachvollzieht - und das ist aufgrund der Tatsache, daß der Phasenablauf in der Entstehung von Adoptivfamilien klar herausgearbeitet wird, sehr einfach - hat die Möglichkeit, sich vorzustellen, wo und wie Weichen gestellt werden, die langfristig zu einem Beziehungschaos, zu Reziprozitätsverlusten und zu Erschwernissen in der **Identitätsbildung** führen können. **Im** Hinblick **darauf** eröffnet sich ein Vorstellungsraum, **d.h.** gleichzeitig: Ein Leser bekommt keine fertigen Rezepte geliefert. **Anselm** Strauss charakterisiert diese **Gleichzeitigkeit** von Zurückhaltung und **Praxisnähe** (in seinem Vorwort zur amerikanischen Ausgabe der Adoptionsuntersuchung) am Beispiel einer derartigen Weichenstellung folgendermaßen: "Reading about adoption we **find very good and grounded reasons for an explicit but**

stylistically subdued reform thrust of Professor **Hoffmann-Riem's** presentation concerning the matter of early and **well-managed** disclosure of **adoptive** identity to the child." Die zurückhaltende, gleichwohl deutliche **Praxis**-orientierung wird in ihren soziologischen Schriften auch in ganz anderen Zusammenhängen deutlich, so etwa wenn sie in ihrem (in diesem Band abgedruckten) Aufsatz zur "fragmentierten Elternschaft" auf die sich öffnende Schere von Fortschritten in der Fertilitätstechnologie und biographischen und familialen Verarbeitungsmöglichkeiten hinweist.

Aber wenn wir von Praxisstil sprechen, haben wir noch etwas anderes im Sinn: vor allem die Bedeutung, die **Christa Hoffmann-Riem** der - nicht nur auf die Situation der Datenerhebung reduzierten - Kommunikation mit ihren "**Forschungssubjekten**" beimißt. Das läßt sich beispielsweise an dem kurzen, auch ins Türkische übersetzten Bericht erkennen, den sie den von ihr und ihren Studentinnen interviewten **Arbeitsmigrantinnen** unter dem Eindruck einer ersten Beschäftigung mit dem Interviewmaterial zuschickt. (Diese Rückmeldung haben wir zweisprachig auch in diesen Band aufgenommen.) Für sie haben solche Verständigungsversuche keinen geringeren Stellenwert als schriftliche Arbeiten, die für die **scientific community** bestimmt sind. Dem liegt zugrunde, daß sie sich an der Vorstellung einer selbstverständlichen Wechselseitigkeit orientiert: Diejenigen, die mir so viele Einblicke in ihre eigenen und teilweise schmerzhaften Erlebnisse gewährt haben, sollen sehen können, wie sehr ich ihre Offenheit und Kooperationsbereitschaft respektiere und wie ich mit dem, was sie mir anvertraut haben, umgehe.

Dazu kommt, daß sie aus ihrer Forschung die Verpflichtung ableitet, in Kommunikation mit einem jeweils relevanten Kreis von Praktikern und in der Orientierung an dem, was sie herausgefunden hat, zur Auslotung von Handlungsspielräumen beizutragen, ohne sich mit Empfehlungen aufzudrängen. Die Verständigung zwischen Soziologen und professionellen Praktikern (etwa Sozialarbeitern) ist häufig ungewöhnlich störanfällig und von wechselseitigen Mißverständnissen und Enttäuschungen geprägt. In **Christa Hoffmann-Riems** Fall ist es anders. Wir erinnern uns - etwa im Anschluß an ihre Adoptionsstudie - an ihre zahlreichen Kontakte mit Sozialarbeiterinnen, **darán**, daß sie zu Vorträgen eingeladen oder ihr Rat eingeholt wurde. (Um zu dokumentieren, wie sie einem Kreis von Praktikern ihre **Forschungsbefunde** und einige **darin** enthaltene praktische Implikationen vermittelt, veröffentlichen wir auch einen Vortrag, den sie vor Sozialarbeitern/-arbeiterinnen gehalten hat, die in der **Adoptionsvermittlung** tätig sind.)

In diesem Zusammenhang fällt uns eine Begebenheit ein, die sich für eine aufschlußreiche Fallstudie zu soziologischer Praxis anbieten würde: dazu, wie sich eine Soziologin in einen politischen Konflikt hineinziehen läßt, sich einmischt und soziologische Erkenntnisse als Argumente in einer politischen Arena wirksam werden.

Zu Beginn des Jahres 1984 - die Adoptionsuntersuchung war abgeschlossen und wurde im Herbst desselben Jahres veröffentlicht - erfuhr Christa Hoffmann-Riem von einem Kreis von Adoptiveltern, daß die Fristen zur Aufbewahrung der **im** Hamburger Jugendamt gelagerten Adoptionsakten drastisch verkürzt worden seien: von dreißig auf drei Jahre. Das Jugendamt begründete diese Dienstanweisung, die übrigens für alle Jugendamtsakten galt, nicht nur für die in Adoptionsverfahren angelegten, mit Datenschutzgründen: Als man die bisherigen **Aufbewahrungs-**fristen überprüft habe, habe sich herausgestellt, daß sie teilweise nur dem Verwaltungsinteresse entsprochen hätten, während das Interesse der Betroffenen **daran**, daß Daten über ihren persönlichen Lebensbereich nicht unnötig lange gespeichert werden, zu kurz gekommen sei. In der Argumentation des Sozialsenators und der Jugendamtsleiterin kam die Sorge um möglicherweise für die Betroffenen nachteilige Folgen von Aktenaufzeichnungen zum Ausdruck - eine Befürchtung, die sicherlich auch auf die Sensibilisierung durch sozialwissenschaftliche **Forschungs-**ergebnisse (im Kontext des Etikettierungsansatzes) zurückzuführen war; die Jugendamtsleiterin war selbst eine bekannte, durch eigene kriminologische Forschung hervorgetretene Soziologin.

Die Adoptiveltern, die Christa Hoffmann-Riem verständigten, waren alarmiert, weil sie befürchteten, daß es durch die Vernichtung der **Adop-**tionsakten ihren Kindern unmöglich gemacht wurde, an Informationen über ihre **eigene** Herkunft zu gelangen. Sie teilte diese Sorge, **zumal** sie in ihrer Untersuchung festgestellt hatte, daß (a) jugendliche Adoptierte gewöhnlich versuchen, die Vorstellung von der leiblichen **Mutter/den** leiblichen Eltern zu konkretisieren, um über das Wissen um den eigenen Ursprung ihre "Identität zu erarbeiten", (b) die **Jugendlichen** das Wissen von ihrem Ursprung unabhängig von der zwischen ihnen und ihren Adoptiveltern erreichten Beziehungsqualitäts suchen und (c) die erreichte **Bezie-**hungsqualität "**im** allgemeinen nicht -jedenfalls nicht langfristig- unter der Suche nach dem Ursprung" leidet (vgl. Hoffmann-Riem 1984, S. 245-252). Es entstand eine Koalition von Adoptiveltern, einer Interessengruppe von Adoptierten, Sozialarbeiterinnen, die im Adoptionswesen arbeiteten, und der Sozialforscherin, die das eine Ziel verband: die Vernichtung der Adoptionsakten zu verhindern.

Christa Hoffmann-Riem schrieb zahlreiche Briefe an Beamte, Politiker und den Hamburger Datenschutzbeauftragten, führte viele Gespräche und wurde mehr und mehr zur Akteurin im politischen Prozeß. Während sie die für andere Jugendamtsakten (wie etwa die von **Heimjugendlichen**) entwickelte Konzeption des Personenschutzes begrüßte und sehr wohl die Gefahr der stigmatisierenden Folgen einer von den Betroffenen nicht kontrollierten Weitergabe von Informationen und Bewertungen sah, sprach sie sich eindeutig unter Hinweis auf Ergebnisse der Adoptionsforschung (generell) für die Erhaltung der Adoptionsakte als eines "biographisch wichtigen Dokuments der Adoptierten" aus. Dabei arbeitete sie sorgfältig die Perspektiven und legitimen Interessen der unterschiedlichen am **Adoptionsgeschehen** Beteiligten heraus und ging auf die Argumente der Verwaltungsspitze ein, **z.B.** auf die Behauptung, daß durch die **Aktenvernichtung** die Interessen der leiblichen Mütter gewahrt würden. In einem Schreiben an den Datenschutzbeauftragten heißt es dazu: "Die hier gespeicherten Informationen können nicht einseitig so gewertet werden, als verstießen sie gegen den Schutz des Sozialgeheimnisses der leiblichen Mutter, da die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes zentral von ihnen abhängt. Leibliche Mütter brauchen in der für sie schwierigen **Freigabesituation** die Gewißheit, die Adoption als **einen** Akt zugunsten ihres Kindes bewerten zu können. Ich kann an dieser Stelle nur vermuten, daß sie ihren eigenen Personenschutz zurückzustecken bereit wären, wenn ihnen der Zusammenhang zwischen ihrem Recht auf informationelle Selbstbestimmung und den Entwicklungschancen ihres Kindes deutlich ist. Ich zweifle deshalb **daran**, daß die von der Jugendbehörde vorgenommene **Interessendefinition** der leiblichen Mutter zutrifft. Hierzu sollten sich die Betroffenen selbst äußern können." In anderen Zusammenhängen verwies sie auf wertvolle persönliche Dokumente, die die leiblichen Mütter für ihre Kinder hinterlassen und die in den Akten zu finden sind.

Für sie stand die Bedeutung der Akte als Ressource für eine gelingende Identitätsfindung der Adoptierten und als Material für sensible Beratungen im Vordergrund, sie sah ihre Relevanz im Kontext eines **Beziehungsgeflechts** und einer langfristig geteilten Geschichte von Personen, denen sie eine grundsätzliche Verständigungsbereitschaft unterstellte • einer Geschichte, die auch durch administrative Entscheidungen nicht unterbrochen werden kann. Das bedeutete nicht, daß sie die Akte "feierte", sie sah durchaus die Möglichkeit nachlässiger und stigmatisierender Praktiken der Aktenführung; aber gleichzeitig erschien die Arbeit mit der Akte • die Erkundung von Perspektiven, insbesondere der Perspektive der leiblichen Mutter; der Vorgang der schriftlichen Fixierung von Gesprächen und

Eindrücken; die Zusammenstellung von Dokumenten; später auch: der Rückgriff auf die Akten **im** Beratungsgeschehen - als eine Tätigkeit, deren Relevanz für die unterschiedlichen Beteiligten nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Diese Vorstellung von den Möglichkeiten und dem Sinn sozialarbeiterischen Handelns unterschied sich von der eher abschätzigen Haltung der Behördenleitung, was den Wert der Praxis der eigenen Mitarbeiterinnen betraf (ebenso wie sie sich von der in soziologischen Arbeiten vorherrschenden **Fokussierung** auf die Fehlerhaftigkeit und die Stigmatisierungstendenz in den von Sozialarbeitern angelegten Akten unterschied).

Die Kritiker dieser Regelung setzten sich schließlich - auch nach längeren Beratungen im Eingabenausschuß und nach heftigen Diskussionen in der Hamburger Bürgerschaft - durch: Die Vernichtung der **Adoptions-**akten fand nicht statt. Wichtig war, **daß** sich der Druck auf die Verantwortlichen in Politik und Verwaltung auch dadurch verstärkte, daß der Konflikt in der überregionalen Presse zur Sprache kam - und zwar so, daß man sich die Argumente der Kritiker zu eigen machte. Dabei wurden auch immer **explizit** die Einwände von Christa Hoffmann-Riem aufgegriffen (**z.B.** in der "Frankfurter Rundschau" vom 4.9.1984 und besonders ausführlich in der "Zeit" vom 12.10.1984, was dort auch mit einer eingehenden Besprechung ihres Buches verbunden war; die "Süddeutsche Zeitung" widmete dem Konflikt eine Karikatur). Zweimal wurde sie im Fernsehen interviewt, davon einmal in den ARD-Tagesthemen, mehrmals **im Hör-**funkprogramm des Norddeutschen Rundfunks. Wer sie gekannt hat, weiß, daß sie diese Publizität nie gesucht hat, sie war selbst überrascht von der Medienresonanz. Gleichzeitig hat sie auf unterschiedliche Weise versucht, ihren Argumenten Geltung zu verschaffen.

Wir haben diesen Konflikt deshalb erwähnt, weil wir ihn als ein Beispiel für das Praktischwerden soziologischer Argumente betrachten, das in mehrfacher Hinsicht interessant ist. Durch die aktuelle Auseinandersetzung werden die praktischen Implikationen dieses Typs von **interaktionisti-**scher Feldforschung, die sich systematisch auf die Perspektiven der Betroffenen, ihre Erfahrungsaufschichtung und ihr Beziehungsgeflecht **einläßt**, deutlich, beispielsweise entsteht ein besonderes Verhältnis zu den **Hand-**lungsvollzügen professioneller Praxis und **Fallanalyse**. Was auch von großem Interesse ist: die Bedeutung von Akten für die Lebensgeschichte, speziell für die Arbeit biographischer Selbstvergewisserung - ein Thema, das die soziologische **Biographieforschung** vermutlich in Zukunft in einem ganz anderen Zusammenhang beschäftigen dürfte, wenn es nämlich darum geht zu untersuchen, was entsteht, wenn immer mehr Menschen **Zugang**

zu dem Material erhalten, das der Staatssicherheitsdienst der DDR über sie gesammelt hat.

Noch eine Anmerkung zu den Folgen ihrer Adoptionsforschung in einem ganz anderen Kontext:

Am Ende der achtziger Jahre hatte sich der Erste Senat des Bundesverfassungsgerichts mit der Verfassungsmäßigkeit bestimmter Paragraphen des BGB zu befassen, in denen die Bedingungen, unter denen ein volljähriges Kind seine Ehelichkeit anfechten und damit die Voraussetzungen für die gerichtliche Klärung seiner Abstammung schaffen kann, sehr stark eingeschränkt waren. So war beispielsweise in § 1596 Abs. 1 Nr. 2 des BGB geregelt, **daß** ein Kind seine Ehelichkeit dann anfechten kann, wenn "die Ehe geschieden, aufgehoben oder für nichtig erklärt ist oder wenn die Ehegatten seit drei Jahren getrennt leben und nicht zu erwarten ist, daß sie die eheliche Lebensgemeinschaft wiederherstellen", also nicht bei "normalem" Bestand einer Ehe. Die gesetzlichen Begrenzungen des **Anfechtungsrechts** wurden in diesem Verfahren **u.a.** in einer Stellungnahme des Bundesjustizministers namens der Bundesregierung, aber auch in anderen Stellungnahmen (wie denen der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz) unter Hinweis **darauf** verteidigt, daß der Familienfriede und der Bestand der Ehe der Mutter nicht durch Prozesse gefährdet oder gar zerstört werden dürfe.

Nach der mündlichen Verhandlung am 25. Oktober 1988 fällte der Erste Senat am 31. Januar 1989 sein Urteil (vgl. **BVerfGE** 79,256 (274)), in dem er feststellte, daß das "allgemeine Persönlichkeitsrecht (Art. 2 Abs. 1 in Verbindung mit Art. 1 Abs. 1 GG) (...) auch das Recht auf Kenntnis der eigenen Abstammung" umfasse und daß "§§ 1593, 1598 in Verbindung mit § 1596 Abs. 1 BGB (...) mit dem Grundgesetz unvereinbar" seien, "soweit sie dem volljährigen Kind, von den gesetzlichen Anfechtungstatbeständen abgesehen, nicht nur die Änderung seines familienrechtlichen Status, sondern auch die gerichtliche Klärung seiner Abstammung ausnahmslos verwehren."

Von Interesse ist in diesem Zusammenhang, daß der Berichterstatter während des Verfahrens mit Christa Hoffmann-Riem Kontakt aufgenommen und sich über den Inhalt ihrer Forschungen informiert hatte, um zu erfahren, welche Konsequenzen sich aus den Erkenntnissen ihrer **Adoptionsforschung** für den hier zu verhandelnden Gegenstand ergaben. Als der Richter das Gespräch mit ihr suchte, war ihm klar, daß wichtige Erkenntnisse ihrer Untersuchung weit über den Rahmen der Adoption hinausgingen; in der Sprache von Glasers und **Strauss'** "Grounded Theory" hatte er in gewisser Weise einen (hier: praktisch motivierten) kontrastiven

Vergleich vorgenommen. Im Prinzip geht es in diesem Fall um die gleichen Einsichten, die den Kern ihrer Argumentation in dem eben skizzierten Hamburger Konflikt ausgemacht hatten: die Relevanz der **genealogischen Selbstverortung** für die Identitätsfindung.

Wie sich in diesem Fall Christa Hoffmann-Riems soziologische Einsichten in der Begründung des Urteils niederschlagen, wird in folgendem Abschnitt erkennbar (BVerfGE 79, 268 f.), auch wenn (dem Duktus solcher Begründungen entsprechend) nicht explizit auf sie Bezug genommen wird - ein Beispiel für eine unauffällige und zugleich wirksame soziologische Beratung:

"Das Recht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit und die Menschenwürde sichern jedem Einzelnen einen autonomen Bereich privater **Lebensgestaltung**, in dem er seine Individualität entwickeln und wahren kann (vgl. BVerfGE 35, 202 (220)). Verständnis und Entfaltung der Individualität sind aber mit der Kenntnis der für sie konstitutiven Faktoren eng verbunden. Zu diesen zählt neben anderen die Abstammung. Sie legt nicht nur die genetische Ausstattung des Einzelnen fest und prägt so seine Persönlichkeit mit. Unabhängig davon nimmt sie auch im Bewußtsein des Einzelnen eine Schlüsselstellung für Individualitätsfindung und Selbstverständnis ein. Insofern hängt der Persönlichkeitswert der Kenntnis auch nicht von dem Maß an Aufklärung ab, das die Biologie derzeit über die Erbanlagen des Menschen, die für seine Lebensgestaltung bedeutsam sein können, zu vermitteln vermag. Bei Individualitätsfindung und Selbstverständnis handelt es sich vielmehr um einen vielschichtigen Vorgang, in dem biologisch gesicherte Erkenntnisse keineswegs allein ausschlaggebend sind. Als Individualisierungsmerkmal gehört die Abstammung zur Persönlichkeit, und die Kenntnis der Herkunft bietet dem Einzelnen unabhängig vom Ausmaß wissenschaftlicher Ergebnisse wichtige Anknüpfungspunkte für das Verständnis und die Entfaltung der eigenen Individualität. Daher umfaßt das Persönlichkeitsrecht auch die Kenntnis der eigenen Abstammung. Dem kann nicht entgegengehalten werden, daß es Fälle gibt, in denen die Abstammung unaufklärbar bleibt und die **Persönlichkeitsentfaltung** ohne diese Kenntnis erfolgen muß. Art. 2 Abs. 1 in Verbindung mit Art. 1 Abs. 1 GG verleiht kein Recht auf Verschaffung von Kenntnissen der eigenen Abstammung, sondern kann nur vor der Vorenthaltung **erlangbarer** Informationen schützen."

Im Mittelpunkt des vorliegenden Bandes stehen Arbeiten von Christa Hoffmann-Riem zu den drei Gegenstandsbereichen, denen in diesem Lebensabschnitt ihr besonderes Interesse gegolten hat: dem Entstehen von Adoptivfamilien, dem Verlust von Natur und "Natürlichkeit" am Beispiel

von Zeugung und Schwangerschaft und der Lebensgeschichte von Arbeitsmigrantinnen. Wie eben erwähnt, berücksichtigen wir auch einige andere Materialien als die üblichen für einen Adressatenkreis von Sozialwissenschaftlern bestimmten Veröffentlichungen. Unter anderem präsentieren wir ein autobiographisch-narratives Interview, das sie mit einer türkischen Informantin durchgeführt hat und von dem wir wissen, daß es für sie eine große Bedeutung gehabt hat. Außerdem werden zwei englischsprachige Beiträge mit aufgenommen, die in wesentlich gekürzter Form in soziologischen Zeitschriften in den USA erschienen waren.

Noch ein abschließendes Wort zu den Beiträgen, mit denen der Band aus- und eingeleitet wird:

Christa Hoffmann-Riems 1980 in der "Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie" veröffentlichter Aufsatz "Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie - der Datengewinn", der unter qualitativ arbeitenden Sozialwissenschaftlern auf große Resonanz stieß und eine wichtige Orientierung bot, hatte für sie selbst insofern einen besonderen Stellenwert, als sie hier in sorgfältiger Auseinandersetzung mit der Kölner Schule - und damit ihrer eigenen Herkunft - die Prinzipien des "methodologischen Gegenstroms" der interpretativen Soziologie herausarbeitete. Die Art, wie sie hier einen breiten **Überblick** über unterschiedliche qualitative Verfahren der Datenerhebung bot, ist charakteristisch für ihre offene Rezeption unterschiedlicher Strömungen, die so gar nichts mit verkrampfter und auf Akzentuierung der eigenen Originalität bedachter Selbstpräsentation gemeinsam hat - einer Haltung, der gegenüber sie bis zuletzt einen leisen Spott bewahrte.

Der Aufsatz "Losing a Significant Part of the Body" entstand, nachdem sie ein Auge durch eine Operation verloren hatte. (Sie benutzte hier die englische Sprache, weil er während eines USA-Aufenthaltes auf Bitten von Anselm Strauss verfaßt wurde, der auch andere Soziologen um solche autobiographischen Krankheitsberichte gebeten hatte. Auch erleichterte die fremde Sprache eine gewisse Distanz bei der Analyse eigener Erlebnisse.) Der Beitrag offenbart sicherlich nicht alles, was in ihr vorgegangen ist. Er ist ein autobiographischer Bericht, gleichzeitig eine von ihrer soziologischen Denkweise geprägte Reflexion über das, was ihr widerfahren ist, und ihren Umgang damit: auch ein Dokument für das Praktischwerden ihrer Soziologie. Für uns ist es nicht möglich, diesen Aufsatz ohne innere Bewegung zu lesen. Viele Erinnerungen kommen hoch. Die Krankheit, die sie hier erwähnte, kehrte nach einigen Jahren zurück; an ihr starb sie. Die Tatsache, daß Christa diesen Aufsatz für einen soziologischen Adressatenkreis bestimmt hat und er letztlich auch für eine Publikation vorgesehen

war (auch wenn sie selbst mit einer Veröffentlichung zögerte), veranlaßt uns, ihn hier zu berücksichtigen.

**Marianne Pieper
Gerhard Riemann**

I. Methodologische und methodische Grundlagen

Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie - Der Datengewinn

Der in den letzten Jahren immer wieder prophezeite Paradigmenwechsel ist keineswegs mit Wucht über die Sozialforschung hereingebrochen. Die an dem Ideal von Standardisierbarkeit orientierte neopositivistische **Sozialforschung** behauptet das Feld nach wie vor. Doch ein zweiter Weg gewinnt Konturen ¹ und lockt diejenigen an, die den soziologischen **Gegenstandsbereich** nicht befriedigend durch die Befolgung naturwissenschaftlicher Forschungspostulate erschließbar sehen. Daß heute wieder stärker an die geisteswissenschaftliche Tradition in der deutschen (wie auch der amerikanischen) Soziologie angeknüpft wird, scheint als Gegenbewegung verständlich: Die in den letzten 10-15 Jahren betriebene Spezialisierung etwa der Kölner **Sozialforschung** in Richtung auf kontrollierten Datenabruf dürfte die Suche nach einer Alternative herausgefordert haben. ²

Die von **René König** nach dem 2. Weltkrieg entwickelte Konzeption von empirischer Sozialforschung hatte das Feld für akzeptable methodische Ansätze zunächst breiter abgesteckt. Das deduktiv-nomologische **Erklärungsmodell** stand zunächst nur undeutlich im Hintergrund und engte noch nicht die Suche nach bisher unentdeckten zusammenhängen' ein. Was später mehr und mehr in die explorative Phase abgedrängt wurde, hatte noch seinen Rang als gleichwertige Methode neben dem Interview. Die für die detaillierte Analyse von Handlungsmustern ergiebige teilnehmende Beobachtung, die biographische Methode oder das **Gruppendiskus-**

¹ Vgl. den Trendbericht zum 18. Deutschen Soziologentag in Bielefeld 1976 von Giesen 1976, S. 505 ff. Giesen spricht von der "Renaissance qualitativer Erhebungsverfahren" als einem dominanten Teil zeitgenössischer empirischer Forschung.

² Als letztes Dokument des breiteren methodischen Ansatzes betrachte ich das 1962 erschienene Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 1, hrsg. von René König, Stuttgart.

sionsverfahren büßten noch nicht an Attraktivität ein ³ wie später, als der Maßstab der Eignung für den Hypothesentest Vorrang gewann.

Die nicht zu überspringenden "Akte der Deutung" ⁴, die König in seiner Auseinandersetzung mit den Erkenntnismitteln soziologischen Forschens ins **Bewußtsein** gerückt hatte, hinterließen weniger Spuren im weiteren Aufbau der Kölner Sozialforschung ⁵ als die andere, auch von König selbst stärker betonte Seite seines Wissenschaftsverständnisses: das Streben nach interpersonaler Verbindlichkeit als einzig verlässlicher Basis soziologischen Erkenntnisfortschritts.

Die erneute Verbreiterung des soziologischen Forschungsbereichs durch eine stärkere Berücksichtigung der Perspektive der Handelnden wirkt für manchen als Befreiung aus den Zwängen der neopositivistischen Methodologie. Auch wenn zentrale Probleme in der interpretativen Sozialforschung offen bleiben, scheinen manche Ansätze **soweit** grundlagentheoretisch fundiert, daß eine kontrastierende Darstellung zur herkömmlichen Forschung versucht werden kann. Welche Folgerungen aus unterschiedlichen paradigmatischen Orientierungen für die Phase der Datengewinnung erwachsen, soll anhand von Forschungspostulaten und Forschungspraxis in **beiden** Sozialforschungstypen verdeutlicht werden - der altbekannte Typ dient dabei mehr als Instrument zur Vermittlung des neuen. Zunächst seien die paradigmatischen Unterschiede umrissen.

³ Vgl. die Artikel im Handbuch der empirischen Sozialforschung (1962), Bd. I, zum Gruppendiskussionsverfahren (**Werner Mangold**) und zur biographischen Methode (**Jan Szczepanski**) - beide Methoden wurden - abgesehen von den Neuauflagen des Handbuchs **1967** und **1973** - in späteren Kölner Veröffentlichungen nicht mehr **berücksichtigt** (vgl. z.B. von **Koolwijk** und **Wicken-Mayser 1974**).

⁴ König **1962**, S. 109

⁵ Die wohl wichtigste Ausnahme ist die Arbeit von **Ziegler**, der sich mit hermeneutischen Interpretationsregeln auseinandersetzt. Er konzidiert, daß die im Rahmen des nomologischen **Erklärungsmodells** entwickelten Verfahren "kaum geeignet" sein dürften für die Rekonstruktion von **Sinn-** und **Handlungsschemata**, unterstreicht jedoch andererseits die Unzulänglichkeit bisheriger hermeneutischer Verfahren für die Klärung der Beziehung zwischen der Sinnstruktur des Handelnden und ihrer **Rekonstruktion** durch den beobachtenden **Forscher**; vgl. **Ziegler 1973**, S. 40-43.

I. Paradigmatische Orientierungen

1. Der methodologische Hauptstrom

Das Streben nach einer soliden methodischen Basis, die vom Verdacht der Spekulation befreien sollte, führte die empirische Sozialforschung nach dem zweiten Weltkrieg zur Annäherung an naturwissenschaftliche **Forschungsmaximen**. Eher pragmatisch als theoretisch stringent entwickelte sich das methodische Regelsystem, **zumal** die Wissenschaftstheorie - in Gestalt der analytischen Philosophie - erst in den **60er** Jahren ihre Methodologie einer einheitlichen, an der Struktur der naturwissenschaftlichen Forschung orientierten Sozialwissenschaft aufbaute.⁶ Die Entfaltung des verhaltenstheoretischen Programms geschah bereits unter dem Einfluß kritisch-rationalistischer Arbeiten: Die hier erreichte Konsistenz von theoretischen Annahmen und methodologischen Postulaten⁷ konnte von keiner anderen theoretischen Richtung erreicht werden - nur mußte eben der Gegenstandsbereich unter Abstrich der Sinnstrukturierung des **Handels** definiert und auf das rein Beobachtbare beschränkt werden.⁸

Kein anderer der in der Bundesrepublik Deutschland **vertretenen** theoretischen Ansätze hätte sich zwingend mit der neopositivistischen Methodologie verbinden müssen. Die Suche nach Reputation in Anlehnung an die andernorts bewährte Methodologie kann allenfalls auf der Ebene gewisser Verträglichkeiten nachvollzogen werden, doch diese **Verträglichkeiten** sind von den oft behandelten Bruchstellen zwischen Theorie und Forschungspraxis umgeben.' Die Systemtheorie **z.B.** bzw. der Struktur-

Genannt seien hier vor allem die **beiden Sammelbände**: Albert (Mg.) 1972 (zuent 1964); Topitsch (Hg.) 1972 (zuent 1965).

⁷ Vgl. Opp 1970.

⁸ Zur Kritik des **verhaltenstheoretischen Ansatzes** vgl. Habermas 1971, S. 138-164.

⁹ Von **seiten** der **neopositivistischen Sozialforschung** werden immer wieder der Abstraktheitsgrad wissenschaftstheoretischer **Arbeiten** und das **Fehlen von Handlungsanweisungen** für die **Forschung** beklagt, vgl. **z.B. Lazarsfeld** 1965, S. 37. Von **Alemann** setzt sich mit der Problematik **von** methodologischem Rigorismus **und** methodologischem Pragmatismus **auseinander**; vgl. **von Alemann** 1977, S. 50-56. Kritisch zu der **Forderung nach** Methodologie als **Hilfswissenschaft** für **Forschungsstrategien** äußert sich Habermas 1971, S. 127. **Im übrigen** als Kritik am **Strukturfunktionalismus** und seiner **positivistischen Praxis** vgl.

funktionalismus lassen sich keinesfalls nahtlos in eine positivistische Forschungsstrategie überführen. Der ihnen immanente teleologische **Erklärungsansatz** kann **z.B.** nicht vollständig mit der kausalanalytischen Erklärungstheorie in Deckung gebracht werden - es bleibt der Rest der funktionalen Äquivalente.¹⁰

Andererseits begünstigen Orientierungsgrößen wie Wertkonsensus und Systemintegration die Durchsetzung des Methodenmonismus;" denn hier sind Instanzen geschaffen worden, die den soziologischen **Gegenstandsbe-**reich als objektiv feststellbar ausgeben. Wie Thomas P. Wilson für das normative Paradigma dargelegt hat, ermöglicht **z.B.** die Annahme eines gemeinsamen Symbolsystems die deduktive Erklärung einer einzelnen Handlung, nämlich ihre Subsumtion unter ein allgemeines, kulturell geteiltes Handlungsmuster. Diese Subsumtion erfolgt kontextunabhängig in einer abbildenden Beschreibung, wie sie dem Muster der naturwissenschaftlichen Beschreibung nachgeformt sein soll.¹² **Auch** der Bezugspunkt der Gleichgewichtserhaltung verleitet zur Annahme der strukturellen Gleichheit mit den Naturwissenschaften: Die Identifizierung des Systemzustandes wird als operational faßbar angesehen ohne Rückgriff auf normative Setzungen, und dementsprechend wird die Bestimmung funktionaler Erfordernisse an quasi objektiv zu ermittelnden Sollwerten festgemacht.

Diese Verträglichkeiten mögen als ausreichende theoretische Basis gedeutet worden sein, um die Sozialforschung an die bewährte **Einheits-**methodologie zu binden. Sie dürften allerdings angesichts des **Reputations-**arguments eher die Funktion von Rationalisierungen gehabt haben, als daß sie eine überzeugende Einheitlichkeit von Theorie, Methodologie und **For-**schungspraxis hätten begründen können. Und so war diese Bindung stets umstritten.

Habennas 1971, S. 164-184.

¹⁰ Vgl. Nagel 1961, vor allem S. 534 ff.

¹¹ Vgl. die Begriffe Methodenmonismus und Methodendualismus bzw. -pluralismus z.B. bei Ritsert (Hg.) 1975, S. 36; vgl. auch die Auseinandersetzung um den Methodendualismus am Fall des hermeneutisch-dialektischen Ansatzes bei Esser, Klenovits, Zehnppennig 1977, S. 65-104.

¹² Vgl. Wilson 1973.

2. Der methodologische Gegenstrom

In der Bundesrepublik Deutschland gingen die Bemühungen um eine eigene sozialwissenschaftliche Methodologie zunächst von der Frankfurter Schule aus, die die von ihr anvisierte Theorie der Gesellschaft nicht aufgehen lassen wollte in empirischen Befunden. Adorno kritisierte den **Objektivitätsbegriff** der Sozialforschung¹³, seine Orientierung an subjektiven Phänomenen und "die Willkür der wissenschaftlichen Veranstaltung"¹⁴ durch Forschungsartefakte, wie sie die Praxis des operationalen **Definierens** mit sich bringe. Seine Angriffe **zielten** dabei mehr auf den Nachweis von Unvereinbarkeiten zwischen der positivistischen Forschungspraxis und den Intentionen der kritischen Theorie, als daß auch umgekehrt aus der kritischen Theorie die ihr entsprechende Sozialforschung formuliert worden wäre.¹⁵

Auch die viel beachtete Auseinandersetzung mit soziologischen **Theorieansätzen** durch Jürgen Habermas¹⁶ mündete nicht in eine für **Forschungszwecke** handlungsleitende Methodenlehre, sie steckte jedoch den Rahmen ab für das geisteswissenschaftliche Kontrastprogramm zur positivistisch verfahrenen Soziologie: Mit der Analyse des **Sinnverstehens**, mit dem Nachdruck auf Forschung als Kommunikation und mit der **Hinwendung** zur pragmatischen Sprachtheorie hat Habermas die Richtung angegeben, in der eine weitere Ausarbeitung von hermeneutischer oder interpretativer Sozialforschung erfolgen könnte.

Habermas hat seine Forderung nach einer geisteswissenschaftlich verfahrenen Soziologie in einer Zeit formuliert, als der Konsens über die Anlehnung an das naturwissenschaftliche Modell weithin unangefochten dastand (1967). Wenig erinnerte mehr an die Ideen, die im Kontrast zur Comteschen Lehre die Soziologie auf Sinnverstehen, auf wissenschaftliche Typenbildung in Abstimmung mit den Typisierungen der Handelnden

¹³ Vgl. Adorno 1972, S. 513; der Aufsatz erschien zuerst 1957.

¹⁴ Adorno 1972, S. 514.

¹⁵ Zur **Beschränkung der Positivismuskritik** der Frankfurter Schule auf erkenntnistheoretische und sozialphilosophische Hintergründe vgl. Hartwig Berger 1974, S. 14. Zum Fehlen einer eigenständigen Methodologie der kritischen Theorie vgl. auch Hondrich 1976, S. 15 f.

¹⁶ Habermas 1971 (zuerst 1970).

gründen wollten.¹⁷ Die gegen Ende des 19. Jahrhunderts begonnene und für die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts einflußreiche Diskussion um den Methodendualismus, die damalige Distanzierung von der alleinigen Gültigkeit naturwissenschaftlicher Forschungsnormen und die Suche nach einer Alternative zum kausalen Erklärungsmodell¹⁸ - diese wissenschaftsgeschichtlichen Ereignisse wurden vom erneuten **Siegeszug** des Positivismus¹⁹ (seit den **20er Jahren**) zugeschüttet. Gelegentliche Reminiszenzen tauchten auf, etwa in der Form, daß die Dualismus-Forderung als archaisches Relikt verarbeitet²⁰ und **von** der analytischen Philosophie auf eine Frage des Entwicklungsstandes reduziert wurde.²¹

Die neuerliche Anknüpfung an die alte verstehende Soziologie kann in eine breitere wissenschaftstheoretische Strömung eingeordnet werden. Das Unbehagen an dem kausalen Erklärungsmodell schlägt sich **z.B.** nieder in der angelsächsischen Debatte um "reasons and causes": Der Erklärung durch Subsumtion werden andere der Struktur menschlichen Handelns angemessene Erklärungstypen wie die intentionale oder die Kontexterklärung gegenübergestellt.²² Eine Rückbesinnung auf die sprachlich vermittelte Bedeutung des Handelns führte **z.B.** in der Bundesrepublik zum Auf-

17

Zur verstehenden Soziologie als Gegenbewegung zum Positivismus vgl. von **Wright 1974, S. 18 f.** Eine **überblickartige** Darstellung zur alten (und neuen) verstehenden Soziologie findet sich in der Einleitung zu Bühl (Hg.) **1972**.

18

Vgl. die Unterscheidung zwischen **nomothetischen** und ideographischen Wissenschaften bei von Wright **1974, S. 19**.

19

Vgl. von Wright **1974, S. 22**.

20

So bei Topitsch **1972, z.B. S. 62, 64**.

21

Vgl. Habermas **1971, S. 71**.

22

Zur "reasons and **causes**"-Debatte vgl. den Überblick bei **Ritsert 1975, S. 1-51**. Das Abrücken von der kausalen Erklärung hängt **z.B.** mit dem Fehlen der seit Hume als zwingend angesehenen **Kontingenzbedingung** zusammen (S. **6 f., 25 f.**). Die Gegner der positivistischen Methode (die Mentalisten im Gegensatz zu den **Objektivisten**) **verweisen** ferner auf den unbefriedigenden **Tatbestand**, daß in den Sozialwissenschaften Gesetze nach dem Muster der Naturwissenschaften fehlen, daß aber dennoch an einem **Erklärungstyp** festgehalten wird, der "für die Subsumtion" ein Gesetz voraussetzt (S. **11 f.**). Die Problematik kausaler Erklärungen von Handeln, das nicht durchgängig als rational geordnet - entsprechend den wissenschaftlichen **Erklärungsregeln** - betrachtet werden kann, ist kürzlich von Hammerich und Klein **herausgestellt** worden, vgl. Hammerich und Klein **1978, S. 13**.

kommen der hermeneutischen oder hermeneutisch-dialektischen Philosophie ²³ als expliziter antipositivistischer Position. Verschiedene Steine fügen sich in der Philosophie der wissenschaftlichen Methode zusammen, um von Wright zu der Einschätzung zu bringen: "Gegenwärtig neigt sich das Pendel wieder mehr zur aristotelischen Seite." ²⁴ Die empiristische "galileische" Seite scheint einzubüßen.

Unterstrichen wird diese Bewegung in der Soziologie durch eine veränderte Konzeption von gesellschaftlicher Wirklichkeit - sie erscheint nicht als objektiv gegeben, sondern als über Bedeutungszuschreibungen "gesellschaftlich konstruiert". ²⁵ In Abstimmung auf den so definierten **Objektbereich** werden erste Schritte getan zu einer Lehre des **Forschungshandelns**. Es ist das Verdienst einer Gruppe Bielefelder Soziologen um Joachim Matthes, aus aktuellen wissenschaftlichen Untersuchungsansätzen wie auch aus der wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklung die Elemente herausgeschält zu haben, die als Reflexion auf die Andersartigkeit des sozialwissenschaftlichen gegenüber dem naturwissenschaftlichen **Gegenstandsbereich** gewertet werden können. ²⁶ Symbolischer Interaktionismus, Phänomenologie, speziell Ethnomethodologie -mit diesen paradigmatischen Etiketten läßt sich die veränderte soziologische Perspektive umreißen: Die Bedeutungsstrukturierung sozialen Handelns wird zum theoretischen Ausgangspunkt wie auch zum methodologischen Leitfaden für **Sozialforschung** erklärt. ²⁷

²³ Vgl. von Wright 1974, S. 38 f. Als "**Hauptquelle**" führt er Gadamer an.

²⁴ Von Wright 1974, S. 40, bezeichnet die mit dem Begriff des Verstehens verbundene wissenschaftliche Tradition als aristotelische (Erklärungstyp teleologisch und **finalistisch**), die mit dem Begriff des Erklärens verbundene als **galileische** (Erklärungstyp kausal), S. 14.

²⁵ Vgl. den Titel der Arbeit von Berger und Luckmann 1970 (zuerst englisch 1966).

²⁶ Die Arbeit dieser **Forschungsgruppe** schlägt sich vor allem in folgenden Publikationen nieder. **Arbeitsgruppe** Bielefelder Soziologen (Hg.) 1973; **Arbeitsgruppe** Bielefelder Soziologen 1976. Hinzuzurechnen sind ferner die **sprachsoziologischen** Arbeiten von Schütze 1975, sowie den. und Kallmeyer 1976, Schütze 1976 (a), ders. 1977.

²⁷ Zur Bindung der Methodologie an die **Grundlagentheorie** vgl. Schütze, Meinel, Springer, Weymann 1973, Bd. II, S. 433 f.

Die Konzentration auf die "Weltaufordnung" ²⁸ der **Gesellschaftsmitglieder**, auf ihre handlungsleitenden Orientierungen, führt dazu, daß die Richtungen des interpretativen Paradigmas ²⁹, kurz: die interpretative Soziologie, manchmal dem **methodologischen Individualismus** ³⁰ zugeordnet werden. Dieser Begriff ist unpassend für ein Theorieverständnis, das gerade auf kollektive Wissensbestände und Systembedingungen des Handelns abzielt. Richtig ist nur: Das Gesellschaftsmitglied mit seiner "symbolischen Strukturierung" von Ereignissen, mit seinem "Alltagswissen" als Grundlage der Erfahrung von Gesellschaft wird zum Ausgangspunkt der Forschung **gewählt**, jedoch nicht mit dem Ziel, gesellschaftliche Prozesse mit der Gesamtheit handlungsleitender Orientierungen von Individuen gleichzusetzen. Eine derartige Betrachtung verbietet sich, weil das Soziale nicht auf etwas reduziert werden kann, das nicht seinerseits sozial konstituiert wäre. ³¹ Weiche grundlagentheoretische Richtung der interpretativen Soziologie auch immer zu Rate gezogen wird, gemeinsam ist allen Arbeiten die Prämisse von der Interaktionsbedingtheit individueller Bedeutungszuschreibungen.

Bereits an G.H. Meads Identitätskonzept läßt sich die **antireduktionistische** Argumentation verdeutlichen: Die Bildung von Identität ist an die "Hereinnahme des gesellschaftlichen Prozesses" ³² gebunden, und dieser manifestiert sich in den signifikanten Symbolen, durch die das Individuum die Welt in Auseinandersetzung mit den Deutungen der **Interaktionspartner** sehen lernt. "Die Erfahrung einer Identität ausschließlich aus sich selbst heraus wäre nicht möglich." ³³ Der Einfluß von Mead hat sich nicht nur in der Arbeit seiner unmittelbaren Schüler niedergeschlagen, etwa in Herbert Blumers Formulierung der Prämissen des symbolischen Interaktionismus. ³⁴ Vielmehr hat der interaktionsbezogene **amerikani-**

²⁸ Matthes und Schütze 1973, Bd. I, S. 19

²⁹ Zum Begriff vgl. Wilson 1973, S. 58 ff. Don findet sich auch der Begriff "interpretative Soziologie", S. 69.

³⁰ Vgl. die Auseinandersetzung mit dem methodologischen Individualismus von Max Weber bei Johannes Berger 1978.

³¹ Vgl. die Kritik am Reduktionismus bei Ritsert 1975, S. 14 f.

³² Mead 1973 (zuerst 1934), S. 235; vgl. auch S. 230-244.

³³ Mead 1973, S. 239.

³⁴ Vgl. Blumer 1973, S. 81.

sche Pragmatismus, wie Matthes und Schütze ³⁵ herausgearbeitet haben, auch die phänomenologische Orientierung der Soziologie mitgeprägt: Alfred Schütz konnte so von Husserls Konzept des isolierten Subjekts und seiner Lebenswelt abrücken und die Alltagswelt als immer schon durch den anderen mitkonstituiert begreifen. Der "intersubjektive Charakter" ³⁶ des **Alltagswissens** ist später zum Leitfaden der ethnomethodologischen Forschung geworden: **Garfinkel** ³⁷ und seine Mitarbeiter fragen nach der wechselseitigen Beziehung zwischen sozial geteiltem Wissen und individuellem Handlungsaufbau. Sie versuchen, das tagtäglich angewandte **Regelsystem** zu klären, die "Methodologie" ³⁸ des Alltagshandelns, in deren Befolgung die Individuen - für andere verstehbar - gesellschaftliche Realität herstellen. ³⁹

Die Richtungen des interpretativen Paradigmas wählen den Zugriff zum gesellschaftlichen Geschehen über das soziale Handeln von Individuen. Die Literatur liefert jedoch deutliche Belege dafür, daß die theoretische Zielsetzung über den Handelnden hinausgeht und auf soziokulturelle und soziostrukturelle Komplexe gerichtet ist. Erinnert sei zum Beispiel an die **ethnomethodologische** Grundfrage nach dem Entstehen sozialer Ordnung ⁴⁰ oder -um konkrete Forschungsbeispiele zu nennen - an die **Organisationsanalyse** einer psychiatrischen Anstalt ⁴¹, das Studium eines polizeilichen Sanktionssystems ⁴² oder die Beschäftigung mit Interaktionsmustern zwischen Krankenhauspersonal und Sterbenden. ⁴³ Mit dem Prinzip der Erfassung gesellschaftlicher Tatsachen über die Bedeutungszuschreibung der Handelnden wird der Punkt gewählt, an dem die Tatsachen ihre "für uns

³⁵ Matthes und Schütze 1973, S. 17.

³⁶ Vgl. dazu die für ethnomethodologische Arbeiten einflußreichen Ausführungen zu den Basisregeln der Kommunikation bei Schütz 1973, S. 10 ff., S. 312 ff.

³⁷ Zum Konzept des Alltagswissens vgl. Garfinkel, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), Bd. I, 1973, S. 189 ff.

³⁸ Garfinkel 1975, S. 15-18

³⁹ Vgl. auch Weingarten und Sack 1976.

⁴⁰ Vgl. Weingarten und Sack 1976, S. 13.

⁴¹ Vgl. Goffman 1972.

⁴² Vgl. Cicourel 1969.

⁴³ Vgl. Glaser und Strauss 1974 (a) (zuerst 1965).

spürbare Wirklichkeitsqualität" ⁴⁴ gewinnen; sie "tauchen auf". Die Handlung wird zum Gegenstand einer "emergentistischen Erklärungsstrategie". ⁴⁵ Sie verweist auf andere Dimensionen der Realität. ⁴⁶ Die Methodik des Zugriffs zu gesellschaftlichen Tatsachen über die Wirklichkeitskonzeption der Handelnden soll im folgenden für die Phase der Datengewinnung beschrieben werden.

II. Normen für die Datengewinnung

Wenn auch an dieser Stelle kein umfassender Codex von Forschungsregeln für die interpretative Soziologie erstellt werden kann, lassen sich doch zwei durchgängig beachtete Prinzipien angehen, die das Wechselspiel von Theorie und Empirie steuern: das Prinzip der Offenheit und das Prinzip der Kommunikation.

1. Das Prinzip der Offenheit

1.1 Explikation und Begründung

Das Prinzip der Offenheit besagt, daß die theoretische Strukturierung des Forschungsgegenstandes zurückgestellt wird, bis sich die Strukturierung des Forschungsgegenstandes durch die Forschungssubjekte herausgebildet hat. Auch der neopositivistische Sozialforscher folgt dem Prinzip der Offenheit, wenn er exploriert. Er wagt jedoch sehr viel schneller als der interpretativ verfahrenende Soziologe, die Strukturierung des Forschungsgegenstandes durch die Forschungssubjekte als erfolgt zu betrachten. Wenn er auch den Wert Offenheit anerkennt, so konkurriert dieser Wert doch mit dem der Vermehrung von Wissen im Sinne von verifizierten/nicht falsifizierten Gesetzaussagen. Für den interpretativen Sozialforscher ist der Begriff des Wissens nicht an das nomologische Erklärungsmodell gebunden. Bereits - nicht ausschließlich! - die Dokumentation des durch die Forschungssubjekte strukturierten Forschungsgegenstandes, die

⁴⁴ Matthes 1973, S. 97.

⁴⁵ Bühl, Einleitung, in: Bühl (Hg.) 1972, S. 11.

⁴⁶ Vgl. Bühl 1972, S. 11; Helle 1977, S. 26-34.

"Analyse von innen" ⁴⁷, gilt ihm als Wissen. **D.h.** in der interpretativen **Sozialforschung** kann sich das Prinzip der Offenheit weniger bedrängt durch das **Erkenntnisziel** generalisierender Aussagen Geltung verschaffen.

Wenn die explorative Phase der einen zum Schwerpunkt der Untersuchung der anderen wird, spiegelt diese Verlagerung die paradigmatischen Unterschiede wider: Solange eine eindeutige Zurechenbarkeit angenommen wird zwischen der Situation eines Handelnden und seinem Handeln ⁴⁸ oder "um wieder auf Wilson zurückzugreifen" solange die Regelmäßigkeit einer Handlung als kontextunabhängig feststellbar gilt ⁴⁹, wird die Phase der Offenheit abgekürzt im sicheren Rückgriff auf ein gemeinsames **Wertesystem**: Dies verhilft als nicht weiter thematisierter Interpretationsrahmen zur bedeutungsmäßigen "Feststellung" empirischer Daten.

Zweifel an dieser Feststellbarkeit markieren den Ausgangspunkt der interpretativen Sozialforschung. Verhaltensweisen lassen sich in dieser Konzeption von gesellschaftlicher Wirklichkeit zwar raum-zeitlich exakt erfassen, oder "wie es die Ethnotheorie formuliert" sie sind auf der "etischen" ⁵⁰ Ebene zu erschließen. Ihre Bedeutungskomponente entzieht sich jedoch dem objektivierenden Zugriff: Die Bedeutung einer sprachlichen Äußerung zum Beispiel ist indexikal ⁵¹, **d.h.** sie ist 'an den Kontext der Äußerung, etwa an die Intentionen von Sprecher und Hörer und deren Beziehung zueinander, wie an einen Index gebunden und losgelöst von diesem Kontext nicht faßbar. Da eine Äußerung nach Garfinkel nicht von ihrer Indexikalität "geheilt" ⁵² werden kann, ohne daß ihr Sinn verfehlt wird, kann Sozialforschung die soziale Wirklichkeit auf ihrer "emischen" ⁵³ Ebene nur geleitet durch das Prinzip der Offenheit aufnehmen: Die aktuelle Konstitution von Bedeutung ist an die Kommunikationssituation gebunden, auch an die Kommunikationssituation des Forschungshandelns, und es gilt abzuwarten, wie sich Bedeutungszuschreibungen **kontextabhän-**

⁴⁷ Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1976, S. 41.

⁴⁸ Vgl. Wilson 1973, S. 56.

⁴⁹ Ebd., S. 65.

⁵⁰ Schütze u.a. 1973, S. 435; Matthes und Schütze 1973, S. 28.

⁵¹ Garfinkel und Sacks, Anhang: Zum Phänomen der Indexikalität, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1973, Bd. I, S. 210-214.

⁵² Ebd., S. 213 f.

⁵³ Schütze u.a., 1973, S. 435.

gig herausbilden. Die forschungspraktische Konsequenz lautet, der **Sozialforscher** solle sich der "Produktion" von Bedeutung aussetzen und erst auf der Grundlage der Strukturierungsleistungen der Forschungssubjekte die eigene Analyse vornehmen.

Die Aufmerksamkeit für Probleme der Sinnkonstruktion in sozialen Interaktionen und die **entsprechende** Betonung eines offenen **Forschungsansatzes** haben dazu geführt, daß Vertreter des symbolischen **Interaktionismus** und der Ethnomethodologie eine Ähnlichkeit entdeckten zwischen ihrem eigenen Forschungskonzept und dem der Kulturanthropologen: Beide orientieren ihre Arbeit an der Annahme einer prinzipiellen Fremdheit zwischen Forscher und Forschungsobjekt.⁵⁵ Während der **Kulturanthropologe** von jeher durch den drastischen Wechsel des kulturellen Hintergrundes für die Andersartigkeit seiner Forschungsobjektesensibilisiert war, überstrapazierte mancher Soziologe die Annahme des gemeinsamen, von allen geteilten Wertsystems und organisierte faktisch seine Verfahren des Datenabrufs losgelöst von den Relevanzstrukturen der Betroffenen. Im Gegensatz dazu bemüht sich die "neue Anthropologie"⁵⁵ um eine Methodik, die die Wirklichkeitskonzeption der Handelnden **zum** Ausgangspunkt wählt und damit sicherstellt, daß für die theoretische Strukturierung das "empirische Pendant"⁵⁶ existiert.

1.2 Der Verzicht auf Hypothesenbildung ex ante

Die verzögerte theoretische Strukturierung bedeutet Verzicht auf **Hypothesenbildung ex ante**. Zwar wird die Fragestellung der Forscher unter theoretischen Aspekten umrissen⁵⁷, manchmal verbunden mit Einblicken in die Entdeckung des theoretischen Problems wie auch mit Hinweisen auf gesellschaftlich relevante Implikationen. Die Ausarbeitung der Fragestellung gipfelt jedoch nicht - wie üblich postuliert - im Hypothesensatz: So-

11

Auf die Gefahren der Objektivierung von Daten, die - auf der Basis von Unterstellungen über die wirkliche Welt - durch die Interpretation des **Forschers** zustande gekommen sind, hat vor allem Cicourel hingewiesen, vgl. Cicourel 1974 (a), S. 152 ff.; den., 1968, S. 2-15.

55

Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1976, S. 15.

56

Ebd., S. 39.

57

Vgl. z.B. Cicourel 1968; Schütze 1976 (b), S. 159 ff.; Fischer 1976.

zialforschung dient nicht nur der Hypothesenprüfung, sondern wird bereits für die Entwicklung von Hypothesen bemüht.⁵⁸

Die am kritischen Rationalismus orientierten Arbeiten zur **Sozialforschung** wenden viel Aufmerksamkeit der Frage zu, welche logische Struktur Hypothesen **bzw.** Hypothesensysteme aufweisen sollen und welche methodologischen Regeln zur Erstellung von Korrespondenz zwischen empirischen Daten und theoretischen Aussagen anzuwenden sind.⁵⁹ Der Prozeß der Generierung von Hypothesen aus den Daten jedoch scheint zunehmend in den Hintergrund zu rücken: Vergleicht man ältere⁶⁰ und jüngere Arbeiten zur empirischen Sozialforschung, gewinnt man den Eindruck, als ob die Bewertung der explorativen Phase als Grundlage der Hypothesenbildung mehr und mehr in Bedrängnis geriete durch das Interesse am **Vortest** eines bereits ausgearbeiteten **Forschungsinstruments**.⁶¹ In der herkömmlichen Sozialforschung scheint der Rückgriff auf vorliegende theoretische Aussagen für die Hypothesenbildung eine derartige Aufwertung zu erfahren, daß die Felderkundung zum Schattendasein verkümmert. Unabhängig davon, daß die empirische Basis in der Entstehungsgeschichte der Hypothese oft dürrig bleibt, gilt die Hypothese als das strukturierende Gerüst für Datensammlung und **-analyse**.

Läßt sich das Postulat der Hypothesenbildung ex ante vor allem **im** Rahmen des deduktiv-nomologischen Aussagenmodells leicht begründen, so kann der Verzicht auf eine breite Erkundungsphase keineswegs aus dem Erklärungsschema abgeleitet werden. Es dürfte jedoch kein Zufall sein, daß Vertreter der Einheitsmethodologie mit ihrer paradigmatischen Orientierung die Exploration sehr bald in die Konstruktion des **Forschungsinstruments** einmünden lassen. Die Betonung von gemeinsamer Kultur und normativem Konsensus macht souverän für die **Festlegung** des empirisch Erwartbaren. An dieser Stelle regt sich der Widerspruch des interpretativen Soziologen: Obwohl auch er den Stellenwert des gemein-

II

Dieses Programm wird am deutlichsten vertreten von Glaser und Strauss, vgl. Glaser und Strauss 1974 (a) (zuerst 1967).

⁵⁹ Vgl. statt vieler Fiedrichs 1973, S. 60 ff.; Opp 1970, S. 19 ff.; von Alemann 1977, S. 18 ff.

⁶⁰ Vgl. Merton 1959 (zuerst 1949), S. 102 ff.; König (Hg.) 1972 (a), S. 38; ders. (Hg.) 1972 (b), S. 97 ff.

⁶¹ Vgl. als Beispiel einer neueren Arbeit von Alemann 1977, S. 97-99. Er verweist die Exploration in die Definitionsphase einer Untersuchung.

samen Wissens von Gesellschaftsmitgliedern kennt, versucht er doch, die **immer** schon bestehenden Hintergrundserwartungen des Forschers zu thematisieren und sie nicht unkontrolliert als Interpretationsrahmen für empirische Erscheinungen fungieren zu lassen. Nur über die sorgfältige Erkundung der Wirklichkeitskonzeption der Handelnden verspricht er sich die Interpretationskontrolle, die vor Forschungsartefakten bewahrt. Sozialforschung ist für ihn weitgehend Exploration; Sozialforschung ermöglicht erst die Bildung von Hypothesen; Sozialforschung ist nicht primär das Unternehmen des Hypothesentests.

*1.3 Das **Prinzip** der **Offenheit** und die **Generierung** von **Hypothesen**: Die **Konzeption** von **Glaser** und **Strauss***

Am entschiedensten ist dieses methodologische Programm von Glaser und Strauss ausgearbeitet worden. "The **Discovery** of Grounded Theory" ⁶² zeigt deutliche Anknüpfungen an die Position von Robert K. Merton, der bereits vor 30 Jahren die Akzentuierung des Hypothesentests zu Lasten der Hypothesenbildung beklagte ⁶³ und den Wert empirischer Forschung für die "Initiierung, Umformulierung, (methodische) Umorientierung und Klärung von Theorie" ⁶⁴ herausstellte. Die 20 Jahre später entstandene Arbeit von Glaser und Strauss steht unter dem Eindruck des fortschreitenden **Siegeszugs** logisch-deduktiver Theoriebildung und ihrer Fierung auf den Hypothesentest. ⁶⁵

Ihre Alternative der "grounded theory", der in den Daten begründeten Theorie, zielt ab auf eine Hypothesengenerierung, die "Hand in Hand geht mit der Verifikation" ⁶⁶; d.h. die durch Felderkundung gewonnenen ersten Vermutungen über Zusammenhänge regen zur Erweiterung des Forschungsfeldes an. Die Reichweite dieser anfänglichen gegenstandsnah formulierten Hypothesen muß durch systematische komparative Analyse ausgelotet werden. Zentral für diese "Theorie als Prozeß" ⁶⁷ ist der Ent-

⁶² Glaser und Strauss 1974 (a).

⁶³ Vgl. Merton 1959, S. 102 f.; 87.

⁶⁴ Ebd., S. 103.

⁶⁵ Glaser und Strauss 1974 (a), S. 10 ff.

⁶⁶ Ebd., S. 2.

⁶⁷ Vgl. "theory as a process" ebd., S. 9, 32, 43.

wurf des "theoretical sampling"⁶⁸: Statt der sonst üblichen Festlegung der Stichprobe in der Entstehungsphase der Untersuchung wird das Sample unter den für die Theoriebildung wichtig gewordenen Aspekten kontinuierlich erweitert.

Die weiterhin in der Sozialforschung akzeptierte Phasentrennung zwischen Theoriebildung und **-prüfung** wird aufgehoben: Datensammlung, Verschlüsselung und Analyse erfolgen gleichzeitig, damit die für die Hypothesengenerierung notwendige Flexibilität des Forschungsablaufs gewahrt ist.⁶⁹ Während Arbeiten im Sinne der deduktiven **Forschungslogik** häufig zu Strategien der Hypothesenrettung greifen müssen, weil die weniger empirisch als theoretisch gewonnenen Gesetzesaussagen die ermittelten Tatbestände nicht fassen⁷⁰, wird bei Glaser und Strauss aus dem verlässlichen Fundus bereits bewährter Aussagen die Theorie erweitert.⁷¹

Dem Prinzip der Offenheit trägt "The Discovery of Grounded Theory" in extremer Weise Rechnung: In ihrer Abgrenzung von deduktiver **Theoriebildung** empfehlen Glaser und Strauss sogar den Verzicht auf **Literaturstudium** vor der Felderkundung.⁷² Andererseits bezieht ihr Unterfangen der Theoriebildung seinen Wert nicht nur aus sozialpraktischen Zielsetzungen⁷³, sondern auch aus der Deduktionsmöglichkeit für spätere Forscher⁷⁴: wenn in den Daten verankerte Theorie vorhanden ist, soll sie als

68 Ebd., S. 45-77.

69 Ebd., S. 43 sowie Kap. III und V.

70 Ebd., S. 29.

71 Ebd., S. 4, 28.

72 Vgl. Glaser und Strauss 1974 (a), S. 37. Andere Vertreter der interpretativen Soziologie betonen hingegen die Notwendigkeit und Unvermeidlichkeit theoretischer Ausgangsfragen wie z.B. Fritz Schütze, der jedoch auf eine möglichst schnelle "Maternalisierung" der Ausgangsfrage mit Bezug auf die in der sozialen Realität vorliegenden **Interpretationszusammenhänge** drängt, vgl. Schütze 1978 (a).

73 Vgl. Glaser und Strauss 1974 (a), S. 3 f. Das Ziel einer praktischen Anwendung wird vor allem betont in Glaser und Strauss 1974 (b), S. 14, 240 ff. Vgl. auch die Darstellung der praktischen Einflußmöglichkeiten einer Soziologie des Alltags bei Hammerich und Klein 1978, S. 14 f., 17.

74 Vgl. Glaser und Strauss 1974 (a), S. 3, 41 f., 98.

Ausgangspunkt für weitere Forschung dienen. Insofern kollidiert das Prinzip der Offenheit nicht mit dem Prinzip kumulativer Theoriebildung.

2. Das Prinzip der Kommunikation

21 Explikation und Begründung

Das Prinzip der Kommunikation besagt, daß der Forscher den Zugang zu bedeutungsstrukturierten Daten im allgemeinen nur gewinnt, wenn er eine Kommunikationsbeziehung mit dem Forschungssubjekt eingeht und dabei das kommunikative Regelsystem des Forschungssubjekts in Geltung **läßt**. Für den von der Einheitsmethodologie abrückenden Sozialforscher nimmt dieses Prinzip eine Schlüsselstellung ein; denn es trägt den **Konstitutionsbedingungen** sozialwissenschaftlicher Daten Rechnung.

Nur wenige Ausschnitte des sozialwissenschaftlichen Objektbereichs können - wie **Fritz Schütze** ⁷⁵ es betont hat - erforscht werden, ohne daß die Datengewinnung an eine Kommunikationsbeziehung zwischen Forscher und Forschungssubjekt gebunden wäre. Sieht man einmal von der **Dokumentenanalyse** ab, bleibt für Forschungsinteressen an **bedeutungsstrukturierten** Materialien kaum ein Bereich übrig, in dem die für die Naturwissenschaften unterstellte Unabhängigkeit von Forscher und **Forschungsdaten** zu verzeichnen wäre. Die Datengewinnung ist eine kommunikative Leistung: Schütze spricht vom "kommunikativen **Grundcharakter**"⁷⁶ der Sozialforschung.

Mit dem Aufbau der Kommunikationsbeziehung entscheidet sich, welche Tiefenschicht der Datengewinnung erreicht wird. Der "**handlungsorientierende Sinn**" ⁷⁷ läßt sich nicht abrufen in einer **Kommunikationsbeziehung**, die einseitig von den Regeln des wissenschaftlichen **Informationsgewinns** beherrscht wird. Für die eigenen Aktivitäten wichtige **Wissensbestände** manifestieren sich erst, wenn die Gesellschaftsmitglieder weitgehend in eigener Regie ihre Konzeption von gesellschaftlicher **Wirk-**

⁷⁵ Vgl. Schütze 1978a, S. 117.

⁷⁶ Ebd., S. 117

⁷⁷ Habermas 1970, S.188. Habermas stellt die Bedeutung kommunikativer Erfahrung für die Dateninterpretation heraus, während uns an dieser Stelle vor allem der Stellenwert der Kommunikation für die Datenproduktion interessiert.

lichkeit entwickeln können. Die sonst in der alltagsweltlichen Kommunikation geltenden Regeln • etwa die der "Kompetenz zur **Eigenrepräsentation**"⁷⁸ • sollten in der Forschungssituation Anwendung finden: Ohne das vertraute Gerüst kommunikativer Regeln der eigenen Handlungssphäre wird das Gesellschaftsmitglied nicht die Orientierungen seines eigenen Handelns aufdecken, die außerhalb dieses Rahmens seine Wirklichkeit mitkonstituieren. Man kann nicht auf bedeutungsstrukturierte Daten hoffen, wenn man unter dem Primat wissenschaftlicher Zielsetzungen den Darstellungsspielraum des **Forschungsobjekts** beschneidet. Nur wenn z.B. sinnerzeugende **Handlungskontexte** mit rekonstruiert werden können, läßt sich hoffen, daß die immer an die spezifische Forschungssituation gebundene Definition gesellschaftlicher Wirklichkeit Aussagekraft hat für faktische Handlungsabläufe, seien es vergangene, aktuelle oder geplante.

In Anlehnung an ethnomethodologische Arbeiten⁷⁹ spricht die **Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen** von zwei "institutionsspezifischen **Regelsystemen**"⁸⁰, denen die Datenproduktion unterworfen ist, einmal dem Regelsystem des "soziologischen Wissenschaftsbetriebes", zum anderen den Normierungen des zu **erforschenden** Handlungsbereichs. Daß überhaupt eine Verständigung zwischen unterschiedlichen Regelsystemen möglich ist, wird in der phänomenologischen Tradition der Soziologie mit der Existenz von Basisregeln⁸¹ erklärt: Zur Bewältigung "grundsätzlicher **Unvereinbarkeiten des Interaktionsprozesses**"⁸² bilden die Beteiligten sogenannte praktische Idealisierungen. Sie unterstellen, daß die Unvereinbarkeiten für die jeweilige Interaktion in ausreichendem Maße aufgehoben sind. Diese universalen Basisregeln finden in jeder Kommunikation Anwendung, gleichgültig, welchen institutionsspezifischen Regeln diese Kommunikation

⁷⁸ Vgl. Schütze 1978 (a), S. 118; vgl. auch die Auseinandersetzung mit dem Konzept des kompetenten Akteurs bei Hammerich und Klein 1978, S.13 f.

⁷⁹ **Hervorgehoben** werden soll hier vor allem die **Rollenanalyse** von Cicourel, in der er unterscheidet zwischen den Basisregeln und den normativen Regeln der Kommunikation, vgl. Cicourel in: **Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen** 1973, Bd.I, S.167, 172.

⁸⁰ Schütze u.a. 1973, S.443.

⁸¹ Die Basisregeln sind zunächst von Alfred Schütz in Anlehnung an **Husserl** herausgearbeitet worden, vgl. Schütz 1973, S.11 f; Cicourel 1975, S.28-38. Als ein Beispiel für die analytische Verwendung der Basisregeln vgl. Schütze 1979.

⁸² **Kallmeyer** und Schütze 1976, S.9.

unterworfen ist. Mit der Idealisierung von der "Austauschbarkeit der **Standpunkte**"⁸³ z.B. oder der "Kongruenz der **Relevanzsysteme**"⁸⁴ werden subjektive Leistungen der Gesellschaftsmitglieder erbracht, die als Bedingungen der Möglichkeiten von Kommunikation zu werten sind. Diese subjektiven Leistungen können in Ansätzen interpretativ nachgezeichnet werden, sie können auch - wie Garfinkel es in seinen Krisenexperimenten versucht hat - ins Bewußtsein gerufen werden⁸⁵. Sie sind jedoch nicht **im** strengen Sinn empirisch überprüfbar, da jeder Schritt des Forschungshandelns bereits an die Aktualisierung von Basisregeln gebunden ist⁸⁶. Sie werden deshalb in einer "apriorischen **Interaktionslogik**"⁸⁷ verortet.

Daß Verständigung **zwischen** unterschiedlichen Regelsystemen aufgrund der Existenz der Basisregeln möglich ist, sollte hier jedoch nicht zu der Konsequenz verleiten, daß die Kluft zwischen den institutionsspezifischen Normierungen für **Forschungszwecke** ausreichend überbrückt sei. Will man im Forschungsprozeß die Wirklichkeitskonzeption der Handelnden nachzeichnen, muß das **System** von kommunikativen Regeln aktiviert werden, das außerhalb der Forschungssituation die Konstitution von Wirklichkeit leitet. Wie Gesellschaftsmitglieder ihre Welt als real, als objektiv gegeben erleben, während sie sie selbst interpretativ mitbauen⁸⁸, kann nur bei einer Annäherung der **Forschungssituation** an "natürliche Anwendungskontexte"^{wdg} erhellt werden. Diese Annäherung ist ein Prozeß, bei dem der Forscher zunächst einmal von der **Dominanz** seines institutionsspezifischen Regelsystems abrücken muß, um letztlich mit den gewonnenen Daten sein wissenschaftliches Regelsystem wieder voll zur Geltung zu bringen. Während er auch in der Forschungssituation die wissenschaftlichen Orientie-

83 Schütz 1973, S.11

84 Ebd., S.12.

85 Vgl. Garfinkel in: Steinert (Hg.) 1973, S.280-293.

86 Vgl. Schütze u.a. 1973, S.477.

87 Ebd., S.444.

88 Vgl. die Darstellung der Arbeiten von Garfinkel bei Bergmann 1974, S.113 ff.; vgl. auch Weingarten und Sack 1976, S.14-19.

89 Schütze u.a. 1973, S.441. Vgl. auch das Postulat Garfinkels, die Analyse von Praktiken der Wirklichkeitskonstitution nur "from within actual settings" vorzunehmen, bei Bergmann 1974, S.148.

rungen nicht verleugnen **kann**⁹⁰ - er gibt **z.B.** oft das Handlungsschema vor -, sollte er sich doch vom **Forschungssubjekt** dessen Stil der Kommunikation "**aufzwingen**"⁹¹ lassen. "Die **soziologische** Methode als Kommunikation" sollte "sich an die dem Forschungsprozeßvorgängigen Regeln der alltagsweltlichen Kommunikation anpassen"⁹². Diese vage Beschreibung der Annäherung zwischen kommunikativen Regelsystemen soll im Vergleich mit der traditionellen Sozialforschung präzisiert werden.

22 *Natürliche oder forschungsspezifische Kommunikationssituation*

Schon seit geraumer Zeit besteht in der Sozialforschung Konsens darüber, daß das Interview "ein Prozeß sozialer Interaktion"⁹³ ist. Das nach wie vor beliebteste Instrument⁹⁴ stellt die Sozialforschung vor **umso** größere Schwierigkeiten, je mehr die Postulate der analytischen Wissenschaftstheorie die Datengewinnung steuern; denn wenn die **Kommunikations-**beziehung zwischen Interviewer und Interviewtem den Rahmen der Hervorbringung von **Antworten** bildet, ist die Neutralität des Instruments **infrage** gestellt: das **Meßobjekt** ist nicht unberührt durch den **Meßvorgang**⁹⁵. Da die in erster Linie auf den Hypothesentest angelegte Sozialforschung jedoch prinzipiell an der Unterstellung festhält, Daten ließen sich **im** Interview übersituational gültig ermitteln, muß sie **Rettungsstrategien** entwickeln. Während behavioristisch orientierte Forscher nach **Eliminierung** des Störfaktors Kommunikation suchen - etwa über die **Entwick-**

⁹⁰ Vgl. Schütze u.a. 1973, S.449 f.

⁹¹ Ebd., S.434.

⁹² Ebd., S.443.

⁹³ Goode und Hatt 1952, S.186.

⁹⁴ Seit das Interview von René König als "**Königsweg** der Sozialforschung" bezeichnet wurde (in: König (Hg.), 1972a, S.27), ist die Vorrangstellung dieses Instruments für die Sozialforschung häufig herausgestellt worden, in jüngster Zeit z.B. bei Esser 1975 (a), S.1.

⁹⁵ Vgl. Esser 1975 (b), S.330; zur Gefährdung von Gültigkeit und Zuverlässigkeit durch Reaktivität vgl. auch Albrecht 1972, S.243. Zur Reaktivitätsproblematik vgl. vor allem die Arbeit, die die Diskussion ausgelöst hat: Webb, Campbell, Schwartz und Sechrest 1975; vgl. auch die Lösung des Reaktivitätsproblems in der Realkontaktbefragung bei Kreutz 1972.

lung einer **Fehlermethodologie**⁹⁶ -, erkennen andere, daß zumindest für die "**Kontraktschließung**"⁹⁷ kein Weg an einer Kommunikationsbeziehung vorbeiführt: "Reaktivität ist der Preis der Rollenübernahme."

Dies ist jedoch nicht der letzte Satz der in jüngster Zeit stark ausgebauten Lehre vom Befragten. Hartmut Esser^{ee}, dem bei dieser Entwicklung besondere Verdienste zukommen, bemüht sich um eine Auflösung des Dilemmas, indem er die Bedingungen für reaktives Antwortverhalten durch bestimmte Strukturmerkmale komplexer Gesellschaften entschärft sieht. Um die Lösung von Esser verständlich zu machen, muß auf seine differenzierte Argumentation näher eingegangen werden: das Instrument Umfrageforschung wird von ihm in einer strukturell-funktionalen Analyse der Gesellschaft verortet.

Der enge Zusammenhang zwischen Grundlagentheorie und Methodologie, zwischen Systemtheorie und kritisch-rationalistischer Forschungslogik wird an Essers Modell des Datenabrufs sichtbar. Soll der Datenabruf den Postulaten der analytischen Wissenschaftstheorie entsprechen^{ss}, müssen bestimmte Bedingungen erfüllt sein, etwa - auf der Ebene des Individuums - die Verfügung über Informationen und die Herausbildung kognitiver **Konzepte**¹⁰⁰, die **Fähigkeit** zur Freigabe von Informationen mit Hilfe eines Code-Systems, das prinzipiell semantisch und funktional äquivalente Indikatoren aufweist und kognitive Inhalte situationsneutral, vor allem frei von Affektladung, übertragen **kann**¹⁰¹. Der Datenabruf ist ferner **z.B.** an die "Herausbildung individuell abrufbarer Stellungnahmen bei den Befragten und deren **Kompetenzbewußtsein** zur **Stellungnahme**"¹⁰² gebunden.

Aus dem weiteren Gang der Analyse wird deutlich, daß Esser diese Bedingungen des Datenabrufs nicht nur als methodologische Voraussetzungen für Theoriebildung betrachtet (Gültigkeitspostulat), sondern daß er sie

96 Vgl. Esser 1975 (a), S.80 f; zu Verzerrungen aufgrund der Forschungsinteraktion vgl. z.B. Erbslöh 1973, von Koolwijk und Wieken-Mayser (Hg.) 1974, Bd. 4 (Beiträge von Erbslöh/Windieck, Esser).

97 Vgl. Esser 1975 (a), S.81.

98 Ebd., S.98.

99 Vgl. Esser 1975 (b), S.317.

100 Vgl. Esser 1975 (a), S.46-56.

101 Ebd., S.56-70.

102 Vgl. Esser 1975 (b), S.318.

als tendenziell gegeben annimmt für eine strukturell differenzierte Gesellschaft. Arbeitsteilige Sozialsysteme bringen jene **"vielfältigen Verflechtungen"**¹⁰³ mit sich, die die Aufnahme von Informationen, die **Meinungsbildung** und die Motivation **zum Meinungsabruf** erst ermöglichen.

Die für Umfrageforschung **angemessene** Befragtenrolle scheint von Esser in doppelter Weise fundiert zu werden: Einmal lassen sich die sozialen Bedingungen des Befragtenverhaltens **"zurückführen"**¹⁰⁴ auf bestimmte sozialstrukturelle Merkmalskomplexe sozialer Systeme, oder anders gesagt: Umfrageforschung kann **"daraus"** erklärt werden, daß die sozialstrukturellen Bedingungen Umfrageforschung problemlos **zulassen**¹⁰⁵. Zweitens läßt sich die Umfrageforschung - und damit auch die methodologisch begründete Befragtenrolle - funktional absichern: Als **"Durchdringungsmechanismus"**, als **"Integrationsmechanismus"**, erhöht Umfrageforschung die Transparenz der **"ansonsten"** undurchschaubaren sozialen Vorgänge in komplexen **Gesellschaften**¹⁰⁶. Sie trägt zur Lösung des Stabilitäts- und Anomieproblems in differenzierten Gesellschaften bei und erhöht ihre **"organische Solidarität"**¹⁰⁷. Angesichts von so viel **Funktionalität** resümiert Esser, man müsse **"beinahe"** annehmen, daß bei der Konzipierung von Umfrageforschung eine wohlthätige, **homöostasefördernde** Kraft ihre **"hidden hand"** im Spiel gehabt haben **muß**¹⁰⁸.

An dieser Stelle soll der Vergleich mit der interpretativen **Sozialforschung** einsetzen. Von Essers strukturell-funktionaler Analyse führt nur ein kleiner Schritt zur Normierung der Befragtenrolle. Was wegen seiner methodologischen Adäquanz angestrebt ist, wird funktional legitimiert. Funktionale Alternativen werden ausgeblendet, und auf diese Weise erscheint das, was faktisch auf einem **Definitionsakt** von Wissenschaft beruht, als mit der komplexen Gesellschaft vorgegeben. Der affektiv neutrale und aus seinen Handlungszusammenhängen gelöste Datenträger ist das Produkt einer Methodologie, die zur Bewältigung des **Kommunikationsproblems** die Rolle des Befragten betont als Spezialrolle entwirft.

¹⁰³ Ebd., S.318.

¹⁰⁴ Ebd., S.319.

¹⁰⁵ Ebd., S.328.

¹⁰⁶ Ebd., S.329.

¹⁰⁷ Ebd., S.331.

¹⁰⁸ Ebd., S.331.

Wissenschaftsinterne Orientierungen rechtfertigen die extrem **asymmetrisch** konzipierte Forschungsinteraktion: "Von der Untersuchungsanlage her" wird dem Befragten "eine rezeptiv-passive **Rolle zugewiesen**"¹⁰⁹. Entsprechend dem Modell des Datenträgers ist der Befragte reichlich mit Erwartungen konfrontiert, nicht nur mit der Erwartung **der Reaktion** auf extern gesetzte (nicht ausgehandelte) Erwartungen, sondern speziell mit der Erwartung der nicht-reaktiven Reaktion. Anders als in alltagsweltlich vertrauten Rollenbeziehungen soll er den Interaktionspartner, den Interviewer, "emotional detachiert" erleben und die "Fähigkeit zur Abstraktion von der unmittelbaren **Sozialbeziehung**"¹¹⁰ aufweisen. Bei der Konstruktion der Befragtenrolle nimmt die traditionelle Sozialforschung eine Reihe von Elementen in Kauf, die von der Struktur alltagsweltlich eingespielter Interaktionen abweichen¹¹¹ - in der Hoffnung auf übersituational gültige Daten.

Diese Hoffnung kann die interpretative Sozialforschung nicht teilen. Für sie werden Daten nicht dinghaft gültig - auf Abruf geliefert. Der Unterschied zur traditionellen Sozialforschung soll anhand der Konzeption von gültiger Datenproduktion und **-interpretation** verdeutlicht werden.

a) Die interpretative Sozialforschung hofft **umso** mehr auf gültige Ergebnisse, je mehr es gelingt, die Befragtenrolle in Anlehnung an die mit dem Forschungsthema verbundenen **alltagsweltlich** vertrauten Rollen zu modellieren: Wenn in der Forschungssituation alltägliche Handlungsorientierungen aktualisiert, wenn **z.B.** Handlungskontexte rekapituliert werden können, darf erwartet werden, daß die Kluft zwischen Sprache und Handeln, zwischen **Interviewdaten** und sozialer Wirklichkeit überbrückt **wird**¹¹². Dieses Ziel ist jedoch nicht über eine passiv-rezeptive, emotional neutrale und sozial detachierte Befragtenrolle erreichbar: Nur wenn das Forschungssubjekt seine Handlungsorientierungen in autonomer **Selbstdarstellung**¹¹³ gestalten kann, wenn es seine **Handlungsbegründungen** entsprechend den eigenen **Relevanzsetzungen** in der **Interviewsituation** entfalten kann, wenn es sich selbst auch

109 Vgl. Esser 1975 (a), S.79. Zur Kritik an der asymmetrischen Interaktion vgl. Berger 1974, S.68-81.

110 Vgl. Esser 1975 (a), S.101.

111 Scheuch spricht von einer "sehr speziellen, gewissermaßen 'unnatürlichen' Art der Kommunikation, die es erst zu erlernen gilt": Scheuch 1962, S.136.

112 Vgl. die Diskussion der Gültigkeitsproblematik und die Bedeutung **alltagsweltlicher** Handlungsorientierungen für die Gültigkeit bei Cicourel 1974 (a), S.110-129; vgl. auch die Bedeutung der faktischen **Handlungsperformanz** für den Aufbau der Forschungssituation in: **Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen** 1973, Bd. II, S.437.

113 Vgl. Schütze 1978 (a), S. 118.

emotional engagiert einbringen und die Bedeutsamkeit der **Interviewkommunikation** auch für seine alltäglichen Handlungszusammenhänge unterstellen **kann**¹¹⁴ - nur dann ist interne **Gültigkeit**¹¹⁵ zu erhoffen. Die Forderung nach Aktualisierung alltäglicher Handlungsorientierungen schließt den Verzicht auf die Dominanz extern - qua Wissenschaft - gesetzter Normierungen der Befragtenrolle ein. Nur über eine Annäherung an die kommunikativen Regeln der **alltagsweltlich Handelnden**¹¹⁶ kann erreicht werden, daß interviewergebnisse in ihrer Geltung nicht nur auf die **Interviewsituation** beschränkt **bleiben**¹¹⁷.

Hier liegt auch der Ansatz zur Lösung der Reaktivitätsproblematik. Entsprechend den Grundannahmen von symbolischem Interaktionismus und Ethnomethodologie bildet die wechselseitige Definition von Befragtem und Interviewer den Hintergrund der Hervorbringung von **Antworten**¹¹⁸.

Die in der **Befragungssituation** immer gegenwärtige Reaktivität kann - im günstigsten Fall - nur überlagert werden durch eine Aktualisierung von alltäglichen **Handlungsorientierungen**, oder anders gesagt: Die Reaktivität kann nur überlagert werden, wenn im **"Sekundärkontakt"**¹¹⁹ der Forschung die Relevanzstrukturen von "Primärkontakten" zur Geltung gebracht werden. Für die traditionelle Sozialforschung ist das Interview das Medium, das - sozusagen auf kürzestem Wege - die institutionsspezifischen Regelungen des **Wissenschaftsbereichs** zur Geltung bringen soll. Für die interpretative Sozialforschung ist es hingegen das Medium, das über eine Aktualisierung der Normierungen des zu erforschenden **Handlungsbereichs** - sozusagen auf dem Umweg - letztlich die Geltung wissenschaftlicher **Normierungen** sichern soll. Nur über den Umweg scheint Theoriebildung möglich.

b) Zu den wissenschaftlichen Normierungen der interpretativen Sozialforschung gehört der **Grundsatz**, sprachliche Äußerungen nicht als dinghaft gegeben, sondern als **interpretationsbedürftig** zu **betrachten**¹²⁰. Die Interpretationsleistung des Forschers ist **daran** gebunden,

114

Anders die **Forderung** von Esser, der vom Merkmal nur "peripherer Bedeutung des **Datenabrufs** für die **Alltagsbeziehungen** des Befragten" spricht: Esser 1975 (a), S.79.

115

Entsprechend der allgemeinen Verwendung des Begriffs ist mit interner Gültigkeit gemeint, **daß** das im Untersuchungsfall gemessen wird, was gemessen werden sollte, ohne daß die Generalisierbarkeit der Ergebnisse (externe Gültigkeit) angesprochen wäre; vgl. Fiedrichs 1973, S.352.

116

Vgl. Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1973, Bd. 11, S.434.

117

Vgl. die Kritik an den durch die analytische Wissenschaftstheorie beeinflussten Forschungsnormen und den Hinweis auf letztlich situationsabhängige Ergebnisse bei Berger 1974, S.26 f.

118

Vgl. die "Natürlichkeit" der Reaktivität bei Cicourel 1974 (a), S.119.

119

Vgl. die Kennzeichnung des **Interviews** als Sekundärkontakt etwa bei Esser 1975b, S.316.

120

Vgl. ferner die Arbeiten **der** Ethnomethodologen, die sich mit dem Problem der Feststellbarkeit von Sinn beschäftigt haben: **Garfinkel** in: **Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen** 1973, Bd. **I**, vor allem S.198-205; **Cicourel** 1975, z.B. S.13-42. Vgl. auch die aus der Perspektive des symbolischen Interaktionismus geschriebene

daß das **Forschungs**subjekt über die autonome Darstellung seiner Wirklichkeitskonzeption den erforderlichen **Auswertungskontext**¹²¹ liefert. Da **Wort** und **Bedeutung** in keiner eindeutigen Beziehung **stehen**¹²², muß durch den Rückbezug einer Äußerung auf ihren Entstehungshintergrund die Bedeutung erst erschlossen werden. Die vom Handelnden selbst intendierten **Bedeutungszuschreibungen** lassen sich - wie es die Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen formuliert hat - nur über eine "pragmatische **Brechung**"¹²³ der Äußerungen aufschlüsseln: "**Wissensgehalte** haben ... stets eine bestimmte Handlungsfunktion und werden nicht "rein semantisch" als situationsabstrakte Bedeutungskonfiguration interpretiert." ¹²⁴

Die von der Ethnomethodologie betonte **Indexikalität** des **Sprechens**¹²⁵ und die zu ihrer Bewältigung eingesetzte "dokumentarische Methode der **Interpretation**"¹²⁶ kennzeichnen eine Position der Sprachbehandlung, die Gegner dieser Sozialforschung gelegentlich mit dem Verdacht **unkontrollierter** - nur "intuitiver" - Auswertung **belegen**¹²⁷. Vor dem Hintergrund der Annahmen von allgemeinem Werterahmen und normativem Konsensus betonen sie die generalisierten Elemente des Mediums **Sprache**¹²⁸ und unterstellen die Möglichkeit der "Ermittlung semantisch und funktional äquivalenter **Indikatoren**"¹²⁹. Sie gewinnen auf diese Weise den **Spielraum** für eine objektive, zum **Hypothesentest** brauchbare

Arbeit über **Sozialforschung** von Denzin 1970, S.5-12. Im deutschsprachigen Bereich hat sich vor allem die Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen mit der Thematik beschäftigt, vgl. 1973, Bd. II, z.B. S.433-441; dies. 1976, z.B. S.51-57.

¹²¹ Vgl. das Prinzip der kontextuellen Bestimmung bei Douglas 1970, S.37.

¹²² Vgl. hier neben den angegebenen ethnomethodologischen Arbeiten auch die Arbeiten zur linguistischen Pragmatik: Maas und Wunderlich 1972; Wunderlich (Hg.) 1972; Schmidt (Hg.) 1974.

¹²³ Schütze u.a. 1973, S.445.

¹²⁴ Ebd., S.446.

¹²⁵ Vgl. Garfinkel mit Sacks, in: Arbeitsgruppe **Bielefelder** Soziologen 1973, Bd. I, S.210-214.

¹²⁶ Vgl. **Garfinkel**, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1973, Bd. I, S.198-201.

¹²⁷ Vgl. die Kritik von **Ziegler** 1973, S.40-43; vgl. auch den Verdacht des Solipsismus bei Esser 1975 (a), S.6; demgegenüber vgl. die Stellungnahme zum Vorwurf der Unkontrolliertheit in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1973, Bd. II, S.441 f; vgl. auch die Behandlung des Solipsismus-Vorwurfs bei Douglas 1970, S.23 f.

¹²⁸ Vgl. Esser 1975 (b), S.325 f. In seiner Auseinandersetzung mit dem Problem differierender Zuordnungen von Symbolen zu Designata **verweist** Esser zwar auf Fälle drastischer kultureller Unterschiede (interkultureller Vergleich, **Schichtendifferenzierung**), nicht aber auf die von den Ethnomethodologen betonte **situationsabhängige "Feinstrukturierung"**; vgl. Esser 1975 (a), S.56 ff; vgl. auch die Auseinandersetzung mit der Gegenposition bei Esser, **Klenovits, Zehnfpennig** 1977, S.100 f.

¹²⁹ Vgl. Esser 1975 (b), S.318.

Sprachbehandlung, die nicht auf sprachliche Entfaltung des **Untersuchungssubjekts** angewiesen ist: **Interviewdaten** werden als hinreichend eindeutig behandelt.

Vor allem Ethnomethodologen wie Garfinkel und Cicourel haben jedoch die hier behauptete Objektivität als **Scheinobjektivität**, als Versuch der Heilung von **Indexikalität**¹³⁰, eingeordnet: Sie **gehen** davon aus, daß die sprachliche Äußerung mit der Abstraktion von ihrer Anwendungssituation - stillschweigend - eine Interpretation erfährt, die durch die **Bewertungsstruktur** des Forschers und ihre Gleichsetzung mit der allgemein verbindlichen gesellschaftlichen Wertstruktur diktiert ist¹³¹. Um dieser Vorherrschaft der Forscherperspektive zu entgehen, betont die interpretative Sozialforschung die Prinzipien **der** Offenheit und der Kommunikation.

III. Die den Normen der Datengewinnung angemessene Methodik

1. Ein Vergleich mit methodischen Schwerpunkten der traditionellen Sozialforschung

Zum 17. Deutschen Soziologentag in Kassel 1974 hat Scheuch aufgrund einer Durchsicht der "**wichtigsten**"¹³² Zeitschriften einen Trendbericht zur Sozialforschung erstellt. Wertet man seinen Beitrag als Kennzeichnung der vorherrschenden Forschungsrichtung, kommt man zu **dem** Ergebnis: Traditionelle und interpretative Sozialforschung arbeiten methodisch

130

Vgl. Garfinkel mit Sacks. in: **Arbeitsgruppe** Bielefelder Soziologen 1973, Bd. I, S.213 f; Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1973, Bd. **II**, S.446.

131

Vgl. die Problematik der Auswertung von **Interviewdaten** bei Cicourel 1974, S.152-165; Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1973, **Bd. II**, S.440, 442.

132

Scheuch hat acht Zeitschriften ausgewählt unter dem Aspekt, daß in ihnen die "wichtigsten Primärarbeiten erscheinen - d.h. solche, die wiederholt als Grundlage für weitere Arbeiten dienen"; Scheuch 1976, S.86. Als deutschsprachige Zeitschrift wurde die "**Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie**" gewählt, da sie einen höheren Grad allgemeiner Verbreitung habe als etwa die "Zeitschrift für Soziologie". Die "Soziale Welt" wurde wegen ihres spezielleren Publikums ausgeschieden. Berücksichtigt wurden die Jahrgänge der acht Zeitschriften frühestens ab 1968.

spiegelbildlich. Während sich die interpretative Sozialforschung vorerst schwerpunktmäßig mit Fragen angemessener Datengewinnung beschäftigt und die Entscheidung über die Anwendbarkeit der sonst üblichen **Analyseverfahren** hinauszuzögern scheint¹³², registriert Scheuch für die vorherrschende Sozialforschung ein überwältigendes Interesse an der **Datenanalyse**: "Die Probleme der Datensammlung treten während des **Beobachtungszeitraums** gegenüber den bisher erwähnten Themen (dem **Analyseinteresse**, C.H.-R.) zurück bis zur quantitativen **Bedeutungslosigkeit**"¹³⁴."

Was Scheuch zur Beschreibung der regen Forschungstätigkeit im Bereich der Datenanalyse anführt, läßt erkennen, daß Daten nicht nach dem Prinzip der Offenheit, sondern nach dem Prinzip der vorab erfolgten Strukturierung des **Forschungsprozesses** gewonnen werden. Der Trend zur mathematisch-technischen **Datenbewältigung**¹³⁵ - der Ausbau von Pfadanalyse, Meßzahlen und Skalen z.B. - setzt die Standardisierung der Datensammlung bis hin zur Standardisierung der Antwortkategorien voraus. Auf diese Weise wird das Problem der Bedeutung sprachlicher Äußerungen scheinbar ausgeklammert - gegenwärtig ist es allenfalls bei der Verschlüsselung offener Fragen, der mit Abstand "schwächsten Stelle des Verschlüsselungsvorgangs"¹³⁶. Aber die Hoffnung auf automatische Verfahren¹³⁷ läßt erkennen, daß die hier auftauchenden Schwierigkeiten mehr oder **weniger** auf technische Defizite, nicht aber auf Besonderheiten des Fremdverstehens zurückgeführt werden.

Der methodische Fortschritt scheint immer weiter vom Prinzip der Kommunikation abzuführen. Starke Aufmerksamkeit wenden die von Scheuch gesichteten Artikel dem Problem der "unvollkommenen **Ausschöpfung**"¹³⁸, der tendenziell abnehmenden Kooperationsbereitschaft der ausgewählten Befragten zu. Offensichtlich spielt der Datenträger die ihm von der Forschung zugedachte Rolle nicht in befriedigender Weise. Daß seine Verweigerung z.B. in der nur peripheren Bedeutung der **Forschungssituation** für alltägliche Sozialbeziehungen begründet sein könnte

¹³² Vgl. Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1976, S.44.

¹³⁴ Vgl. Scheuch 1976, S.96.

¹³⁵ Ebd., S.88 ff.

¹³⁶ Ebd., S.107.

¹³⁷ Ebd., S.107.

¹³⁸ Ebd., S.99.

und er die Befragung als Instrumentalisierung, nicht aber als Beitrag zu gesellschaftlicher Integration (Durchdringungsfunktion) erleben könnte, klingt in der Arbeit von Scheuch nicht an. Statt einer derartigen Prüfung bisheriger **Interviewpraktiken** weicht die Forschung auf einen **kommunikationsarmen Datenabruf** aus: Als "wahrscheinlich bedeutendste Veränderung in den Schwerpunkten der Zeitschriftenliteratur zur **Umfrageforschung**"¹³⁹ bezeichnet Scheuch die große Aufmerksamkeit für Probleme der schriftlichen Befragung.

Zur Lösung des Teilnahmeproblems prognostiziert Scheuch den langfristig unumgänglichen Einsatz materieller Belohnungen "für gut beantwortete **Fragebögen**"¹⁴⁰. Die von Esser betonte Funktionalität von **Umfrageforschung** scheint kein ausreichendes Pendant in der individuellen **Motivationsstruktur** zu besitzen, so daß durch positive Sanktionen die **Aufrechterhaltung** der asymmetrisch konzipierten Befragtenrolle gesichert werden muß.

Die derartig stark differierenden Prinzipien der Datengewinnung werden erst vor dem Hintergrund unterschiedlicher Untersuchungsziele verständlich. Was Scheuch an beruhigenden Ergebnissen zur **Gültigkeitsprüfung**¹⁴¹ mitteilt, bezieht sich fast ausschließlich auf die Ebene von Fakten, deren korrekte Abbildung im Interview anhand von objektiven Unterlagen überprüft werden **konnte**¹⁴². Fragen wie die nach erfolgter Wahlbeteiligung oder nach dem Sitzenbleiben des eigenen Kindes im letzten **Jahr**¹⁴³ betreffen - wie die Ethnotheorie es nennt - die "etische" Ebene. Die interpretative Sozialforschung betont jedoch gerade die Prinzipien der Offenheit und der Kommunikation, weil ihr eine Beschränkung des Empirie-Verständnisses auf diese Ebene unbefriedigend erscheint. Ihr Programm, zunächst einmal die Welt von innen, "from within actual settings" zu sehen, scheint sie **vor** einer Entwicklung zu schützen, die Scheuch kritisch für die dominante Sozialforschung herausstellt: Mit den eindrucksvollen Möglichkeiten der technischen Datenmanipulation - etwa mit Hilfe von Programmpaketen - ist keineswegs das "Verständnis für die

¹³⁹ Ebd., S.99.

¹⁴⁰ Ebd., S.100.

¹⁴¹ Ebd., S.102 f.

¹⁴² Ebd., S.100 ff.

¹⁴³ Ebd., S.102 f.

Aussagekraft der Daten" gewachsen, es **stagniert bestenfalls**¹⁴⁴. Das Datenverständnis einer - wie Scheuch betont - "heute noch mehr als früher dem Modell der vorgeblich erfolgreichsten Naturwissenschaft: der **Physik**"¹⁴⁵ verpflichteten Soziologie scheint darunter zu leiden, daß die **Forschungstechniken** eine gewisse Eigendynamik entfalten. Die in den letzten Jahren mehrfach erlebte Desillusionierung, wenn als gesichert behandelte Befunde in den Rang von Forschungsartefakten absanken, läßt Scheuch fast von einer "Krise der quantitativen Sozialforschung", zumindest von einer "**Übergangssituation**"¹⁴⁶ sprechen. Die interpretative **Sozialforschung** hat ihre eigene Deutung dieser Entwicklung und bemüht sich um eine Alternative - ihr vorläufiges Ergebnis kann jedoch den im mathematisch-technischen Sog der Datenanalyse eingespielten Standards nicht **genügen**¹⁴⁷ und wird in der traditionellen Sozialforschung voraussichtlich nur als Exploration Anerkennung finden.

2. *Einzelne Methoden in der Forschungspraxis*

Die interpretative Sozialforschung läßt sich genauso wie die traditionelle Sozialforschung von dem Prinzip der Unberührtheit des **Forschungsgegenstandes** durch den Forschungsvorgang leiten. Doch die Bestimmung der Grenze zwischen Forschungsneutralität und Forschungseinfluß schwankt. Während die einen meinen, eine experimentelle Anordnung oder einen bis ins Detail festgelegten Interviewablauf als wenig erheblich für die zu erfassende Struktur des Gegenstandsbereichseinstufen zu können, entwickeln die anderen Skrupel bei der **Distanzierung** von "natürlichen" **Handlungsfeldern**. Sie sehen die von Jack Douglas geforderte "Integrität der **Phänomene**"¹⁴⁸ nur gesichert, wenn die eingesetzten Forschungsmethoden den Gegenstand so abbilden, wie er alltagsweltlich von den **Forschungssub-**

¹⁴⁴ Ebd., S.113.

¹⁴⁵ Ebd., S.III.

¹⁴⁶ Ebd., S.113.

¹⁴⁷ Mit dem Problem der Messung symbolisch interaktionistischer Forschung an den Kriterien einer anderen - "**irrelevanten**" - Methodologie hat sich **Herbert Blumer** in den letzten 20 Jahren häufig **auseinandergesetzt**; vgl. dazu z.B. Blumer 1973, S. 131 f.

¹⁴⁸ Douglas 1970, S.16.

jekten erfahren wird¹⁴⁹. Einseitig nach den Normierungen der Forschung angelegte Untersuchungsplänen mit entsprechenden **Konformitätserwartungen** an die zu Untersuchenden scheinen ihnen für dieses **Ziel** ungeeignet. Ist es nicht möglich, "direkt in die empirische Welt **hineinzugehen**"¹⁵⁰ und **im** strengen Sinn "naturalistische Forschung" zu betreiben, plädieren sie für Verfahren, die nahe an die **Vollzugswirklichkeit** des **Handelns** **heranführen**¹⁵².

Zur Illustration der interpretativen Forschungspraxis sollen aus dem Katalog von **Methoden**¹⁵³ drei herausgegriffen werden, entweder weil sie mehr oder weniger Neuschöpfungen sind oder weil sie als alte Methoden einen neuen Einsatz erfahren. Kurz behandelt werden die teilnehmende Beobachtung, die Konversationsanalyse und das situationsflexible Interview in verschiedenen Formen.

21 *Die teilnehmende Beobachtung*

Die starke Gewichtung der teilnehmenden Beobachtung vor allem im symbolischen Interaktionismus heute erinnert an den Rang dieser Methode vor 50-60 Jahren, als die Chicago-Schule ihr Forschungsprogramm praktizierte: Daß nämlich - wie **René König** es einmal formuliert hat - "**Sozialforschung** nicht aus theoretischer Entfernung oder spekulativer Erhabenheit, sondern einzig und allein in der unmittelbaren Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit selbst betrieben werden **könnte**"¹⁵⁴. Als ein **Nebenstrang** der Forschung konnte sich die teilnehmende Beobachtung immer behaupten. Doch bei aller Bewunderung z.B. für die völlig offen ansetzende "**Street Corner Society**" von **William Foote Whyte** ging der Trend

149 Douglas 1970, S.16 f; vgl. auch die Kennzeichnung der "weichen" Verfahren als journalistischen Essayismus bei Esser, Klenovits, Zehnppennig 1977, S.102.

150 Blumer 1973, S.114.

151 Schatzman und Strauss 1973, S.5.

152 Das Konzept der Vollzugswirklichkeit von Garfinkel wird z.B. dargestellt bei Bergmann 1974, S.113 ff.

153 Vgl. die Behandlung weiterer Verfahren in Schütze u.a. 1973, S.473-488. Das **Krisenexperiment** von Garfinkel (S.476 ff) fällt aus dem oben skizzierten Schema für "naturalistische Forschung" heraus.

154 König 1962, S.127.

im Hauptstrom der Sozialforschung immer mehr in Richtung einer **Strukturierung** und Standardisierung des Beobachtungsverfahrens.

Wenn die teilnehmende Beobachtung für den Methodeneinsatz der interpretativen Sozialforschung fast paradigmatischen Wert **hat**¹⁵⁵, so ist die Priorität dieses Verfahrens **darin** begründet, daß sich der Forscher bei seiner Konzeptbildung **vom Forschungssubjekt**, von dessen **Handlungsorientierungen** und vor allem **Handlungsabläufen**¹⁵⁶ leiten lassen kann. Sollen Gesellschaftsmitglieder aus ihrem eigenen **Orientierungsrahmen**¹⁵⁷ verstanden werden, können sie nicht **vorschnell** auf bestimmte **Variablenbeziehungen** abstrahiert werden¹⁵⁸. Schatzman und Strauss empfehlen den Verzicht auf rasches **"Festnageln"**¹⁵⁹ von Beobachtungen, da **Handlungsstrukturen** in ihren **Bedeutungsnuancen**¹⁶⁰ nur in einer ständigen Ergänzung und Revision vorläufiger Ergebnisse aufgedeckt werden können. Angeleitet durch **sensitivierende**¹⁶¹, nicht aber operationalisierende Konzepte soll der Forscher die Komplexität der beobachteten Erscheinungen zu einer **Synthese**¹⁶² ordnen und schließlich - nach dem **methodologischen** Entwurf von Bruyn - Handlungen teleologisch erklären¹⁶³.

Als Beispiel für den Einsatz der teilnehmenden Beobachtung sei die Arbeit von Glaser und Strauss, Awareness of **Dying**¹⁶⁴, angeführt. Ein Hinweis auf das biographisch begründete **Forschungsinteresse** der Autoren am Thema **Sterben**¹⁶⁵ ist das einzige, was der Leser

¹⁵⁵ Vgl. **Arbeitsgruppe** Bielefelder Soziologen 1973, Bd. II, S.474.

¹⁵⁶ Vgl. Denzin 1975, S.185 ff; **Arbeitsgruppe** Bielefelder Soziologen 1973, Bd. II, S.475.

¹⁵⁷ Vgl. Bruyn 1966, S.28.

¹⁵⁸ Vgl. Bruyn 1966, S.22; vgl. auch die Kritik an der gegenwärtig praktizierten teilnehmenden Beobachtung bei Hammerich und Klein 1978, S.17.

¹⁵⁹ Schatzman und Strauss 1973, S.8.

¹⁶⁰ Ebd., S.6.

¹⁶¹ Dieser von Herbert Blumer entwickelte Begriff wurde von einer Reihe von Forschern aufgenommen; vgl. Bruyn 1966, S.28-33; Denzin 1975, S.14; Glaser und Strauss 1974 (a). S.38 f.

¹⁶² Bruyn 1966, S.34 f.

¹⁶³ Ebd., S.41 f.

¹⁶⁴ Glaser und Strauss 1974 (b).

¹⁶⁵ Ebd., S.263 ff.

über die Vorphase der empirischen Arbeit erfährt. Die drei Jahre dauernde Feldarbeit in Krankenhäusern in der Bucht von San Francisco galt - entsprechend den oben behandelten Maximen der Forscher zur **"grounded theory"** - der **Hypothesengenerierung**, nicht ihrem Test. Bei dem Versuch der Ordnung der vielfältigen Erscheinungen, die sie als Mitglied des Krankenhauspersonals beobachten konnten, stießen Glaser und Strauss auf das Phänomen des Bewußtheits-Kontexts: "Was jeder Interagierende über einen bestimmten Zustand des Patienten weiß, sowie sein Wissen darum, daß die anderen sich dessen bewußt sind, was er weiß - ...werden wir Bewußtheits-Kontext **nennen**¹⁶⁶." Mit Hilfe dieses Begriffs konnten sie den für amerikanische Krankenhäuser weit verbreiteten Typ des "geschlossenen **Bewußtheits-Kontexts**"¹⁶⁷ herausarbeiten: Jeder der Interagierenden weiß, daß das Sterben **vorsteht**, nur nicht der Patient. Die Tabuisierung des **Todesthemas** schlägt sich auch im Kontext des Argwohns nieder, wenn der Patient um die ihm vorenthaltene wahre Auskunft kämpft und mit komplizierten Strategien das Personal zur Offenbarung der **verschwiegenen** Nachricht verleiten will. Die Verdrängung des Todesthemas **beherrscht** auch den Kontext der wechselseitigen Täuschung, wenn sowohl der Patient als auch das Krankenhauspersonal die Todesgewißheit überspielen. Die Deckung der Perspektiven in einer offenen Kommunikation, so wie sie für viele Patienten die letzte, oft kurze Phase darstellt, wird häufig von den Beteiligten mit Erleichterung erlebt (offener Bewußtheits-Kontext). Entsprechend den Vorschlägen zur theoretischen **Samplebildung**¹⁶⁸ erweiterten Glaser und Strauss ihr Sample kontinuierlich. **"Theoretical sampling"** stellt sich im Fall des Sterbens **z.B.** so dar, daß zur **Präzisierung** der Bedingungen der vier Bewußtheits-Kontexte weitere Krankenhäuser oder Stationen **hinzugewählt** werden, die den zu behandelnden Typ gar nicht oder ausschließlich **aufweisen**¹⁶⁹.

Gilt das Hauptinteresse der Autoren zunächst einmal der detaillierten Erfassung des **Objektbereichs**, läßt doch die Beschäftigung mit der formalen **Theoriebildung**¹⁷⁰ weiterreichende Zielsetzungen erkennen. Aus dem **am** Beispiel des Sterbens entwickelten Konzept des "sozialen **Verlustes**"¹⁷¹ wird eine in die verschiedensten **Objektbereiche** übertragbare Kategorie - an dieser Stelle formulieren Glaser und Strauss auch explizit Hypothesen. Die Fruchtbarkeit der in mühsamer Feldarbeit entwickelten Begriffe wird sich in der Analyse von so unterschiedlichen Handlungsfeldern wie denen der **Obdachlosen**¹⁷², der Homosexuellen, der entlassenen Strafgefangenen oder der Adoptiveltern erweisen.

¹⁶⁶ Ebd., S.16 f.

¹⁶⁷ Ebd., S.11.

¹⁶⁸ Über **"The Discovery of Grounded Theory"** hinaus wird die theoretische **Samplebildung** dargestellt bei Glaser 1978, S.36-54.

¹⁶⁹ Vgl. Glaser und Strauss 1974 (b), S.265 f.

¹⁷⁰ Vgl. Glaser und Strauss 1974 (a), S.79 ff; dies. 1974 (b), S.253 ff.

¹⁷¹ Glaser und Strauss 1974 (a), S.42 f.

¹⁷² Vgl. die Verwertung **des** Begriffs "geschlossener Bewußtheitskontext" bei Ricmann 1977.

In ihrem Bemühen, sprachliches Handeln zum Ausgangspunkt einer soziologischen Wirklichkeitserfassung zu machen, sind in den letzten 10 Jahren vor allem amerikanische Ethnomethodologen dazu übergegangen, "natürlich produzierte" Texte systematisch auf ihre organisatorischen Strukturen und die mit ihnen abgewickelte Handlung zu untersuchen. Die unterschiedlichen soziologischen Forschungsansätze haben Kallmeyer und Schütze von den Analyseverfahren der Sprachphilosophie und der linguistischen Pragmatik abgehoben und unter dem Namen **Konversationsanalyse** zusammengefaßt: "Unter Konversationsanalyse möchten wir verstehen die empirische Erforschung von Texten, die in natürlichen **Kommunikationssituationen** hervorgebracht, mit elektronischen Mitteln aufgezeichnet und gespeichert sowie unter dem Gesichtspunkt der Strukturen des **Kommunikationsablaufs**, der Aktivitäten der beteiligten Interaktionspartner **und/oder** der von diesen getätigten Bedeutungsvoraussetzungen und -zuschreibungen transkribiert und analysiert werden"¹⁷³. Das alltagsweltliche Gespräch als Annäherung an den Typ der egalitären Kommunikation bildet zwar den Ausgangspunkt der **Konversationsanalyse**, doch lassen sich ihre Konzepte und Verfahren auf "alle in faktischen sozialen **Interaktionssituationen** natürlich produzierten Texte **anwenden**"¹⁷⁴: Das alltagsweltliche Gespräch fungiert als Prototyp, an dem sich die **Organisationsstrukturen** nicht autonom von den Beteiligten gestalteter Kommunikationsabläufe als Abweichung verdeutlichen **lassen**¹⁷⁵.

Daß die Konversationsanalyse **im** Gegensatz zu den anderen hier vorgestellten Methoden auch ein **Verfahren** der Auswertung ist, machen die folgenden Arbeiten deutlich. So haben **z.B.** Sacks, Schegloff und Jefferson mit den von ihnen beobachteten Organisationsstrukturen des **Sprecherwechsels** bei nicht-festgelegter Verteilung der Redebeiträge einen Maßstab

¹⁷³ Kallmeyer und Schütze 1976, S.4. In letzter Zeit zeichnet sich der Trend ab, den Terminus "Konversationsanalyse" auf die Schule von Sacks und Schegloff zu beschränken. Andere Ansätze wie die von Cicourel und Gumperz **verwenden** herkömmliche Ausdrücke wie "**Diskursanalyse**", "Pragmatik" usw. Schütze 1979 **verwendet** den Ausdruck "**Interaktionsanalyse**".

¹⁷⁴ Kallmeyer und Schütze 1976, S.5.

¹⁷⁵ Vgl. diese **Maßstabgewinnung** mit dem Entwurf der idealen Lebensform • mit ihrem Kernstück der **herrschaftsfreien** Kommunikation • bei **Habermas**, in: Habermas und Luhmann 1971, S.136 ff.

geschaffen, an dem die Besonderheiten präformierter Sprecherwechsel (Diskussion, Debatte) abgelesen werden **können**¹⁷⁶. Mit Hilfe der Variablen Konstruktion und Zuteilung von Redebeiträgen erarbeiteten sie ein Modell, aus dem die empirischen Merkmale von Sprecherwechsel ableitbar sind. Während dieses Modell wichtige Aspekte einer einmal in Gang gesetzten Unterhaltung erklären kann, stellen Eröffnung und Abschluß eines Gesprächs Interaktionsleistungendar, die eine gesonderte Behandlung **erfordern**¹⁷⁷. Schegloff und Sacks stießen bei der Analyse von **Gesprächssequenzen** auf das Phänomen der strukturellen Zwänge¹⁷⁸: Jeder Typ einer Äußerung schafft eine Erwartung **im** Hinblick auf den Typ der nachfolgenden Äußerung, anders gesagt: Auf jeden Typ einer sprachlichen Handlung folgt eine Handlung eines korrespondierenden Typs: auf eine Frage folgt **z.B.** eine Antwort. Das Prinzip der "konditionellen Relevanz" läßt **Äußerungsaktivitäten** als Handlungspaare erscheinen, von denen jedes Element strikt im textuellen Zusammenhang betrachtet wird.

Die von der "empiristischen **Konversationsanalyse**"¹⁷⁹ aufgezeigten formalen Strukturelemente haben sich als nützlich, wenn auch nicht als ausreichend erwiesen, um den Handlungsablauf in den verschiedensten sprachlichen Interaktionssituationen zu erfassen. Jede verbale Kommunikation setzt die Bewältigung von Interaktionspostulaten oder Basisregeln **voraus**¹⁸⁰. Mit diesen Feinstrukturen der Kommunikationsbewältigung bei objektiv nicht zu ermittelnder Bedeutungsfeststellung haben sich Ethnomethodologen wie Garfinkel und Cicourel beschäftigt. Die **Protokollierung** von natürlichen Konversationsabläufen diente ihnen als Ausgangspunkt, um das Aushandeln von Bedeutungszuschreibungen in **institutionell-organisatorisch** festgelegten Kontexten zu beobachten. Sie wählten **Interaktionsabläufe**, an deren Ende eine zumindest für den Betroffenen **folgenreiche** Entscheidung aufgrund von interpretativen Prozessen steht: polizeiliche Verhöre oder richterliche Vernehmungen¹⁸¹, medizinische **Diagno-**

176 Vgl. Sacks, Jefferson und Schegloff 1974.

177 Vgl. Kallmeyer und Schütze 1976, S.15.

178 Vgl. Schegloff und Sacks 1973, S.298.

179 Kallmeyer und Schütze 1976, S.12.

180 Vgl. die Darstellung der Basisregeln unter II.2.1.

181 Vgl. Cicourel 1968.

se¹⁸² oder Leistungsgruppeneinteilung von **Schulkindern**¹⁸³. Dieser konversationsanalytische Ansatz hat einen wertvollen Beitrag geleistet zur differenzierten Erfassung von Statuszuschreibungen, an denen der labeling approach ansetzt.

Auch in der Bundesrepublik sind in den letzten Jahren die Möglichkeiten der Konversationsanalyse ins Blickfeld geraten. In einem Konstanzer Projekt **zur** sozialen Organisation von psychopathologischen Biographien (Leitung: Richard Grathoff) wurde die Konversationsanalyse **z.B.** mit der teilnehmenden Beobachtung, mit informellen Interviews und mit **Einzelfallstudien trianguliert**¹⁸⁴ und vor allem zur Klärung der Prozesse eingesetzt, die den Übergang von der vorklinischen zur klinischen Phase markieren. Jörg Bergmann konnte nachzeichnen, wie durch die sprachliche Organisation des psychiatrischen Aufnahmegesprächs eine Entscheidung darüber gefällt wird, "ob eine Person - als Patient - freiwillig oder zwangsweise in der Klinik **untergebracht** wird""'. Die Freiwilligkeit des **Patientenstatus** wurde als ein Phänomen betrachtet, das im interaktiven Zusammenhang des Aufnahmegesprächs hergestellt wird. Durch die **Positionierung** der Freiwilligkeitsthematik von **seiten** des Klinikpersonals werden konditionelle Relevanzen gesetzt, die als adäquate Antwort des prospektiven Patienten eher die Zustimmung zum freiwilligen Klinikaufenthalt als seine Ablehnung auslösen. Wenn der Patient am Ende des Gesprächs aufgefordert wird, die Freiwilligkeitserklärung zu unterschreiben, oder wenn seine Unterschrift explizit unterstellt wird - gleichsam "als Zeichen für **seine** vernünftige, normale **Einstellung**"¹⁸⁶ -, dann erscheint die freiwillige Klinikunterbringung als das Produkt einer strategischen Interaktion und der "Wille" des Patienten als organisiertes Gesprächsfazit.

Noch ein weiteres Verfahren mit potentiell existenzieller Bedeutsamkeit für den Betroffenen wurde inzwischen in der Bundesrepublik mit den Mitteln der Konversationsanalyse angegangen, das Verfahren zur Anerkennung als Kriegsdienstverweigerer¹⁸⁷. Fritz Schütze wählte diesen Fall der

¹⁸² Vgl. Garfinkel 1967, S.186 ff.

¹⁸³ Vgl. Cicourel, Jennings, Jennings, Leiter, MacKay, Mehan, Roth 1974 (b).

¹⁸⁴ Vgl. Bergmann 1977.

¹⁸⁵ Vgl. Bergmann 1977, S.151.

¹⁸⁶ Ebd., S.156 f.

¹⁸⁷ Schütze 1978 (b).

Ermittlung motivationaler Zusammenhänge, weil das KDV-Verfahren in besonderer Weise für die interaktive **Wahrheitskonstruktion**¹⁸⁸ auf Erzählen und Argumentieren des Betroffenen angewiesen ist. Schafft der Verfahrenswalter konditionelle Relevanzen, die den Kläger an einer eigenständigen Darstellung seiner Biographie bis **hin** zur Verankerung der Kriegsdienstverweigerung in seinem **Lebensplan** hindern, löst er sprachliche Aktivitäten aus, die aufgrund der Irritation des Betroffenen "für die Wahrheitsfindung im Verfahren praktisch wertlos **sind**"¹⁸⁹. Je mehr der Kläger systematisch in **Zugzwänge** verwickelt wird, desto größer wird die Gefahr, daß der Richter einseitig durch seine Interpretation die binäre Entscheidung "Anerkennung, ja oder nein" trifft. In einem solchen Fall überbrückt der Verfahrenswalter ohne die erforderliche kommunikative Mitwirkung des Betroffenen die "Unschärferelation" zwischen juristisch exakt formulierten Regelbeständen und der konkreten Lebenssituation des Klägers¹@. Wie die Arbeit von Schütze zeigt, eignet sich die **Konversationsanalyse** zur Aufdeckung diffus vermuteter Herrschaftsstrukturen und - in ersten vorsichtigen Ansätzen - zum Entwurf von **Herrschaftsabbau**¹⁹¹ - im Falle des KDV-Verfahrens gleichzeitig verbunden mit besserer Erreichung des Ziels der Wahrheitskonstruktion.

23 *Das situationsflexible Interview*

Die Distanzierung vom lange wenig angefochtenen standardisierten Interview wird **z.Zt.** in Etappen erprobt. Allen Versuchen gemeinsam ist das Ziel, in der Interviewsituation die Aktualisierung von alltäglichen **Handlungskontexten** zu erreichen und durch eine möglichst "spontane", **eigengesteuerte** Selbstdarstellung der Forschungssubjekte Zugang zu empirisch gültigen Daten zu gewinnen. Dazu beispielhaft drei Lösungsansätze: Der eine greift auf ein altes Instrument, den Interview-Leitfaden, zurück, um die gegenwärtig diskutierten Vorteile der Annäherung an alltägliche

188 Ebd., S.23.

189 Ebd., S.78.

190 Ebd.

191 Ebd., S.93-95.

Kommunikationssituationen zu **erreichen**¹⁹². Ein anderer setzt standardisierte Fragen als Vorläufer von situationsabhängigen Erzählanstößen ein, um die methodologische Problematisierung des standardisierten Interviews zu vertiefen. Schließlich der letzte, sicher radikalste Ansatz, das narrative Interview. Bei Beschränkung des Interviewers auf wenige verbale **Steuerungsleistungen** soll möglichst unverzerrt die Relevanzstruktur des Befragten zum Ausdruck gebracht werden.

23.1 *Der Rückgriff auf den Leitfaden*

In einem Berliner Projekt zu Fragen der Schulaufsicht hatten Christel Hopf und ihre Mitarbeiter den Interview-Leitfaden als Instrument zur Exploration eines wenig bekannten Handlungsfeldes eingesetzt. Ihr Rückgriff auf diese alte Erhebungstechnik ist jedoch enttäuschend verlaufen, weil die Orientierung am Leitfaden nicht die erhoffte "natürliche" **Gesprächssituation** entstehen ließ, sondern allenfalls ein "**Pseudo-Gespräch**"¹⁹³ kreierte: Elemente alltäglicher Kommunikation waren eingeschlossen, jedoch umrahmt von Verstößen gegen Kommunikationsnormen wie die **Reziprozitätsnorm** oder die Tabuisierung des **Ausfragens**¹⁹⁴. Wie Christel Hopf in einer sorgfältigen Reflexion ihres eigenen methodischen Vorgehens herausarbeitete, geriet der Leitfaden zum "**Oktroi**"¹⁹⁵: Er erfüllte für die Interviewer "quasi Schutzfunktionen bei der Bewältigung typischer, an die Situation gebundener **Verhaltensprobleme**"¹⁹⁶, und er fungierte als Richtschnur, an der die Interviewer die Erreichung der **Forschungsziele** meinten ablesen zu können. Das Folgeproblem beschreibt Hopf als "**Leitfadenbürokratie**"¹⁹⁷, der die eigengesteuerte Selbstdarstellung der Befragten zum Opfer fällt.

Die Arbeit von Hopf und Mitarbeitern verdeutlicht, daß das Prinzip der Kommunikation pervertiert, wenn nicht auch das Prinzip der Offenheit

¹⁹² Vgl. hierzu als eine der jüngsten Publikationen Bracher 1978, S.173 ff.

¹⁹³ Hopf 1978, S.107.

¹⁹⁴ Vgl. Hopf 1978, S.107.

¹⁹⁵ Ebd., S.101.

¹⁹⁶ Ebd., S.101.

¹⁹⁷ Ebd., S.101 ff.

beherzigt wird. Die theoretische Vorstrukturierung des Gegenstandes tendiert zur Interviewerdominanz und drängt den Befragten in die letztlich doch weitgehend vom Interviewer definierte Rolle. Es ist nicht auszuschließen, daß diese Rolle für den Befragten "leidvoller" ist als seine klar begrenzte Rolle im standardisierten Interview, da durch das Anknüpfen an Elemente alltagsweltlicher Kommunikation Hoffnungen geweckt werden können, die bei der strategischen Überlegenheit des Interviewers enttäuscht werden müssen. Wenn dessen Relevanzsetzungen vorherrschen und durch weitere Fragevorgaben der Interviewte in **Zugzwänge** gerät, wird kaum zu vermeiden sein, daß er sich bei wiederholtem Abblocken seiner Erzählansätze oder bei mangelnder Betrachtung der von ihm eingebrachten Thematik instrumentalisiert sieht. In diesem Fall schwindet mit den geringen Chancen des Befragten zur Strukturierung der **Interviewsituation** auch die Überlegenheit des qualitativen Interviews bei der Erforschung wenig bekannter **Handlungsfelder**¹⁹⁸.

23.2 *Das standardisierte Interview - situationsflexibel abgewandelt*

Vermutlich läßt sich das Durchsetzen der inhaltlichen Thematik eher mit der Fähigkeit zu autonomer Selbstdarstellung des Befragten ausbalancieren, wenn die vorgegebenen Fragen für die Interviewer als **Erzählanstöße** definiert sind und durch günstige Rahmenbedingungen - etwa eine üppige Zeitkalkulation für das Interview - der Spielraum für **"Spontaneität"**¹⁹⁹ und **"freie Assoziation"**²⁰⁰ der Befragten gesichert werden kann. In einer Mischung traditionaler und interpretativer **Sozialforschungselemente** hat Cicourel²⁰¹ versucht, die von ihm zunächst nur theoretisch entwickelte Kritik am standardisierten Interview in einer empirischen Studie zu erhärten. "Theory and Method in a Study of Argentine **Fertility**" ist ein Beleg dafür, welche Vorkehrungen getroffen werden müssen, um die verschiedenen Stufen der Produktion und Interpretation sprachlicher Bedeutung im Interview zu bewältigen. Der Phasenverlauf der drei bis vier Interviewsituationen war **darauf** angelegt, **daß** zunächst über wenig problematische Themen eine Kommunikationsbeziehung zwischen Interviewer

¹⁹⁸ Vgl. die skeptische **Schlußfolgerung** bei Hopf 1978. S.106.

¹⁹⁹ Cicourel 1974 (c), S.74.

²⁰⁰ Ebd., S.83.

²⁰¹ Vgl. Cicourel 1974 (a), vor allem S.110-173.

und **Forschungssubjekt** aufgebaut wurde, die dann schließlich auch ein Eingehen auf die "delikatsten" Fragen der Geburtenplanung ermöglichte^{m1}. Zur Produktion sprachlicher Bedeutung durch den Interviewer reichten nicht die generell vorgesehenen offenen^{M3}, **standardisierten**²⁰⁴ Fragen, sondern in Abhängigkeit von den Verstehensleistungen der Rezipienten sollten die Fragen situationsangemessen **umformuliert** werden²⁰⁵. Der bereits in "Methode und Messung.." geäußerte Verdacht bestätigte sich, daß nur ein kleiner Teil der Befragten zu einer identischen Interpretation der intendierten Bedeutung fähig ist^{m1}.

Um von den Antworten der Befragten auf die tatsächlich **handlungs-**leitenden Faktoren der Familienplanung schließen zu können, strebte Cicourel nach einer Interviewsituation, die möglichst nahe an die ursprünglichen Handlungskontexte heranführen sollte^{m7}. Die Betonung von Spontaneität und freier Assoziation kann bei Cicourel so gedeutet werden, daß er für die Produktion sprachlicher Bedeutung auf **seiten** der Befragten die Geltung alltagsweltlicher Kommunikationsregeln, insbesondere die Chance zu eigengesteuerten Gesprächsanteilen, sichern **will**²⁰⁸. Die für das Cicourel'sche Datenverständnis **zentralen** Probleme wie **Indexikalität** und Reflexivität des Sprechens lassen sich nur in den Griff bekommen, wenn das Forschungssubjekt seine Wirklichkeitskonzeption artikulieren und damit Markierungen für die nachfolgende Dateninterpretation durch den Forscher errichten kann.

Bei der Klärung der Produktionsbedingungen sprachlicher Bedeutung bezieht Cicourel teilweise als Interpretationsfolie auch nichtsprachliche Elemente der Kommunikation **ein**²⁰⁹. Der **Rückbezug** von Antworten auf ihren Kontext zieht sich wie ein roter Faden durch die gesamte Unter-

^{m1} Vgl. Cicourel 1974 (b), S.84.

²⁰³ Vgl. Cicourel 1974 (c), S.203.

²⁰⁴ Ebd., S.204.

²⁰⁵ Vgl. Cicourel 1974 (c), S.86; vgl. auch die Schwierigkeiten der Anwendung standardisierter Fragen S.168.

²⁰⁶ Vgl. Cicourel 1974 (c), S.86; den. 1974 (a), S.158 ff; Berger 1974, S.82 ff.

²⁰⁷ Cicourel 1974 (c), S.73.

²⁰⁸ Vgl. die Ausführungen zum Stellenwert der Spontaneität im theoretischen Apparat, Cicourel 1974 (c), S.74.

²⁰⁹ Vgl. Cicourel 1974 (c), S.168, 175 ff.

suchung. Unter dem Einfluß ethnographischer Einzelfallstudien, die eine Fülle alltäglicher Zufälligkeiten als Orientierungsrahmen für die Darstellung der eigenen Praktiken der Familienplanung hatten erkennen lassen", schulte Cicourel seine Interviewer in der Wahrnehmung und Registrierung von **Kontextmerkmalen**²¹¹. Diese Verästelungen der Analyse zur Klärung des **"Ereignissinns"**²¹² hinderten* licher Daten entpupp- te sich für ihn die Klarheit der Tabellen als Schein, dem nur der trauen kann, dem die Umstände der Datengewinnung vorenthalten **werden**²¹³. Detaillierte ethnographische und soziolinguistische Einzelfallstudien schei- nen Cicourel für die Erfassung der sozialen Wirklichkeit bei gleichzeitiger Reflexion der Datenkonstitution eher **geeignet**²¹⁴.

23.3 *Das narrative Interview*

Auf dem Weg zu einer Sozialforschung, die die **Relevanzgesichtspunkte** der **Forschungssubjekte** bei weitgehender Zurücknahme des **Forscherein-** flusses zur Geltung bringen will, ist das narrative Interview ein origineller **Vorschlag**²¹⁵. Aus der Kenntnis sprachlicher Kommunikationsschemata und ihrer jeweiligen Leistung bei der Erfassung von Wirklichkeit hat **Fritz Schütze**²¹⁶ versucht, eine bisher in der Soziologie weitgehend **brachlie-**

* **Anmerkung der Herausgeber:** An dieser Stelle fehlt ein **kurzes Textstück** von ein oder zwei Zeilen. Wir verfügen nicht **mehr** über das **Ursprungsmanuskript** und müssen den **Text** hier so wiedergeben, wie er in der **"Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie"** erschienen ist.

²¹⁰ Ebd.. S.76-83.

²¹¹ Ebd., S.84.

²¹² Vgl. den Begnff **z.B.** bei Cicourel 1975, **S.34**.

²¹³ Cicourel 1973 (c), **S.128**.

²¹⁴ Ebd.. **S.141-204**.

²¹⁵ **Schütze 1977 (a)**.

²¹⁶ **Vgl.** die auch linguistisch fundierten Arbeiten zum Sachverhaltsschema der Erzäh- lung und der Argumentation. Schütze 1976 (a); ders. 1978, S.57 ff. **Vgl.** vor allem die Darstellung von Kommunikationsschemata bei **Kallmeyer** und Schütze 1977.

gende menschliche **Fähigkeit**²¹⁷ für die Sozialforschung zu nutzen: die **Fähigkeit des Erzählens**. Diese schichtunabhängig existierende "narrative **Kompetenz**"²¹⁸ möchte Schütze einsetzen zur Abbildung von **Handlungs-**abläufen, deren Vollzug **dem** Forscher nicht über Beobachtung direkt **er-**schließbar ist, so daß nur über eine sprachliche Rekonstruktion abgelaufener Ereignisketten und deren retrospektive Deutung aus der Sicht der Handelnden das Zugangsproblem gelöst werden kann. Für diese **Stellver-**treterfunktion bieten sich besonders gut Erzählungen an: "Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen sind diejenigen vom thematisch interessierenden faktischen Handeln abgehobenen sprachlichen Texte, die diesem am nächsten stehen und die Orientierungsstrukturen **des** faktischen Handelns auch unter der **Perspektive** der Erfahrungsrekapitulation in beträchtlichem Maße **rekonstruieren**"²¹⁹."

Mit dem narrativen Interview knüpft der Forscher an alltagsweltlich vertraute Kommunikationsformen an - das Gelingen dieses Unternehmens ist aber auch an die Einhaltung alltagsweltlicher Kommunikationsregeln gebunden. Das methodische Hervorlocken und In-Gang-Halten von Erzählungen erfordert eine "**Technologie**"²²⁰, deren Aufbau das bisherige - noch **spärliche**²²¹ - Wissen über die Basisregeln der Kommunikation widerspiegelt. Die Erzählung mißlingt, wenn nicht **z.B.** die Idealisierung von der "**Kongruenz der Relevanzsysteme**" in Kraft tritt und in Kraft bleibt. Oder **die** Erzählung entgleitet in eine allgemeine, nicht subjektiv bezogene Sachverhaltsdarstellung, wenn **dem** Erzähler nicht beständig vom Zuhörer signalisiert wird, daß dieser seine Typisierung nachvollzieht, und zwar in einer Weise, als ob beini "**Austausch der Standorte**"²²² der Zuhörer als **Erzähler die** Dinge "**in derselben Typikalität**"²²³ sähe. Die von **Fritz**

217 Als Beispiel für den Einsatz der Erzählung vgl. Schatzman und Strauss 1972. S.351-367; vgl. auch den Einsatz der Erzählung für Arbeiter bei Bahrdt 1975.

218 Vgl. die Aufgliederung der Kompetenz zum Geschichtenerzählen in verschiedene Schichten bei Schütze 1976 (a), S.16 ff; zur Schichtenunabhängigkeit der Kompetenz vgl. Schütze 1977, S.51.

219 Ebd., S.1.

220 Ebd., S.1.

221 Vgl. Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1973. Bd. II. S.445.

222 Alfred Schütz 1973, S.II.

223 Ebd., S.12.

Schütze ausgearbeiteten Empfehlungen zum Aufbau des narrativen Interviews können deshalb auch als Markierungen für die Geltung der **Basisregeln** gelesen werden, damit **im** Rahmen der an Kommunikation gebundenen sozialwissenschaftlichen Datenbildung ein Höchstmaß an **Relevanzsetzungen** des **Forschungsobjekts** über dessen eigengesteuerte und vom Zuhörer mitgetragene Darstellung zum Ausdruck kommt.

Schütze schlägt eine Zweiteilung des narrativen Interviews in eine Haupterzählung und eine Nachfragephase vor²²⁴. Wie er am Beispiel seiner eigenen Untersuchung zu **Gemein-
machtstrukturen**²²⁵ veranschaulicht, gewinnt die Eingangsfrage, die "erzählgenerierende" Frage, eine Schlüsselstellung für das Gelingen des Kommunikationsschemas²²⁶. Von ihr hängt es weitgehend ab, ob der Informant in die "**Zugzwänge**" der **Erzählung** verwickelt wird: den Zugzwang der "Detaillierung" zur **Steigerung** der **Plausibilität**, den **Zugzwang** der "Gestaltschließung" von **Teileinheiten** und Gesamtheit und den **Zugzwang** der "**Kondensie-
rung**" durch Auslassungen und **Akzentsetzungen**²²⁷. Statt eine **allgemeine** Erzählfolie mit der gesamten interessierenden Thematik vorzugeben, sollte der Forscher **daran** arbeiten, mit der ersten Frage "relevante Aspekte in der **Lebensführung des Informanten**"²²⁸ anzusprechen. Gleichzeitig sollte gesichert sein, daß diese Frage nicht als Eindringen in die private Sphäre gewertet wird, sondern einen Sachverhalt trifft, der auch von öffentlichem Interesse ist und von **daher** die Erzählung **rechtfertigt**²²⁹.

Um zu verhindern, daß der Informant durch die **Eingangsfrage** erfolgreich in die **Zugzwänge** des **Erzählens** verwickelt wird und schließlich in Zweifel gerät, ob seine Mitteilungen **noch** vom Forscher als relevant eingestuft werden, sollte mit **der Eingangsfrage** auch Interesse am gesamten Hintergrundzusammenhang bekundet werden²³⁰. Auf diese Weise könnte vermieden werden, daß der Forscher - im Vertrauen auf die Wirksamkeit der Zugzwänge nach gelungener Einstiegsfrage - in eine "**Überlistungseinstellung**"²³¹ gegenüber dem Erzähler verfällt und die "Rolle des produktiv zuhörenden **Erzählparkers**"²³² nicht durchhalten kann. Seine Kooperation beim Aufbau der Erzählung würde durch distanzierende Kalkulationen zum weiteren Informationsgewinn gestört, und damit geriete die Erzählung als Interaktionsprozeß aus den Fugen: Der Informant würde die **Orientierung** der

224 Schütze 1977, S.4.

225 Schütze 1976 (b), S.159 ff.

226 Schütze 1977, S.17 ff.

227 Schütze 1977, S.1; ders. 1975, S.719 ff, 822 ff.

228 Vgl. Schütze 1977, S.17.

229 Ebd., S.19.

230 Ebd., S.27.

231 Ebd., S.28.

232 Ebd., S.28.

Erzählung "an der Abfolge eines thematischen **Ereignisfadens**"²³³ aufgeben und zurückliegende Handlungen nicht mehr perspektivisch **rückbeziehen** auf seinen eigenen Standort; sein Sprechen wäre nicht mehr "explizit **indexikal**"²³⁴. "Die Ausfüllung einer kommunikativen **Zuhörerrolle** ist... unabdingbare, Voraussetzung dafür, daß der Informant seine Rolle als Erzähler **explizit** indexikalisierten Ereignisfolgen auszufüllen und aufrechtzuerhalten in der Lage ist." ²³⁵

Erst wenn die Erzählung nach **dem "vom Informanten selbst ausgesponnenen Erzählduk-tus"**²³⁶ in einer **Koda**²³⁷ ihren Abschluß gefunden hat, sollte die Nachfragephase **be-ginnen**. Wie für andere qualitative **Erhebungsverfahren** existiert auch für das narrative Inter-view ein **Leitfaden** - seine **Bedeutung** schrumpft jedoch durch die Eigenleistung der **For-schungssubjekte**. Was an **Aufgaben** der Informationsgewinnung entsprechend den Ziel-setzungen des Forschers verbleibt, sollte weiter im Kommunikationsschema der **Erzählung** gelöst **werden**²³⁸. Nachfragen sollten neue Erzählungen auslösen. Der alltagsweltlichen labuisierung des Ausfragens sollte dadurch Rechnung getragen werden, daß zunächst bereits vom Informanten selbst eingeführte Themen als "immanente **Fragen**"²³⁹ aufgegriffen werden. Nur so können die thematischen Interessen des Forschers in einer Weise einge-bracht werden, die die Relevanzsetzungen des Erzählers so wenig wie möglich **beein-flußt**²⁴⁰.

Vergleicht **man** die hier **dem Informanten** zugeordnete Rolle mit der der **Umfragefor-schung**, wird deutlich, daß **zwischen beiden** Welten liegen: Das eine Mal werden die Prinzi-pien egalitärer Kommunikation beachtet, um den **eigengesteuerten Forschungsbeitrag** des Informanten als "**Experten**" zu ermöglichen. Das andere Mal definiert der Forscher als Experte **die Bedingungen** und Inhalte des Informationsabrufs. Er **läßt** sich dabei mehr leiten von den Postulaten der Theoriebildung als der alltagsweltlichen Kommunikation, und der so gesteuerte Informant liefert **Daten** in stärker unkontrollierter Situationsabhängigkeit als in der "**Expertenrolle**" des narrativen Interviews.

Wenn auch der "Hauptstrom" der Sozialforschung am narrativen Inter-view vorbeiführt, hat doch die **Alternative** in der kurzen Zeit seit Entwick-lung **des Instruments** starken Anklang gefunden. Während Schütze selbst in **erster Linie** mit **dem Typ** der Interaktionsfeldstudie gearbeitet hat, **griffen** andere Soziologen vor allem **den** von ihm vorgeschlagenen Typ der

²³³ Ebd., S.29.

²³⁴ Ebd., S.29.

²³⁵ Ebd., S.29.

²³⁶ Ebd., S.38.

²³⁷ Ebd., S.4.

²³⁸ Ebd., S.4, 30 ff.

²³⁹ Ebd., S.34.

²⁴⁰ Vgl. die Ausführungen zur Reaktivitätsproblematik bei Schütze 1977, S.51.

Analyse von **Statuspassagen**²⁴¹ sowie der Analyse von biographischen Strukturen auf. Um ein paar Beispiele zu nennen: Wolfram Fischer untersuchte an der Statuspassage zwischen Studium und Gemeindearbeit das Orientierungswissen, mit dessen Hilfe angehende Theologen eine Identität aufzubauen **versuchen**²⁴². Die für die Erschaffung von Lebensgeschichte wichtigen Legitimationsprozesse wurden auf der Basis narrativer Darstellungen von Fischer beschrieben und in ihrer "interaktiven Aufschichtung" systematisiert. Gerhard Riemann verband narrative Interviews mit teilnehmender Beobachtung bei der Feldforschung in zwei Obdachlosenghettos, um im Sinne der "neuen Anthropologie" einen dem Forscher prinzipiell fremden Handlungsbereich zu **erschließen**²⁴³. In mühsam aufgebauter vertrauensvoller Zusammenarbeit gelang es, die Prozesse der Stigmabewältigung und der degradierenden Abhängigkeit von Kontrollinstanzen freizulegen sowie die siedlungsinterne Statusdifferenzierung in ihren Folgen für das Selbstwertgefühl der Obdachlosen zu erhellen. Auch Bruno Hildenbrand setzte im Rahmen lang anhaltender teilnehmender Beobachtungen narrative Interviews ein - zum Teil mit mehreren Familienmitgliedern -, um die Lebensgeschichte eines psychiatrischen Patienten zu **durchleuchten**²⁴⁴. Er kennzeichnete sie als "Verstrickung in ein Familienmilieu", das seine Mitglieder nicht freigibt. Der erwachsene Patient ist auf die Organisationsleistungen der Familie angewiesen, und da diese Leistungen Bestandteil der Alltagsroutine der Familie sind, mißlingt der Ausbruch.

Als Beispiel für eine deutliche Rezeption des narrativen Interviews sei auch die Untersuchung von Ulrike Martiny und ihren Mitarbeitern angeführt: Sie legten ihren Leitfaden zu Brüchen und Konfliktverläufen in weiblichen Berufsbiographien so an, daß jede Frage erzählgenerierend wirken sollte und die Frauen "ihre eigenen relevanten Wendepunkte im Leben", ihre Konfliktaufbrüche und "die Abbrüche gewohnter **Wege**"²⁴⁵ deutlich machen konnten.

²⁴¹ Ebd., S.2 f.

²⁴² Vgl. Fischer 1976.

²⁴³ Riemann 1977; vgl. auch Riemann 1979.

²⁴⁴ Vgl. Hildenbrand 1979.

²⁴⁵ Martiny, Kulms und Wilke 1979, S.2.

Ich selbst habe narrative Interviews mit Adoptiveltern durchgeführt, um am Beispiel künstlicher Familiengründung den Wert des Kindes für den Entwurf der Erwachsenenrolle zu klären. Die dimensionsreichen Erfahrungsrekapitulationen und Situationsdeutungen der Adoptiveltern bis hin zu intensiven Versuchen einer Normalisierung der eigenen "abweichenden" Familiensituation **haben** mich in **der Überzeugung** bestärkt, daß dem narrativen Interview nicht mit dem Etikett eines guten explorativen Instruments Genüge getan ist. Einzelne Themenbereiche dürften sich in einer stärker strukturierten Interviewsituation ansprechen lassen, aber um den Preis der Offenlegung mancher Tiefenschicht im Aufbau von Biographien. Unter Bedingungen des narrativen Interviews mögliche Informationen blieben bei stärkerer Strukturierung verborgen, und die tatsächlich gelieferten Informationen könnten nicht in den Kontext einer Gesamtgeschichte eingeordnet werden, die einzelnen Äußerungen ihren Stellenwert in der Dateninterpretation zuschriebe. Mögen andere Methoden dem narrativen Interview hinsichtlich der Möglichkeit repräsentativer Aussagen überlegen sein - unter dem Aspekt relevanten Datengewinns und einer an den Bedeutungszuschreibungen der Handelnden orientierten Dateninterpretation existieren wenig methodische Äquivalente zum narrativen Interview.

Die Zweifel, ob bei **einer** Plausibilität der Datengewinnungskonzeption in der interpretativen Sozialforschung das empirische Unternehmen auch erfolgreich über die Hürden der Datenanalyse geleitet werden kann, dürften sich bei sorgfältigem Studium einiger in den letzten Jahren entstandener Arbeiten ausräumen lassen. Verwiesen sei auf die oben genannten Untersuchungen, die die Analyse aus der Perspektive der Handelnden in den wissenschaftlichen Kontext gestellt und innerhalb dieses Rahmens neu gedeutet haben²⁴⁶. Die Lektüre dieser Arbeiten würde einen Überblick vermitteln in die Schritt für Schritt an den Daten orientierte und für den Leser kontrollierbare Theoriebildung. Das von der Arbeitsgruppe **Bielefelder Soziologen** erklärte "Fernziel einer intersubjektiv überprüfbaren Relation zwischen der soziologisch-wissenschaftlichen Theoriebildung und den Daten des soziologischen **Objektbereichs**"²⁴⁷ mag vielleicht nur langsam näherrücken, aber die wissenschaftliche Datentransformation hat erste Konturen gewonnen: Wie die Versuche soziologischer **Typenbildung**

246

Vgl. dazu als eine der letzten Veröffentlichungen Fischer 1978, S.312.

247

Schütze u.a. 1973. S.446.

zeigen, dient die sorgfältige Einzelfallinterpretation als methodisch **kontrollierbare** Zugriffsmöglichkeit auf die gesellschaftliche **Wirklichkeit**²⁴⁸.

Für die Auseinandersetzung **zwischen** den Richtungen der **Sozialforschung** ist zu hoffen, daß es zu **einer** gegenseitigen Öffnung kommt: Wissenschaftlicher Fortschritt wäre für die **interpretative** Sozialforschung nicht erreichbar ohne die kritische Nutzung tradierter Sozialforschungsgehalte; die neopositivistische Sozialforschung andererseits **sollte** ihren Empirie-Begriff überprüfen und - wie Grathoff es formuliert hat - den Mut aufbringen, "den Alltag erst einmal und stets wieder so zu **nehmen**, wie er sich jeweils **präsentiert**"²⁴⁹.

248

Zum Einsatz der Analyse individueller Handlungsstrukturen für die Erfassung allgemeiner gesellschaftlicher Deutungsmuster. für die Erfassung der "Konstitution sozialer Wirklichkeit in ihrem objektiven Charakter" vgl. Fischer 1978, S.313. Vgl. auch die Ausführungen zum emergentistischen Erklärungsschema in 1.2.

249

Grathoff 1978, S.82.

Literaturverzeichnis

- Adomo, **Theodor W.**, Soziologie und empirische Forschung, in: Topitsch (Hg.), 1972, S. 511-525
- Albert, Hans (Hg.), Theorie und Realität. Tübingen 1972 (zuerst 1964)
- Albrecht, Günter, Zur Stellung historischer **Forschungsmethoden** und nichtreaktiver Methoden **im** System empirischer **Sozialforschung**, in: Soziologie und Sozialgeschichte, **Sonderheft 16, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie**, 1972, S. 242-293
- von **Aleman**, Heine, Der Forschungsprozeß, Stuttgart 1977
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), **Alltagswissen**, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Bd. I und II, Reinbek 1973
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, Kommunikative **Sozialforschung**, München 1976
- Bahr**dt, Hans Paul, Erzählte Lebensgeschichte, in: Martin Osterland (Hg.), Arbeitssituation, Lebenslage und **Konfliktpotential**, **Frankfurt/M./Köln** 1975, S. 9-37
- Berger, **Hartwig**, Untersuchungsmethode und soziale Wirklichkeit, **Frankfurt/M.** 1974
- Berger, Johannes, Die Grenzen des handlungstheoretischen Paradigmas am Beispiel der "soziologischen **Grundbegriffe**" Max Webers, in: **Karl Martin Bolte** (Hg.). Materialien aus der soziologischen Forschung 1976, München 1978, S. 1081-1092
- Berger, Peter L. und Thomas P. Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, **Frankfurt/M.** 1970 (zuerst englisch 1966)
- Bergmann, **Reinhold Jörg**, Der Beitrag Harold Garfinkels zur Begründung des ethnomethodologischen Forschungsansatzes, Diplomarbeit, München 1974
- Bergmann. Jörg, Zur Organisation der **Freiwilligkeitsthematik** im psychiatrischen Aufnahmegespräch. in: Kriminologisches **Journal**, 1977, H. 2, S. 150-159
- Blumer**, Herbert, Der **methodologische** Standort des Symbolischen Interaktionismus, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1973, Bd. I, S. 80-146
- Bracher**, Uli, Kritische **Sozialforschung** und ihr Adressat, **Frankfurt/M./New York** 1978
- Bruyn**, Severin T., **The Human Perspective in Sociology**. The Methodology of **Participant Observation**, **Englewood Cliffs/New Jersey** 1966
- Bühl, Walter L. (Hg.), Ventehende Soziologie, München 1972

Cicourel, Aaron, Methode und Messung in der Soziologie (zuerst: Method and Measurement in **Sociology**, 1964). **Frankfurt/M.** 1974 (a)

Cicourel, Aaron, The **Social** Organization of Juvenile Justice, New **York/ London/Sydney** 1968

Cicourel, Aaron, Basisregeln und normative Regeln im Prozeß des Aushandelns von Status und Rolle, in: **Arbeitsgruppe** Bielefelder Soziologen 1973, Bd. I, S. 147-188

Cicourel, Aaron, Sprache in der sozialen Interaktion (zuerst: **Cognitive Sociology** 1973), München 1975

Cicourel, Aaron, K.H. Jennings, S.H.M. Jennings, K.C.W. **Leiter**, **Robert MacKay**, Hugh Mehan, **D.R. Roth**, **Language** Use and School Performance, New York 1974 (b)

Cicourel, Aaron, Theory and Method in a Study of **Argentine Fertility**, New **York/London/Sydney/Toronto** 1974 (c)

Denzin, Norman K., The Research Act, Chicago 1975 (zuerst 1970)

Douglas, Jack D., Understanding Everyday Life, Chicago 1970

Erbslöh, Eberhard, Die **unkontrollierte** Einflußnahme des Interviewers im **Forschungsinterview**, in: Studien zum Interview. Kölner Beiträge zur Sozialforschung und angewandten Soziologie, **Bd. 16**, Meisenheim am Glan 1973, S. 1-65

Esser, Hartmut, Soziale Regelmäßigkeiten des Befragtenverhaltens, in: Kölner Beiträge zur Sozialforschung und angewandten Soziologie, Bd. 19, Meisenheim am Glan 1975 (a)

Esser, **Hartmut**, Differenzierung und Integration sozialer Systeme als Voraussetzungen der **Umfrageforschung**, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 4, H. 4, 1975 (b), S. 316-334

Esser, H., K. **Klenovits**, H. **Zehnpfennig**, Wissenschaftstheorie II: **Funktionsanalyse** und hermeneutisch-dialektische Ansätze, Stuttgart 1977

Fischer, Wolfram, Legitimationsprobleme und Identitätsbildungsprozesse bei evangelischen Theologen, Diss. Münster 1976

Fischer, Wolfram, Struktur und Funktion **erzählter** Lebensgeschichten, in: Martin **Kohli** (Hg.), Soziologie des Lebenslaufs, Darmstadt 1978, S. 311-336

Friedrichs, **Jürgen**, Methoden empirischer Sozialforschung, Reinbek 1973

Garfinkel, Harold. Studies in **Ethnomethodology**, **Englewood Cliffs/New Jersey** 1967

Garfinkel, Harold, Studien über **die Routinegrundlagen** von **Alltagshandeln**, in: **Heinz Steinert** (Hg.), Symbolische Interaktion, Stuttgart 1973, S. 280-293

Garfinkel, Harold, Das **Alltagswissen** über soziale und innerhalb sozialer Strukturen, in: **Arbeitsgruppe** Bielefelder Soziologen **1973**, Bd. I, S. **189-262**

Garfinkel, Harold, The Origins of the Term "Ethnomethodology", in: Roy Turner (Hg.), Ethnomethodology, **Harmondsworth 1975** (zuerst **1974**), S. **15-18**

Giesen, Bernhard, Die Soziologie vor der Praxis: ratlos?, in: Soziale Welt, Jg. **27**, H. 4, **1976**, S. **504-516**

Glaser, Barney G., **Theoretical Sensitivity**, San Francisco **1978**

Glaser, Barney G. und Anselm L. Strauss, The Discourse of **Grounded Theory**: Strategies for Qualitative Research, Chicago **1974** (a) (zuerst **1967**)

Glaser, Barney G. und Anselm L. Strauss, Interaktion mit Sterbenden (zuerst englisch: Awareness of **Dying 1965**), Göttingen **1974** (b)

Goffman, **Erving**, Asyl, **Frankfurt/M. 1972**

Goode, William J. und **Paul K. Hatt**, Methods in **Social Research**, New York **1952**

Grathoff, **Richard**, Alltag und **Lebenswelt** als Gegenstand der phänomenologischen **Sozialtheorie**, in: Materialien zur Soziologie des Alltags, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft **20. 1978**, S. **67-85**

Habermas, Jürgen, Zur **Logik** der Sozialwissenschaften, **Frankfurt/M. 1971** (zuerst **1970**)

Habermas, Jürgen und Niklas **Luhmann**, **Theorie** der Gesellschaft oder Sozialtechnologie, **Frankfurt/M. 1971**

Hammerich, Kurt und Michael Klein. Zur Einführung: Alltag und Soziologie, in: Soziologie des Alltags, Kölner **Zeitschrift** für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft **20, 1978**, S. **7-21**

Helle, Horst, Verstehende Soziologie und Theorie der Symbolischen Interaktion. Stuttgart **1977**

Hildenbrand, **Bruno**, "Wenn ich zuhause bin, will ich weg, und wenn ich weg bin, will ich nach Hause", Untersuchungen zur sozialen Organisation von Handlung, Leiblichkeit und Sprache im Familienzusammenhang, in: **Soeffner 1979**, S. **153-170**

Hondrich, **Karl Otto**, **Entwicklungslinien** und Möglichkeiten des **Theorievergleichs**, in: M. **Rainer Lepsius** (Hg.), Zwischenbilanz der Soziologie. Stuttgart **1976**, S. **14-36**

Hopf, Christel, Die Pseudo-Exploration • Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. **7, 1978**, H. **2**, S. **97-115**

Kallmeyer, Werner und Fritz Schütze, Konversationsanalyse, in: Studium' der Linguistik, 1976, H. 1, S. 1-28

Kallmeyer, Werner und Fritz Schütze, Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung, in: Dirk **Wegner** (Hg.), **Gesprächsanalyse**, Mamburg 1977, S. 159-274

König, Ren6 (Hg.), Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. I, Stuttgart 1962

König, **René**, Die Beobachtung, in: König (Hg.), 1962, S. 107-135

König, Ren6 (Hg.), Praktische Sozialforschung I: Das Interview, Köln 1972 (a) (7. Aufl.)

König. Rene (Hg.), Praktische Sozialforschung II: Beobachtung und **Experiment** in der Sozialforschung, **Köln/Berlin** 1972 (b) (8. Aufl.)

von **Koolwijk**, Jürgen und Maria Wicken-Mayser (Hg.), Techniken der empirischen **Sozialfor-**schung, 8 Bände, **München/Wien** seit 1974

Kreutz, Henrik, Soziologie der empirischen Sozialforschung, Stuttgart 1972

Lazarsfeld, Paul G., Wissenschaftslogili und empirische Sozialforschung, in: Topitsch 1965, S. 37-49

Lepsius, **Rainer M.** (Hg.), Zwischenbilanz der Soziologie, Stuttgart 1976

Maas, Utz und Dieter Wunderlich. Pragmatik und sprachliches Handeln, Frankfurt 1972

Martiny, Ulrike, Annegret Kulms und Uta Wilke, Brüche und Konfliktverläufe in **Berufs-**biographien. Paper zum 19. Deutschen Soziologentag in **Berlin** 1979

Matthes, Joachim, Einführung in das Studium der Soziologie, Reinbek 1973

Matthes, Joachim und **Fritz** Schütze, Zur Einführung: **Alltagswissen**, Interaktion und gesell-
schaftliche Wirklichkeit, in: **Arbeitsgruppe** Bielefelder Soziologen 1973, Bd. I, S. 11-53

Mead, George **Herbert**, Geist, Identität und Gesellschaft, **Frankfurt/M.** 1973 (zuerst 1934)

Merton, Robert K., **Social** Theory and **Social** Structure, New York 1959 (zuerst 1949)

Nagel, Emest, The Structure of Science, New York 1961

Opp, **Karl-Dieter**, Methodologie der Sozialwissenschaften, Reinbek 1970

Riemann, Gerhard, Stigma, formellesoziale Kontrolle, das Leben mit den anderen, **Diplom-**arbeit Bielefeld 1977

Ritsert, Jürgen(Hg.), Gründe und Ursachen gesellschaftlichen Handelns, **Frankfurt/M.** 1975

Sacks, **Harvey**, Gail Jefferson und Emmanuel Schegloff, A Simplest Systematics for the Organization of Turn-Taking for **Conversation**, in: Language 50, 1974, S. 696-735

Schatzman, Leonard. und Anselm Strauss, Field Research - Strategies for a Natural **Sociology**, **Englewood Cliffs/New Jersey** 1973

Schatzman, **Leonard**, und Anselm Strauss, Soziale Schicht und Kommunikationsweisen (zuerst: **Social Class and Modes of Communication**, 1955), in: **Horst** Holzer und Karl Steinbacher (Hg.), Sprache und Gesellschaft, Hamburg 1972, S. 351-367

Schegloff, Emmanuel, und **Harvey Sacks**, Opening up Closings, in: **Semiotica** 8, 1973, S. 289-327

Scheuch, **Erwin K.**, Das Interview in der Sozialforschung. in: König 1962, S. 136-196

Scheuch, **Erwin K.**, Forschungstechniken als Teil der Soziologie heute, in: M. Rainer **Lepsius** 1976, S. 83-127

Schmidt, Siegfried **J.(Hg.)**, Pragmatik I, München 1974

Schütz Alfred, Collected Papers, Bd. **I**, Den Haag 1973

Schütze, Fritz, Sprache soziologisch gesehen, Bd. I und **II**, München 1975

Schütze, Fritz, Zur soziologischen und linguistischen Analyse von Erzählungen, in: Internationales Jahrbuch für Wissens- und Religionssoziologie. 1976 (a), Bd. 10, S. 7-41

Schütze, Fritz. Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung • dargestellt an einem Projekt zur Erfassung kommunaler Machtstrukturen, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, 1976 (b), S. 159-260

Schütze, Fritz, Die Technik des narrativen Interviews. Manuskript Bielefeld 1977

Schütze, Fritz, Was ist "kommunikative Sozialforschung"?, in: A. Gaertner, S. Hering (Hg.), Modellversuch "Soziale Studiengänge" an der **GhK**, Materialien 12: Regionale **Sozialforschung**, Kassel: Gesamthochschulbibliothek, Juli 1978 (a), S. 117-131

Schütze, Fritz, Strategische Interaktion im **Verwaltungsgericht** • eine soziolinguistische Analyse zum **Kommunikationsverlauf** im Verfahren zur Anerkennung als Wehrdienstverweigerer, in: W. **Hoffmann-Riem**, H. Rottleuthner, F. Schütze, A. **Zielcke**, Interaktion vor Gericht, Baden-Baden 1978 (b), S. 19-100

Schütze, Fritz, Wemer Meinefeld, Wemer Springer, **Ansgar** Weymann, **Grundlagentheoretische** Voraussetzungen methodisch kontrollierten Fremdverstehens, in: **Arbeitsgruppe** Bielefelder Soziologen 1973, Bd. **II**, S. 433-495

Schütze, Fritz, Interaktionspostulate • am Beispiel literarischer Texte, in: Ernst W.B. **Hess-Lüttich** (Hg.), Literatur und Konversation. Sprachsoziologie und Pragmatik in der Literaturwissenschaft, Wiesbaden 1979, S. 72-94

Soeffner, Hans-Georg (Hg.), Interpretative Verfahren in den Text- und Sozialwissenschaften, Stuttgart 1979

Topitsch, Ernst (Hg.), Logik der Sozialwissenschaften, Köln 1972 (zuerst 1965)

Topitsch, Ernst, Das Verhältnis zwischen Sozial- und Naturwissenschaften, in: Topitsch (Hg.), 1972, S. 57-71

Webb, Eugene J., Donald T. **Campbell**, Richard D. **Schwartz** und Lee Sechrest, Nichtreaktive Meßverfahren, **Weinheim/Basel** 1975 (zuerst: Unobtrusive Measures. Nonreactive Research in the **Social Sciences**, 1966)

Weingarten, Elmar und Fritz Sack, Ethnomethodologie. Die methodische Konstruktion der Realität, Einleitung zu: Elmar Weingarten, Fritz Sack und Jim Schenkein (Hg.), **Ethnomethodologie**, Beiträge zur Soziologie des **Alltagshandelns**, **Frankfurt/M.** 1976, S. 7-26

Wilson, Thomas P., Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung, in: **Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen**, Bd. I, 1973, S. 54-79

von **Wright**, Georg Henrik, Erklären und Verstehen, **Frankfurt/M.** 1974

Wunderlich, Dieter (Hg.), Linguistische Pragmatik. Frankfurt 1972

Ziegler, **Rolf**, Typologien und Klassifikationen, in: Günter Albrecht, **Hansjürgen** Daheim und Fritz Sack (Hg.), Soziologie • Sprache, Bezug zur Praxis, Verhältnis zu anderen Wissenschaften, Opladen 1973

II. Das Entstehen von Adoptivfamilien

Die Verarbeitung bedrohter Normalität in der Adoption

I. Die theoretische Fragestellung der Adoptionsuntersuchung

Adoptiv Eltern stehen mit ihrer künstlichen **Familiengründung** außerhalb eines Normalitätsmusters, das - als natürlich gedeutet - einen hohen Rang genießt. Seine unterstellte Natürlichkeit beruht auf einer sich als äußerst fest erweisenden Legitimationsbasis: Da die 'Natur selbst ihre Vorgaben bietet, bleibt der Prozeß gesellschaftlicher Institutionalisierung weitgehend verdeckt. Das von der Natur Geschaffene wird interpretativ ausgeweitet in Richtung auf die Natürlichkeit der Institution. Mit der Überhöhung zur schlechthin natürlichen Familie gewinnt die biologisch fundierte Familie ihr normatives Potential.

Vor diesem Hintergrund der mit einem hohen Normalitätswert ausgestatteten biologischen Kernfamilie möchte ich das Material aus unserer Adoptionsuntersuchung analysieren. Mich interessiert der Aufbau familiärer Wirklichkeit da, wo die Familie nicht - wie **René** König es bezeichnet hat - die "biologisch-soziale Doppelnatur" aufweist. Dieses Interesse möchte ich bei der Interpretation der Daten in zwei Linien verfolgen: Beginn und fortlaufende Strukturierung der **familiären** Wirklichkeit ohne biologisch begründete Zusammengehörigkeit werden sich nur aus der Auseinandersetzung mit dem Normalitätsmuster begreifen lassen. Ich nutze also das Abarbeiten am Normalfall, um den **Alternativtyp** von Familie verständlich zu machen. Gleichzeitig werte ich den Tatbestand, daß die Natürlichkeit der **Adoptivfamilie** nicht fraglos gegeben ist, als Zugangsmöglichkeit zum Normalfall. Die allgemein von den **Gesellschaftsmitgliedern** unterstellte Natürlichkeit der biologischen **Kernfamilie** äußert sich ja gerade **darin**, daß das fraglos Gegebene, Handlungsleitende und Normalität Schaffende nicht reflektiert wird. Es bleibt unbemerkt und

stellt insofern eine Barriere dar für den Sozialforscher, der die für den Aufbau der **familiären** Wirklichkeit grundlegenden Prozesse der **Bedeutungsstrukturierung** von Elternschaft und Verwandtschaft durchleuchten möchte. Den Reiz einer Adoptionsforschung sehe ich deshalb auch in ihrer Bedeutung für die Entdeckung des Normalfalls. Was **im** allgemeinen aufgrund der unbezweifelten Normalität biologischer **Familiengründung** nicht reflektiert wird, aber dennoch handlungsleitend ist, tritt im abweichenden Fall zum Vorschein.

1. Die Entscheidung für die interpretative Sozialforschung

Ob familiäre Grundstrukturen freigelegt werden können, hängt davon ab, **wieviele** Chancen ich dem **Forschungssubjekt** zur autonomen Darstellung seiner Erfahrung einräume. Die besondere familiäre Wirklichkeit jenseits dessen, was den Gesellschaftsmitgliedern als Familie verbürgt erscheint, ist nicht **abrufbar** nach vorgefaßten Kategorien des Sozialforschers. Eine Untersuchung der **Adoptivfamilie** scheint mir ein Paradebeispiel für die Anwendung methodologischer Überlegungen der "neuen **Anthropologie**"²: So wie der Kulturanthropologe von jeher durch den drastischen Wechsel des kulturellen Hintergrundes für die Andersartigkeit seiner **Forschungsobjekte** sensibilisiert ist, orientieren auch manche Soziologen ihre **Forschungsarbeit** an der Annahme einer prinzipiellen Fremdheit zwischen Forscher und **Forschungssubjekt**. Die Konstruktion eines gemeinsamen, von allen geteilten Wertsystems scheint ihnen eine simplifizierende **Forschungsanleitung**, die die Gefahr in sich trägt, daß die **Relevanzstrukturen** der Betroffenen verfehlt werden.

Mit der Adoptionsuntersuchung habe ich die für die interpretative **Forschungsarbeit** kennzeichnende Schwerpunktverlagerung von der theoretischen Vorstrukturierung zur theoretisch wenig gesteuerten Felderkundung mitvollzogen. Ich habe mich an das Prinzip der Offenheit gehalten, das besagt, daß die theoretische Strukturierung des Forschungsgegenstandes zurückgestellt wird, bis sich die Strukturierung des **Forschungsgegenstandes** durch die **Forschungsobjekte** herausgebildet hat³.

² Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen 1976, S.15.

³ Vgl. Hoffmann-Riem 1980, S.343 ff.

Eine nach dem Prinzip der Offenheit arbeitende Sozialforschung erfordert einen Datentyp, der nur unter Beachtung eines weiteren Prinzips geschaffen werden kann, des Prinzips der Kommunikation. Es besagt, daß der Forscher den Zugang zu bedeutungsstrukturierten Daten im allgemeinen nur gewinnt, wenn er eine **Kommunikationsbeziehung** mit dem Forschungssubjekt eingeht und dabei das kommunikative Regelsystem des Forschungsobjekts in Geltung läßt.

III. Der Einsatz des narrativen Interviews und die Zusammensetzung des Befragungskreises

Dem Prinzip der Offenheit und dem der Kommunikation scheint mir das narrative Interview in der Konzeption von **Fritz Schütze gerechtfertigt**⁴. Ich habe deshalb auf dieses in den letzten Jahren mehrfach erprobte Instrument zurückgegriffen, um in einem empirischen Praktikum mit Studenten (1978) den Aufbau familialer Wirklichkeit aus der Perspektive von Adoptiveltern zu erfassen. Die mit dem narrativen Interview verbundenen Annahmen über die Leistungsfähigkeit des Erzählschemas sollen hier unberücksichtigt bleiben. Ich beschränke mich auf einige Aussagen zur Erhebungssituation.

Unter den Bedingungen einer Lehrforschung in ihrem zeitlich begrenzten Rahmen trat bereits aus pragmatischen Gründen deutlich hervor, daß das Kriterium der Repräsentativität dem der Kommunikationsbereitschaft der Forschungssubjekte nachgeordnet werden müßte. Diese Priorisierung dürfte jedoch auch aus prinzipiellen Gründen für den Einsatz des Instruments Gültigkeit haben; denn die **Aktivierung** der durchgängig bei den Gesellschaftsmitgliedern unterstellten Erzählkompetenz ist an bestimmte Bedingungen der Kommunikationssituation gebunden. Das kommunikative Regelsystem des Forschungsobjekts kann nur zur Geltung gebracht werden, wenn beim Erzähler der Verdacht einer Instrumentalisierung vermieden und die Relevanz des Interviews für alltägliche **Handlungsabläufe** gesichert werden kann.

Nach ersten Felderkundungen war deutlich geworden, daß behördliche Karteien das Zugangsproblem zu Adoptiveltern nicht lösen. Es war zu befürchten, daß die einmal durchlittene Abhängigkeit von bürokratischen Instanzen beim Hinweis auf behördliche Adressenvermittlung wiederbelebt

⁴ Vgl. Schütze 1977; vgl. auch Schütze 1976.

und die Untersuchung im Sinne erneuter Kontrolle registriert würde. Eine Rekapitulation eigenerlebter Erfahrungen nach den jeweiligen **handlungs-**leitenden Akzentsetzungen in der Adoptionsgeschichte schien nur zu erhoffen, wenn die Forschungssubjekte frei von Ängsten einer **behörden-**abhängigen Untersuchung die Bedeutsamkeit einer Teilnahme für sich selbst erarbeiten konnten. Zunächst einmal gelang es, mit dem Hinweis auf mangelnde Einblicke in das Adoptionsgeschehen das **Bewußtsein** ihres Expertentums bei den Adoptiveltern wachzurufen. Dieses Wissen um die eigene Kompetenz führte vor allem über zwei Linien zu einer **Relevanzset-**zung der eigenen Forschungsteilnahme: Zunächst einmal bewirkte der Hinweis auf mögliche sozialpraktische Konsequenzen einer **Adoptions-**untersuchung, vor allem einer Offenlegung ihrer nach ersten **Felderkun-**dungen sichtbar gewordenen Vermittlungsproblematik, daß Adoptiveltern durch das Einbringen ihrer eigenen Erfahrungen zu einer humaneren **Adoptionspraxis** beitragen wollten. Neben dieser Definition des Interviews als solidarischer Handlung zugunsten künftiger Adoptiveltern setzte sich deutlich ein eigennütziges Interesse durch: Eine wissenschaftliche Analyse wurde als Medium betrachtet, mit dessen Hilfe in der Öffentlichkeit ein breiteres Verständnis für **Adoptivfamilien** aufgebaut werden könnte. Den Wunsch nach Dokumentation der eigenen Normalität wertete ich als mindestens genauso wichtige Grundlage der Kommunikationsbereitschaft wie die durch die Erfahrung eigener Leiden ermöglichte Rollenübernahme für künftige Adoptiveltern.

Der Zugang zu **Interviewpartnern** wurde in 15 Fällen über **Ge-**sprächskreise für Adoptiveltern hergestellt, wie sie im Rahmen staatlicher oder kirchlicher Elternschulen angeboten werden. Ich hatte selbst **über** mehrere Monate an einem solchen Gesprächskreis teilgenommen. Da in dieser Stichprobenhälfte eine Massierung bei relativ jungen und früh vermittelten Kindern vorlag, erfolgte die Zuwahl von Adoptiveltern unter dem Aspekt, wie diese Einseitigkeit hinsichtlich Aufnahmealter und **Adop-**tionsdauer ausgeglichen werden könnte. Die hier ausgewählten Adoptiv-
eltern gehören in die Kategorie der Bekannten von Bekannten **bzw.** der Bekannten von **Adoptiveltern**⁵.

Die 30 Interviews wurden in der Regel von zwei Interviewern mit dem Elternpaar durchgeführt. Die erzählgenerierende Frage setzte da an, wo der tabuierte Kernbereich der Ehe nicht mehr berührt war, **d.h.** nicht beim Adoptionsentschluß und seiner Vorgeschichte, sondern beim **Vermittlungs-**prozeß. Das Ansetzen auf der zweiten Stufe führte dazu, daß die **For-**schungssubjekte von sich aus - ohne jede Interviewersteuerung - den Anfang der Ereigniskette in das Interview einholten und so die Vollständigkeit ihrer Geschichte herstellten.

IV. *Der Wunsch nach dem Kind*

Unter dem Vorzeichen, daß die Bundesrepublik mit ihrer Geburtenrate an letzter Stelle in der Welt dasteht, gewinnen die narrativen Interviews mit Adoptiveltern einen besonderen Reiz; denn sie dokumentieren den hohen Stellenwert des Kindes im Entwurf der Erwachsenenrolle. Der Angelpunkt fast aller Adoptionsgeschichten ist die Aussage: "Wir wollten ein Kind. Bedenkt man, welche Konsequenzen dieser Wunsch **im** Fall der Adoption auslöst und welche "Inszenierung" die Familiengründung erfordert, dann richtet sich die Aufmerksamkeit besonders deutlich auf die Begründungslosigkeit der prokreativen Aussage. Der Satz scheint vom Erzähler als keiner Begründung bedürftig eingestuft zu werden.

Die dem Entschluß zur Adoption vorangestellte Ehe- und **Motivge-**schichte ist in Sequenzen gegliedert. Unter dem Normalitätsaspekt lassen sie sich kennzeichnen als Entwicklung vom Normalitätsmuster über **die** Abweichung hin zum Versuch **neuer** Normalitätsherstellung.

Die Ehe wird fast immer unter dem Aspekt der Familiengründung eingegangen. Die Realisierung des **Kinderwunsches** wird jedoch - wie in der Gesellschaft üblich - zurückgestellt, bis die Aufbauphase des Haushalts abgeschlossen ist. Solange eine Empfängnis vermieden wird, erlebt sich das Ehepaar im Rahmen des institutionell vorgegebenen Musters des Familienzyklus. Der nicht oder nur wenig bezweifelte Glaube an die Handlungsautonomie im Bereich der Reproduktion läßt die Ehe auch in der Prospektive als mit dem eigenen Normalitätsentwurf übereinstimmend erscheinen. Die motivationale Verankerung des Kinderwunsches scheint geradem ihre Eindeutigkeit im Fehlen jeden Zweifels in die eigenen Handlungsmöglichkeiten zu finden. Damit ist aber auch das **Krisenpotenti-**al für jene schätzungsweise 10 Prozent der Ehen vorgezeichnet, die in unserer Gesellschaft unfreiwillig kinderlos bleiben.

Die Bestimmung des Übergangs von der Aufbauphase zur Realisierung der Familiengründung ist der Schritt, der das Ehepaar in der Folgezeit immer weiter vom Normalitätsmuster abtreiben läßt. Die Ablaufform dieser biographischen "Entnormalisierung" fängt mit ersten Ahnungen an. Bei einem bestimmten Niveau der Befürchtungen beginnt die Suche nach medizinischer Hilfe zur Realisierung des Plans, der einmal als autonom realisierbar gedacht war. Das Erleiden der medizinischen Prozeduren als möglicher Rettung oder Vernichtung des Biographieentwurfs schlägt sich in vielen Erzählungen nieder: Eine Folge von knappen, überwiegend temporal verknüpften Sätzen vermittelt etwas von dem Gehetztsein des Betroffenen⁶, vor allem der von Sterilität betroffenen Frau, und das ist die Mehrzahl der Fälle.

Ich möchte dieses verzweifelte Ausschöpfen aller Möglichkeiten für einen Augenblick mit Thesen zur Evolutionsgeschichte der Familie in Verbindung bringen. Alle Spekulationen über den familialen **Institutionalisierungsprozeß** gehen von der Mutter-Kind-Dyade als "irreduktiblem Kern aller **Familienformen**"⁷ aus. Das Wissen darum, daß in Mutter und Kind "das gleiche Blut pulsiert", oder - wie Tyrell es nennt - "die archaische Entdeckung der **Verwandtschaft**"⁸ bildet die Grundlage jenes interpretativen Prozesses, in dem **Mutter** und Kind als einander dauerhaft zugehörig betrachtet werden. Mit der Erweiterung des Gedankens genealogischer Zusammengehörigkeit auch auf die Geschwister und später auf die **Vater-Kind-Beziehung** war die Institutionalisierung der Familie in ihren **Grundstrukturen** abgeschlossen. Über die Sozialisierung zum generativen Verhalten als kultureller Überformung natürlicher, triebbestimmter Vorgaben konnte die menschliche Schöpfung Familie ständig neu verwirklicht werden⁹.

Der Selbstverständlichkeitscharakter dieses Aufbaus von Familie führte dazu, daß das Prinzip des Zusammenlebens von Eltern mit ihren leiblichen Kindern, das **Filiationsprinzip**, praktiziert wurde, aber in der bewußten

⁶ Vgl. die Darstellung der Mutterschaftsdeprivation bei Kirk 1964, S.4.

⁷ Eckelpasch 1974, S.337.

⁸ Tyrell 1978, S.621.

⁹ Vgl. den wissenschaftsdialektischen Ansatz der Institutionenbildung bei Berger und Luckmann 1972, S.65 + 77 ff.

Wahrnehmung verblaßte¹⁰. Ich möchte nun behaupten, daß die narrativen Interviews mit Adoptiveltern mehr über die Geltung von Verwandtschaft als "Identität von Fleisch und Blut" zum Ausdruck bringen, als der bewußten Wahrnehmung von Eltern **im** Rahmen des **Normalitäts-**musters zugänglich ist. Ich erweitere deshalb die Betrachtung über die 30 Adoptiveltern hinaus und unterstelle, daß der Sonderfall Adoption **Indika-**torfunktion hat für den Normalfall. Der Wunsch nach Familiengründung als genealogischer Zusammengehörigkeit tritt erst in aller Deutlichkeit hervor, wenn der Realisierung des **Kinderwunsches** Schwierigkeiten entgegenstehen. Erst die Einsicht in die fehlende Handlungsautonomie und der dadurch ausgelöste Leidensdruck lassen zu Tage treten, wie sehr die Institutionalisierung der biologisch begründeten Familie gelungen und im Normalitätsentwurf von Erwachsenen verankert ist.

Nach dieser indirekten Erschließung des Normalfalls über den **abwei-**chenden Fall **wende** ich mich der **letzten** Sequenz der Ehe- und **Motive-**geschichte zu, **dem** Adoptionsentschluß. Die Verlaufskurve weg vom **Norma-**litätsmuster erreicht nach der ärztlichen Besiegelung der Unwahrscheinlichkeit oder - **seltener** - der Unmöglichkeit einer Geburt einen **Trans-**formationspunkt. Am Ende der ereignisdichten Satzfolge, die das verzweifelte Ausschöpfen **aller** Möglichkeiten reflektiert, zeichnet sich der Umschlag vom Getriebensein zu einer neuen Handlungsinitiative ab: "Und dann haben wir uns gesagt: dann **adoptieren** wir eben ein Kind".

Dieser Durchbruch zur alternativen Familiengründung wird mehrmals als "ganz kurzer Entschluß dargestellt, der - einmal getroffen - von jener Selbstverständlichkeit umgeben wird, die auch den Wunsch nach dem leiblichen Kind kennzeichnete. Mit Sätzen wie: "Es blieb nur noch die Adoption" wird Kinderlosigkeit als Möglichkeit ausgeblendet und dem Adoptionsentschluß eine Zwangsläufigkeit zugeschrieben, die ihn in vielen Fällen als keiner Begründung bedürftig erscheinen **läßt**¹². Diese in den Interviews mehrmals bekundete Kürze und Fraglosigkeit des Adoptions-

In der Sprache der Ethnomethodologen würde dieser Sachverhalt gekennzeichnet als "seen but unnoticed", vgl. Garfinkel 1973, S.193.

¹¹ Tyrell 1978, S.639.

¹² Es drängt sich hier die Parallele zu "Agnes" auf, die in ihren "accounts" die Entwicklung zur Frau als quasi zwangsläufig ausweist, vgl. Garfinkel 1967, S.137, 120.

entschlusses werde ich als einen Schritt, mit dem Adoptiveltern vor sich und anderen die neu erreichte relative Natürlichkeit der Alternative darstellen.

V. Die Aufnahme des Kindes: von der Fremdheit zur Vertrautheit oder: vom Außergewöhnlichen zur Normalität

Die Erwartung der künstlichen Statuspassage löst bei den **Adoptions-**bewerbern Befürchtungen aus, die nicht nur die Adoption, sondern spiegelbildlich dazu die biologische **Familiengründung** beleuchten. Die eigene Erfahrung als prospektive Adoptiveltern wird aus dem Vergleich mit dem Normalfall strukturiert. "Kann ich ein fremdes Kind liebhaben?" - diese mehrfach erwähnte bange Frage vor Aufnahme des Kindes signalisiert, wie die Adoptionsbewerber mit dem Fehlen des Filiationsprinzips eine für Familie konstitutive Qualität bedroht sehen, die emotionale **Bindung**¹³. Erst im Augenblick der Bedrohung einer als Norm erlebten affektiven Bindung wird deutlich, wie sehr Familie als emotionale Zusammengehörigkeit typisiert **wird**¹⁴. Solange das Filiationsprinzip gesichert ist, scheint die emotionale Bindung einem gewissen Automatismus unterstellt und nicht länger reflektiert zu werden. Erst sein Fehlen löst die Frage aus, ob beide als konstitutiv für Familie erlebten Merkmale, Verwandtschaft und Liebe, miteinander verbunden sein müssen oder ob die Konstitution von Familie als emotionaler Zusammengehörigkeit auch im Fall der sozial konstruierten Adoptivfamilie möglich ist. Die Hoffnung auf den vermindernden Stellenwert des Filiationsprinzips muß dabei von Individuen geleistet werden, die selbst - nach dem Befragungskreis zu urteilen - in der überwiegenden Mehrheit der Fälle das Filiationsprinzip als Norm der **Familiengründung** in ihrem Biographieentwurf verankert hatten. Ich möchte

¹³ Vgl. Eckert 1979, S.251.

¹⁴ Die These von der heutigen Familie als "Intimgruppe", wie sie z.B. von René König formuliert worden ist, findet hier quasi unter den Bedingungen einer sozialen Konstruktion Bestätigung; König 1969, S.237; vgl. auch Tyrell 1979, S.32 ff.

nun der Frage nachgehen, wie Adoptiveltern nach der Aufnahme des Kindes die **Fremdheitsthematik**¹⁵ verarbeiten.

1. *Die Fremdheitsverarbeitung bei dem jungen Säugling (bei der Aufnahme jünger als ein halbes Jahr)*

Die narrativen Interviews mit Adoptiveltern bringen vielfache Belege dafür, wie das "kleine" und "hilfsbedürftige"¹⁶ Wesen eine Zuwendung auslöst, die nicht bereits durch die Erfahrung von Verwandtschaft vorbereitet ist. Der vor dem ersten Kontakt zum Kind gehegte Zweifel an der eigenen Liebesfähigkeit beginnt sich aufzulösen angesichts des Kleinen und Hilfsbedürftigen.

Adoptivmutter:er war einfach so klein und so und so hilfsbedürftig, daß man automatisch die Zuwendung (aufbringt?), und das geht dann so ..sofort, ne,...

Auch wenn dieser Prozeß nicht automatisch verläuft, wird doch in der Mehrzahl der Fälle das in Gang gesetzt, was Adoptiveltern als konstitutiv für ihre Familie einstufen, der emotionale **Beziehungsaufbau**. Die Erzählungen zum Anfang der gemeinsamen Geschichte mit dem Kind reflektieren die Selbsttypisierung als werdende Familie, indem sie niemals nur das Kind an sich darstellen ("er kam dann zu uns, er schlief zuerst sehr viel, er wurde kräftiger"), vielmehr steuert jede Sequenz der Anfangserzählung auf eine Beziehungsaussage zu: "Und dann entwickelte sich bei mir sehr schnell eine intensive Beziehung zum **Kind**."

Dieser für die Adoptiveltern selbst nur diffus aus dem ständigen Umgang mit dem Kind erklärbare Prozeß bedeutet die Erreichung eines Ziels, die Erfüllung einer mit Familie verbundenen Norm. Die Struktur der **Erzäh-**

15

Die **beiden** Aufsätze von Alfred Schütz "Der Fremde" und "Der Heimkehrer" (in Schütz 1972, **S.53-84**) boten einige Anregungen für die Analyse. Das vorliegende **Fremdheitsproblem** ist jedoch mit der Definition von Schütz explizit nicht erfaßt (**S.53**). Es **könnte** in einer Verbindung **beider** Rollen gesehen werden: das Adoptivkind ist **der** Fremde, **der** nach Hause kommen soll, ohne das Zuhause erlebt zu haben.

16

Vgl. die **Darstellung** der Schutz- und **Pflegereaktion** gegenüber dem Kleinen und Hilfsbedürftigen bei Gehlen, 1956, **S.50**.

lung macht nun aber deutlich, daß die Erfahrungen von Adoptiveltern mit der Wahrnehmung emotionaler Verbundenheit noch nicht in letzter Vollendung befriedigend organisiert sind. Auf die Kernaussage zur **Beziehungsstruktur** folgt eine weitere Kernaussage mit Orientierungsfunktion für jeden, der den Normalfall von Familie als **Typisierungsschema** heranzieht. Immer wieder heißt es über das früh aufgenommene Kind: "Es ist wie das *eigene Kind*".

Erst mit dieser zweiten Kernaussage wird der Normalfall eingeholt. Der Sonderstatus Adoption scheint keine auf den eigenen Rahmen beschränkte Beziehungsaussage zu erlauben, ohne daß die Gefahr von **Mißverständnissen** auftaucht. Nach der konformen Verarbeitungsstrategie der Adoptiveltern zu urteilen, bedarf der abweichende Fall um klarer Maßstäbe **willen** der **Rahmung**¹⁷ durch den Normalfall. "Es ist wie das eigene Kind - mit dieser Aussage stellen Adoptiveltern für sich und andere erkennbar die erreichte Normalität dar.

Diese Normalität wird erfahren und nicht länger reflektiert. Das Schwinden der intensiven Beschäftigung mit dem eigenen Sonderstatus wird von einigen Adoptiveltern geradezu als Dokument dafür gewertet, daß inzwischen ein selbstverständlicher Alltag als Familie möglich wurde ("Ich mache mir überhaupt keine Gedanken mehr"). Die Fremdheit des Kindes ist in der Weise überwunden, daß sich um seine Zugehörigkeit zur Familie eine neue Fraglosigkeit oder - um mit **Alfred Schütz** zu sprechen - eine neue "natürliche **Einstellung**"¹⁸ gebildet hat.

Die allein schon durch die physische Abhängigkeit des Säuglings bedingte Interaktionsdichte zwischen Adoptiveltern und **-kind** führt dazu, daß das Kind in der Phase äußerster Offenheit und Prägungsbedürftigkeit zu dem Wesen gemacht wird, das als vertraut erscheint; denn sein körperliches Wachsen wie auch seine Ansätze zur Kommunikation tragen die Spuren elterlichen Handelns. Sozialisationschancen, die in der Nähe des Nullpunkts der Persönlichkeitsentwicklung ansetzen können, scheinen sehr bald bei den Adoptiveltern den Eindruck einer weitgehenden Irrelevanz des **Filiationsprinzips** für eine emotionale Bindung zu erwecken. Schwangerschaft und Geburt als verbindende Erfahrung scheinen - nach den Erzählungen zu urteilen - verzichtbar, wenn die Adoptiveltern die Formbarkeit

17

Vgl. Goffman 1977, z.B. S.31.

18

Schütz und Luckmann 1979, S.25 ff.

des Kindes in seiner formbarsten Phase, dem "extrauterinen **Frühjahr**"¹⁹, nutzen und die biologische Fremdheit durch soziale Vertrautheit überlagern können.

2 Die Fremdheitsverarbeitung bei dem älteren Kind (bei der Aufnahme 3 6 Jahre)

Im Gegensatz zu dieser relativ glatten Normalisierung bewegen sich Adoptiv Eltern nach der Aufnahme eines älteren Kindes eventuell mehrere Jahre lang in einem Bereich, der noch nicht die Züge von Familie trägt, weil die auch emotional begründete Zusammengehörigkeit sich nur mühsam einstellt.

Immer wieder heißt es in den Interviews über das ältere Kind am Anfang seiner Adoptivfamiliengeschichte: "Es war ja schon eine kleine Persönlichkeit". Diese kleine Persönlichkeit symbolisiert mit all ihren bereits erfolgten Prägungen die fremden Welten, aus denen sie kommt. Ich kann an dieser Stelle auf die beiderseitigen Probleme der **Vertrautheits**-herstellung nicht eingehen. Ich möchte nur ein Fazit ziehen. Die Schwierigkeiten beim Aufbau familialer Wirklichkeit ohne Filiationsprinzip und ohne gemeinsame frühkindliche Sozialisationsgeschichte legen die These nahe, **daß** mit den Bedingungen für die "gesunde" **Persönlichkeitsentwicklung**, wie sie etwa **im** Modell der psychosozialen Entwicklung von Erikson beschrieben werden^m, auch die Bedingungen für die "gesunde" Familie als emotionale Verbundenheit erfaßt sind. Ein solches Modell müßte in zwei Richtungen zu lesen sein: Nicht nur das Kind muß bestimmte interaktive Leistungen erfahren, sondern die Eltern müssen sie um der Herstellung familialer Vertrautheit willen erbringen². Nicht nur das Kind bedarf weiterer Handlungsdifferenzierungen, sondern die Eltern sind auf deren Steuerung oder Nachvollzug angewiesen, um die erweiterten **Ak**-tionsmöglichkeiten des Kindes in ihr Orientierungswissen einordnen zu

¹⁹ Portmann 1956; vgl. auch ders. 1942, S.21 f.

²⁰ Vgl. Erikson 1965, S.241 ff; vgl. auch ders. 1976, S.57 ff.

²¹ Vgl. z.B. die These von Lüscher, daß der "intime soziale Umgang" auch für die Eltern zur Herstellung reziproker Beziehungen bedeutsam ist: Lüscher 1976, S.144.

können und als relativ vorhersehbar zu erfahren. Je mehr Entwicklungsstufen des Kindes vor der gemeinsamen Zeit der Adoptivfamilie liegen, desto mehr klaffen die **Relevanzsysteme** von Adoptiveltern und **-kind** auseinander, so daß die Normalitätsherstellung als voraussetzungsvolle interaktive Leistung zumindest längerfristig bedroht ist.

VI. Mit der künstlichen Statuspassage leben: die Strukturierung des Bewußtheitskontexts

Auch wenn mit der Erfahrung von Emotionalität der Normalfall an einem für Familie konstitutiven Punkt eingeholt wird, bleiben einige mit der Andersartigkeit der Adoptivfamilie verbundene Probleme, die die jeweils erreichte Normalität als labiles Gleichgewicht erscheinen lassen. Die strukturelle Besonderheit dieses Familientyps erfordert nicht allein ihre interpretative Verarbeitung durch die Adoptiveltern im Hinblick auf sich selbst und ihre Identität als Eltern, vielmehr stellt sich auch das Problem, wie die Andersartigkeit in ihrer Relevanz für Interaktionsbeziehungen eingestuft werden soll. Viele Überlegungen kreisen deshalb um die Frage: Wen "geht" die Art der Familiengründung etwas "an"? oder anders gesagt: Wer soll die Künstlichkeit der Statuspassage erfahren?

Daß Adoptiveltern so stark mit Fragen der Informationspolitik beschäftigt sind, hängt damit zusammen, daß die **soziale** Einheit von Eltern und Kind nach allen in unserer Gesellschaft verfügbaren "Regeln der **Mitglied-**schaftskategorisierung"²² als Familie in der Normalformerwartung von biologisch begründeter Familie gedeutet wird (sieht man einmal von farbigen Kindern ab). In einer Gesellschaft, in der nur etwa 0,7 Prozent der Kinder Fremdoptionen sind, entstehen wenig Zweifel an der biologischen Zusammengehörigkeit des sozialen Gebildes von Eltern und Kind. Mit anderen Worten: Die Adoptivfamilie wird - um einen Begriff von Goffman aufzugreifen - "**im** primären Rahmen"²³ von Familie kategorisiert. Das Problem der Informationsvermittlung spitzt sich **sich damit** in vielen Situationen für Adoptiveltern auf die Frage zu: Soll ich an dem Schein von "natürlicher Familie" partizipieren oder ihn auflösen?

²² Sacks 1972, S.332 ff.

²³ Erving Goffman 1977, S.31.

Die Steuerung der Wissensvermittlung um eine potentiell bedrohliche Nachricht möchte ich mit Barney Glaser und Anselm Strauss als **Strukturierung des Bewußtheitskontexts**²⁴ bezeichnen. Dieser zunächst zur Analyse von Beobachtungen an sterbenden Patienten entwickelte Begriff - es ging um die Verheimlichung oder Offenlegung der **Todesnachricht** - scheint mir geeignet, die interaktive Thematisierung des eigenen Sonderstatus durch eine vom Normalfall abweichende Gruppe zu erfassen. Je nach der Art des Interaktionspartners möchte ich die Strukturierung des **Bewußtheitskontexts** auf drei Ebenen verfolgen.

1. ***Die Strukturierung des Bewußtheitskontexts gegenüber Interaktionspartnern außerhalb der Kernfamilie***

Die Interviews bieten einige Anhaltspunkte dafür, daß der Trend von der Präferenz für den geschlossenen Bewußtheitskontext zu seiner Offenlegung verläuft. Ordnet man die Interviews nach dem Kalenderjahr der Aufnahme des Kindes, wird zunehmend das Bemühen deutlich, mit dem Wissen anderer um die Art der Statuspassage den eigenen Sonderstatus zu bewältigen und ihn auch für andere zu einer neuen Selbstverständlichkeit werden zu lassen. Im historischen Ablauf dieses Prozesses scheinen wir inzwischen an dem Punkt angekommen zu sein, wo die für das familiäre Alltagsleben **signifikanten** Anderen die Nachricht erfahren. Die prospektiven Großeltern werden in den Plan eingeweiht, auch andere Verwandte. Unbestritten ist die Bedeutung der Mitteilung für Freunde, während bereits da, wo Nachbarn in einen offenen Bewußtheitskontext einbezogen werden, häufig der Hinweis auf gewisse Zwänge zur Offenlegung erfolgt, da die hier fehlende Sichtbarkeit der biologischen Statuspassage zu einer Erklärung herausfordert.

Während die Verhinderung einer falschen Typisierung als "natürliche" Familie allmählich zumindest in der Kommunikation mit signifikanten Anderen zur Handlungsmaxime wird, scheint die Interaktion mit flüchtig Bekannten oder Fremden weithin als Dilemma erlebt zu werden. Die mit zunehmender Anonymität des anderen entstehenden Probleme hängen mit der als prekär erfahrenen Reziprozitätsherstellung zusammen. Flüchtige Kontakte sind definiert als solche, die an der Peripherie der eigenen Biographiebewältigung bleiben. Die von einer anderen Mutter beim Blick

in den Kinderwagen gestellte Frage: "Wie war denn Ihre Schwangerchaft?" erfordert zu ihrer Beantwortung nicht allein die Aufdeckung einer Täuschung - schon dieser Akt könnte Verlegenheit auf **beiden** Seiten auslösen. Vielmehr wäre zur gleichrangigen Anerkennung der **Adoptivmutter-Kind-Beziehung** eine umfassendere Teilnahme an der Adoptionsgeschichte erforderlich, angefangen mit dem durch die Sterilität der Ehe ausgelösten Adoptionsentschluß bis zur gelungenen Herstellung von Emotionalität. Die durch eine solche harmlos gemeinte Frage verwirrte Adoptivmutter wird davon ausgehen, daß die von ihr selbst in einer bestimmten Phase der Adoptionsgeschichte gehegten Zweifel an der Fremdheitsüberwindung aller Wahrscheinlichkeit nach auch von der anderen Mutter gehegt werden und die Abwertung der von ihr selbst als gleichwertig erlebten **Mutter-Kind-Beziehung** auslösen. Sie wird befürchten, daß die **andere** Frau den offenen Hinweis auf den Adoptivstatus in ihrer begrenzten Fähigkeit zur Rollenübernahme als Distanzierung der Adoptivmutter von ihrem Kind deuten könnte, so daß ihre Ehrlichkeit unter Berücksichtigung der **Meta-**perspektive mit Schuldgefühlen gegenüber dem Kind bezahlt würde.

Das mit der unvollständigen Reziprozitätsherstellung verbundene Dilemma wird in vielen Interviews angesprochen, vor allem da, wo die Aufnahme des Kindes noch nicht allzu lange zurückliegt, und die Lösung lautet zum Beispiel:

Adoptivmutter:ich wollte natürlich auch nicht jeder wildfremden anderen Mutter auf die Nase binden, daß das nun unser Adoptivkind ist.....

Die Strukturierung des Bewußtheitskontexts reflektiert die Antizipationen, die Adoptiveltern im Hinblick auf ihre gesellschaftliche **Normalitätseinstufung** vornehmen. Die Praxis des geschlossenen Bewußtheitskontexts geht auf die Unterstellung zurück, daß die **Anerkennung** als normale Familie bei offenem Bewußtheitskontext ausgeschlossen sei. Von daher bleibt als Strategie der Normalitätsherstellung nur die Möglichkeit, am Schein von Normalität zu partizipieren. Diese Strategie der **Normalisierung**, als ob man die "natürliche Familie" wäre - kurz: die "Normalisierung als **ob**" - ist jedoch nicht geeignet, die Reziprozität der Perspektiven um die Adoption herzustellen; denn die Kompetenz des anderen zur Rollenübernahme kann bei der Strukturierung eines geschlossenen **Bewußtheitskontexts** nicht aufgebaut werden.

Der Zusammenhang zwischen der Strukturierung des **Bewußtheitskontexts** und der von anderen geleisteten Normalitätseinstufung kommt **im** Fall des offenen Bewußtheitskontexts **darin** zum Ausdruck, daß mit der

Erfahrung von Empathieleistungen durch die signifikanten Anderen die Basis für eine Erweiterung des offenen Bewußtheitskontexts gelegt wird, während gleichzeitig mit der Kommunikation über den Sonderstatus für andere die Chance einer Reziprozitätsherstellung mit entsprechender Normalitätseinstufung steigt. Im Gegensatz zur "Normalisierung als ob" bezeichne ich diese **Strategie** der Normalitätsherstellung bei deutlich artikulierter **Differenzierung** des eigenen **Familientyps** als "Normalisierung eigener Art". Je mehr die "Normalisierung eigener Art" zur Geltung gelangen wird, **desto** weniger werden sich Adoptiv Eltern langfristig dem Dilemma **um** Schein oder Wahrheit ausgeliefert sehen, weil sie selbst an der Veränderung der **Plazierungsbedingungen** für **Adoptivfamilien** mitarbeiten.

2. Die Strukturierung des Bewußtheitskontexts gegenüber dem Adoptivkind

Die **familieninterne Normalitätsherstellung** erfordert von Adoptiv Eltern auch eine Entscheidung darüber, welcher Stellenwert dem Wissen des Kindes um die eigene Herkunft beigemessen werden soll. Im Gegensatz zur nach außen gerichteten Strukturierung des Bewußtheitskontexts stellen sich jedoch hier Probleme einer anderen Tiefenschicht: Es geht um die Relevanz der biologischen Eltern.

Im Rückgriff auf Königs Begriff der "biologisch-sozialen Doppelnatur" **möchte** ich die **Adoptivfamilie** kennzeichnen als Familie sozialer Natur mit doppelter Elternschaft, der sozialen Elternschaft und - wie auch immer im Hintergrund der familialen Wirklichkeit - der biologischen Elternschaft. Diese strukturelle Besonderheit birgt den Konflikt um die echte, die **authentische** Elternschaft. Noch vor etwa 15 Jahren scheinen Adoptiv Eltern in großer Zahl der Rivalität um die authentische Elternschaft durch einen geschlossenen Bewußtheitskontext aus dem Weg gegangen zu sein. Nach den jüngeren Beispielen zu **urteilen**, setzt sich jedoch der Trend zur Aufdeckung des Adoptionsstatus durch: "Wir wollten unser Kind nicht mit **einer** Lüge aufwachsen lassen".

Die in Stufen erfolgende Öffnung des Bewußtheitskontexts beginnt häufig mit der Frage des etwa dreijährigen Kindes an die Adoptivmutter: "War ich auch in Deinem Bauch?" Zur Erleichterung der Adoptivmutter nimmt das Kind - von ganz wenigen dramatischen Ausnahmen abgesehen - die verneinende Antwort "Das ging leider nicht, Du warst in dem Bauch einer anderen Frau" mit Gelassenheit hin und geht zum nächsten Punkt der Tagesordnung über. Die Nachricht von der "anderen Frau" arbeitet

jedoch in dem Kind weiter. Es folgen Fragen, die etwa **im** Alter von fünf oder sechs Jahren einen neuen Stand der kognitiven Verarbeitung **familialer** Zusammenhänge aufweisen können und mit Irritation von den meisten Adoptiveltern erfahren werden: "Wo ist meine Mutter?" oder: "Wer ist meine Mutter?"

Diese häufig vom Kind selbst eingeführte Terminologie "meine Mutter" kollidiert mit der weithin von Adoptiveltern getroffenen Sprachregelung, die zur Vermeidung von Konfusion um die doppelte Elternschaft zwischen "**der** anderen Frau" und "der Mutter" unterscheidet. Nur wenige Beispiele lassen sich dafür anführen, wie Adoptiveltern die vom Kind ausgehende Zuschreibung von **Mutterqualität** an "die andere Frau" als Signal zur Revision der eigenen Terminologie aufgreifen.

Adoptivmutter: Die hat mich ja korrigiert als Fünfjährige, und zwar hab' ich immer, so idiotisch wie man ist, ich hab immer gesagt "die andere Frau". (Lachend) Eines Tages, ich seh sie noch in der Küche stehen, da sagt sie zu mir: "Ich habe eine richtige Mutter". Das hat mir dann auch erst mal wie'n Hammer auf den Kopf geklopft. Und da hab ich gesagt: "Wieso, bin ich denn 'ne falsche?" Und da guckt sie mich an und grinst so hinterhältig und sagt: "Ne, so eine wie aus **Hänsel** und Gretel, ne, das bist du nicht".

Adoptivvater:dann haben wir immer **vermieden /eh/ von** zwei Müttern zu reden....

Adoptivmutter: Das hat aber alles gar nichts genützt. Sie spricht trotzdem von **/eh/** der einen Mutter und der anderen Mutter und .. also sie hat von vornher- ein sich da ihr eigenes Bild von dieser Mutter gemacht, nicht.

In einem anderen Interview wird als Redeerwähnung in **bezug** auf das **sechs-** oder **siebenjährige** Adoptivkind dargestellt:

Adoptivkind: Ihr könnt ruhig sagen, das sind, das ist die Frau, die mich im Bauch gehabt hat, oder, oder der Mann, aber für mich sind das Eltern.

Die Qual der eigenen Erarbeitung des Wissens um die doppelte Elternschaft wird im folgenden Beispiel für ein elfjähriges Mädchen beschrieben:

Adoptivmutter: Der große Knall kam im letzten Jahr... und da plötzlich.. da wurde sie aggressiv und **kriegte** eine Trotzphase, also, wir **wußten** weder aus noch ein. Sie stand mit geballten Fäusten vor mir, und sie schrie mich an: "Ich hasse Dich!"..... Bis es dann ganz plötzlich aus ihr herausbrach: "Ich habe zwei Eltern!"

An diesen Äußerungen ist der gegenwärtig erreichte Stand der Öffnung des Bewußtheitskontexts ablesbar: Die Öffnung wird im Hinblick auf das

biologische Faktum gewagt; die Reduktion "der anderen Eltern" auf Erzeuger und Gebärer bedeutet, daß sie quasi als Ausgang der **Adoptionsgeschichte** anerkannt werden, als Menschen mit einer auf einen vergangenen Zeitpunkt bezogenen Elternqualität, daß sie jedoch in ihrer aktuellen, über Jahre hinweg anhaltenden Bedeutung für die Identitätsbildung des Kindes nicht wahrgenommen werden. Viele Erzählungen dokumentieren, wie die biologischen Eltern als heute noch existierende Personen für Adoptiveltern schwer thematisierbar sind, weil sie die eigene authentische Elternschaft in Frage stellen. Auch wenn gegenüber dem Adoptivkind die reine Form der "Normalisierung als **ob**" - nach dem Befragungskreis zu urteilen - nicht auftaucht, da zumindest die biologische Andersartigkeit offengelegt wird, scheint die "Normalisierung eigener Art" als Bewältigung des Problems doppelter Elternschaft noch so begrenzt, daß sie mit den Bedingungen für eine erfolgreiche Identitätsfindung des Adoptivkindes kollidiert.

Die hartnäckige Frage des älteren Adoptivkindes zunächst nach seiner Mutter, später auch nach seinem Vater, die Pläne zum Aufsuchen der leiblichen Eltern und - in einem Fall - deren Realisierung, diese Vorgänge bieten Anhaltspunkte dafür, welches Gewicht dem Wissen um die eigene Herkunft zukommt. Die Ergebnisse der Untersuchung fügen sich ein in die Erkenntnisse, die in den USA im Bereich der Adoption im **Anschluß** an Eriksons Arbeiten zur "psychohistorischen Dimension der **Identitätsbildung**"²⁵ gewonnen wurden. Im Glauben an die Machbarkeit der **Adoptivfamilie**, "als **ob**" sie die natürliche Familie wäre, ist das Bedürfnis nach dem Wissen um den eigenen Ursprung lange Zeit übersehen worden. Die Neugier des Adoptivkindes im Hinblick auf seine leiblichen Eltern bringt erneut die Bedeutung von Blutsverwandtschaft zur Geltung, und zwar in einer Phase des Familienlebens, in der die Adoptiveltern häufig ihr eigenes Leiden an der Kinderlosigkeit, ihre eigene Trauer um die nicht erreichbare genealogisch zusammengehörige Familie verdrängt haben. In dieser phasenverschobenen Auseinandersetzung mit dem Komplex genealogischer Zusammengehörigkeitscheint mir ein Teil der spezifisch **adoptiv-familiären** Konflikte zu liegen. Die Frage nach der eigenen Mutter verletzt die inzwischen aufgebaute relative Natürlichkeit der Adoptivfamilie, so lange die Bewältigung der doppelten Elternschaft durch Verdrängen der aktuell relevanten biologischen Eltern nur partiell gelingt.

3. *Die Strukturierung des Bewußtheitskontexts gegenüber sich selbst*

Ich möchte hier kurz andeuten, daß die Strukturierung des **Bewußtheitskontexts** noch auf einer dritten Ebene verfolgt werden kann, nämlich da, wo Adoptiveltern mit sich selbst interagieren. An einigen Interviews läßt sich beobachten, wie Adoptiveltern das selbstverständlich vorhandene Wissen um den Adoptivstatus zu verdrängen suchen. Die Fülle der Äußerungen wie "das Kind ist wie das leibliche Kind, "ich bin mir dessen gar nicht mehr **bewußt**, daß es ein Adoptivkind ist" **läßt** sich schwer danach differenzieren, wo lediglich die neu entwickelte Selbstverständlichkeit um die familiäre Zusammengehörigkeit angesprochen wird und wo die Schließung des Bewußtheitskontexts gegenüber sich selbst beginnt. Die Anwendbarkeit des Begriffs Bewußtheitskontext auch für diesen Bereich muß noch erkundet werden. Deshalb soll hier ein Hinweis genügen.

4 *Die Interdependenz der Strukturierung der Bewußtheitskontexte gegenüber den verschiedenen Interaktionspartnern*

Die bisher je nach dem Interaktionspartner getrennt behandelten Strategien der Normalisierung lassen sich für den Einzelfall zu einer **Gesamtstrategie** zusammenfassen. Die Konsistenz der Strukturierung der verschiedenen Bewußtheitskontexte ergibt sich aus der bei anderen **Gesellschaftsmitgliedern antizipierten** Normalitätseinstufung des Sondertyps von Familie. Wer am Schein von Normalität partizipieren möchte, weil ihm die Normalitätszuschreibung für den abweichenden Fall undenkbar ist, wird gegenüber anderen, dem Adoptivkind und sich selbst auf die Wahrnehmung der **Familie** im "primären Rahmen" hinarbeiten. Wer die Selbsttypisierung als andersartig wagt in der Annahme, daß allein sie der strukturellen Besonderheit der **Adoptivfamilie** gerecht wird, wird die von ihm selbst gesehene Legitimität der eigenen Differenzierung in die Kommunikation mit dem Kind und mit anderen einbringen und auch bei einer Transformation des Rahmens die Normalitätsherstellung für möglich halten.

Die **beiden** Typen der "Normalisierung als **ob**" und der "Normalisierung eigener Art" als Gesamtstrategien ermöglichen eine grobe Einordnung der Interviews auf einer als Kontinuum gedachten Linie. Die älteren Fälle des Befragungskreises würden dem Typ der "Normalisierung als **ob**" näher kommen **als** die Beispiele der letzten Jahre; die Unterschicht und untere

Mittelschicht wären stärker der "Normalisierung als **ob**" verhaftet als die mittlere und obere Mittelschicht. Ginge man in einer Art Kohortenanalyse über die Stichprobe hinaus, ließe sich aller Wahrscheinlichkeit nach feststellen, daß in unserer Gesellschaft in diesem Jahrhundert die Beziehung zwischen Sonderfall und Normalfall überwiegend über die "**Normalisierung als ob**" geregelt wurde. Für die Zukunft dürfte eine fortschreitende Verlagerung zur "Normalisierung eigener Art" zu erwarten sein, bei der der Mut zur Differenzierung und die Erfahrung von Normalitätsherstellung sich wechselseitig verstärken.

Ich sehe gewisse Möglichkeiten für eine generellere Verwendung der am **Objektbereich** Adoption gewonnenen **Typenbildung** und eventuell auch für eine Generalisierung der These vom Entwicklungsverlauf, von der "**Normalisierung als ob**" zur "Normalisierung eigener Art". Wenn - um nur ein Beispiel zu nennen - Homosexuelle nach der Strategie des Verschweigens zur "Schwulen-Demo" oder zum "**Schwulen-Kongreß**" übergehen, wird damit der Wechsel vom geschlossenen zum offenen Bewußtheitskontext, von der "Normalisierung als **ob**" **zur** "Normalisierung eigener Art" signalisiert. In **beiden** Fällen, der Adoption wie der Homosexualität, wird deutlich, wie zwar die Bandbreite des Normalen erweitert wird, ohne daß jedoch der Sonderfall die normative Geltung des Normalfalls erreichen **würde**.²⁶ Diese im Laufe der Zeit mehr und mehr als "auch normal" typisierten **Bereiche** neben dem normativ abgesicherten Normalfall müßten in einer Theorie gesellschaftlicher Differenzierung in weitere Zusammenhänge eingeordnet werden.

Literaturverzeichnis

Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, Kommunikative Sozialforschung, München 1976

Berger, Peter L., und Thomas P. Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt/M. 1972

Eckelpasch, Rolf, Ist die Kernfamilie universal?, in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 3, H. 4, 1974

Eckert, Roland, Geschlechtsrollen im Wandel gesellschaftlicher Arbeitsteilung, in: dem. (Hg.), Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung, München 1979, S. **234-275**

Erikson, Erik H., Kindheit und Gesellschaft, Stuttgart 1965

Erikson, **Erik H.**, Identität und **Lebenszyklus**, Frankfurt/M. 1976

Erikson, **Erik H.**, Lebensgeschichte und historischer Augenblick (englisch: **Life History and the Historical Moment**, 1975), Frankfurt/M. 1977

Garfinkel, Harold, **Passing** and the managed **achievement** of sex **status** in an **"intersexed" person**, in: ders., Studies in **Ethnomethodology**, Englewood Cliffs, New Jersey 1967, S. **116-185**

Garfinkel, Harold, Das **Alltagswissen** über soziale und innerhalb sozialer Strukturen, in: **Arbeitsgruppe** Bielefelder Soziologen (Hg.), **Alltagswissen**, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Bd. I, Reinbek 1973, S. 189-262

Gehlen, **Arnold**, **Urmensch** und **Spätkultur**, Bonn 1956

Glaser, Barney G., und **Anselm L. Strauss**, The Discovery of Grounded **Theory**: Strategies for Qualitative Research, Chicago 1974 (a) (zuerst 1967) *

Glaser, Barney G., and **Anselm L. Strauss**. Interaktion mit Sterbenden (englisch: **Awareness of Dying**, 1965), Göttingen 1974 (b)

Goffman, **Erving**, Rahmen-Analyse, **Frankfurt/M.** 1977

Grathoff, Richard, Über Typik und Normalität im alltäglichen Milieu, in: Walter M. **Sprandel** und Richard Grathoff (Hg.), Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften, Stuttgart 1979, S. 89-107

Hoffmann-Riem, Christa, Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie • Der **Datengewinn**, in: **Kölner** Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 32, 1980, H. 2, S. **339-372**

Kirk, David, **Shared Fate**, **London** • New York 1964

König, **René**, Materialien zur Soziologie der Familie, Bern 1946

König, **René**, Soziologie der Familie, in: ders. (Hg.), Handbuch der empirischen **Sozialforschung**, Bd. 2, Stuttgart 1969

Lüscher, Kurt, Die **Entwicklung** der Rolle des Kindes, in: **Klaus Hurrelmann** (Hg.), Sozialisation und Lebenslauf, Reinbek 1976, S. 129-150

Portmann, Alfred: Zoologie und das neue Bild vom Menschen, Reinbek 1956

Portmann, Alfred: Die Biologie und das neue Menschenbild. **Bern 1942**

Sacks, **Harvey**, On the **Analyzability** of Stones by **Children**, in: John J. Gumpen und **Dell Hymes** (Hg.), Directions in **Sociolinguistics**, New York **1972**, S. **325-345**

Schütz, Alfred, Gesammelte **Aufsätze**, **Bd. 2**, Den Haag **1972**

Schütz, Alfred. und **Thomas Luckmann**, Strukturen der **Lebenswelt**, **Frankfurt/M. 1979**

Schütze, Fntz, Zur **Hervorlockung** und Analyse von **Erzählungen** thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer **Feldforschung** - dargestellt an einem Projekt zur Erfassung kommunaler **Machtstrukturen**, in: **Arbeitsgruppe** Bielefelder Soziologen **1976**, **S.159-260**

Schütze, **Fritz**, Die Technik des narrativen Interviews, Manuskript **Bielefeld 1977**

Sorosky, Arthur D., **Annette Baran** und Reuben Pannor, **The Adoption Triangle**, Garden City/**New York 1979**

Tyrell, Hartmann. Die Familie als **"Urinstitution"**, in: **Kölner** Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 30, H. 4, **1978**, S. **611-651**

Tyrell, Hartmann, Familie und gesellschaftliche Differenzierung, in: Helge **Pross** (Hg.), Familie - wohin? Reinbek **1979**, S. **13-77**

The Mangement of Threatened Normality in Adoption: Structuring the Awareness Context

Adoptive families offer a fascinating access to a more general family sociology. Due to their artificial family construction they have to define their own family status in comparison with biological families. The way they relate to the "normal" case and follow their presuppositions about "normal parenting" reveals some conceptions of parental roles und parent-child-relationships that are usually hidden from the social researcher: As long as biological parents take the normality of their type of family for granted some basic orientations of what constitutes a family remain unreflected.

In a study of 30 adoptive parents (couples) ¹ I tried to reveal their family history and the construction of their family reality in an extremely open procedure. I utilized a new research method, the "narrative interview" that Fritz **Schütze** elaborated some years ago. ² The narrative interview seems especially able to offer some access to past events that are no longer available for observation. In these cases a narration provides valuable data since in general the storyteller constantly integrates his or her orientations of action into the presentation of events. ³

¹ In 1978 30 interviews were made with adoptive parents in **Hamburg/Federal Republic of Germany**. The selection of informants was guided by **the** idea that willingness to communicate should have priority over the value of representative sampling. Fifteen couples were selected participating in regular discussion group meetings of adoptive parents. Most of these couples had adoptive children who were still very young (early childhood) and whom they had taken into the family as babies. Fifteen more couples were chosen to widen the range of constellations for starting adoptive family life (Who has a child that was already somewhat older when adopted?) or to allow some insight into ongoing adoptive family life (Who has a child already in middle or late childhood?). For a more detailed presentation of my sampling procedure see **Hoffmann-Riem** 1984, pp. 17-19.

² Cf. **Schütze** 1977. A brief introduction of the narrative interview in an American journal is presented in: **Bertaux** and Kohli 1984, pp. 222-224. For a more detailed presentation see **Hoffmann-Riem** 1986 and 1990, pp. 256-261.

³ **As** for the data to be presented in the following participant observation of actual events would have **provided** a broader picture of family interaction than a narrative interview that is restricted to a presentation out of the storyteller's perspective. However, the way the narrative interview **reflects** structures of meaning and structures of "symbolic interaction" in everyday life makes it an interesting completion of so far existing research methods.

The section of the study to be presented here emphasizes some structural peculiarities of adoptive families. It stresses the difference between adoptive and biological families while other processes of adoptive family life can be **analyzed** under the aspect of similarity or uniformity between adoptive and biological families. Elsewhere I outlined in detail that adoptive families can establish the same emotional quality of their parent-child-relationship that they presuppose as "normal" for a (biological) family.⁴ However, the experience of catching up with the "normal" case emotionally can invite danger when adoptive parents start to neglect the structural peculiarities of their family. But even if they neglect **them** the artificial start of family life is a fact that penetrates into daily interactions and demands solutions.

It is not sufficient when adoptive parents try to define their self-identity as parents. They also have to determine if and to what extent their artificial family construction, their deviation from the norm of family reproduction, is relevant to social interactions. Considerations frequently revolve around the questions: *Ulto* is to be informed of the artificiality of the status passage? *How* great an insight should be afforded to others, including the adopted child itself? *When* should the special status be discussed and *how* should the subject be broached?

The preoccupation of adoptive families with questions of information policy is connected with the fact that, in line with all the available "**rules of membership categorization**"⁵ in our society, the social unity of parents and child is interpreted as being based on a normal, that is, biological family (the case of coloured children is disregarded here). In a society such as **the** Federal Republic of Germany, in which only about 0.7 percent of all children are adopted children, little doubt is expressed as to the common biological bond within the social parent-child-identity. In other words, to refer to a term used by Goffman, the adoptive family is categorized "within the primary **framework**"⁶ of family. The problem facing the adoptive parents, therefore, of how to impart information culminates in many situations in the following question: Should I tacitly pretend that we are a "natural" family or should I reveal that we are not?

⁴ Hoffmann-Riem 1986

⁵ Cf. Sacks 1972, p. 332

⁶ Goffman, 1974, pp. 21-39

In accordance with the concept used by Barney Glaser and Anselm Strauss I would like to term the management of the disclosure of a potentially threatening information as the structuring of the "awareness context".⁷ This concept, which was initially developed for the analysis of observations on dying patients (centering on the problem whether to tell patients that they are going to die or to keep this a secret) seemed to be well-suited to analyze a family's articulation of its own special status, that is, of its own potentially "discreditable"⁸ status. It is a special advantage of my data that they allow to apply the concept of "awareness context" to an information process that might be lifelong - for the adopted child (the adoptee), as well as for its parents. Thus far, information policy concerning potentially threatening news has been sociologically analyzed with regard to fewer dimensions of the message, and a less complex time structure concerning its concealing or revealing properties than can be observed in adoption.⁹ The number of persons involved in structuring the awareness context, the number of persons involved about whom to conceal or reveal informations, the complexity of the information itself, the difficulties of handling it in social interaction and especially of assessing its tolerability for the child - all these dimensions make the case of adoption an impressive example for the usability of the concept of "awareness context". Its analytical strength in integrating phenomena that at first sight seemed unconnected shall be demonstrated in the following.

I shall examine the structuring of the awareness context at three levels depending on the type of interaction partner: first, the management of information disclosure by adoptive parents to partners outside of the nuclear family, second, to the adopted child, and, third, to the adoptive parents themselves, i.e., I shall describe the degree to which the adoptive parents enhance or diminish their own awareness of their special status. In

⁷ Glaser and Strauss 1965

⁸ Goffman 1965, p. 4

⁹ Awareness context-related phenomena have generally not been studied as interaction processes with an almost life long duration although, for example, a lot of stigma phenomena could be analyzed this way. In discussing and comparing studies on different substantive areas Anselm Strauss developed outlines of a grounded formal theory of awareness contexts (in Strauss 1987, pp. 243-248). Most of the research which is relevant in this context dealt with relatively short time phenomena like dying (cf. Glaser and Strauss 1965 as the study in which the concept of awareness context originated).

addition, attention will focus on how the adopted child itself contributes to structuring the awareness context. Finally I shall briefly suggest some practical consequences for adoptive parents resulting from this research.

1. *Structuring the Awareness Context towards Interaction Partners outside of the Nuclear Family*

The interviews provide a number of indications for the existence of a shifting trend of preference from the closed to the open awareness context. If the interviews are arranged in the order of the calendar year in which the child was taken into the family's home, there is evidence of increasing efforts by the parents to come to terms with their own special status, and to make it acceptable to others by informing them of the true nature of the status passage. In historical terms, this process would appear to have reached the stage at which this information is disclosed to the significant others. Prospective grandparents and other relatives are informed about the plan. The significance of the notification of friends is also clearly detectable. However, in cases where neighbours are included in the open awareness context, reference is frequently made to certain pressures to do so resulting from the fact that the growing visibility of the biological status passage demands an explanation of the circumstances surrounding the artificial access to the parental role.

Whereas the prevention of an incorrect typification as a "natural" family would seem to be at least gradually becoming the maxim for communication with significant others, interaction with casual acquaintances or strangers continues to be experienced as a dilemma. The problems associated with other persons' increasing degree of anonymity are connected with the fact that the construction of reciprocity is experienced as precarious. Casual contacts are defined as those which remain peripheral to one's own life-history management. The question "What was your pregnancy like?" asked by another mother when looking into the child's pram, for example, requires more than just the exposure of a deception ("it was not my pregnancy") - this itself could lead to embarrassment on both sides. **Rather**-more, to ensure a recognition of the equal status of the adoptive **mother**-child-relationship a more extensive revelation about the adoption history is essential, beginning with telling about the decision to adopt, prompted by childlessness, right through to the successful establishment of emotional attachment. Confused by the harmlessly meant question, the adoptive mother will assume that the doubts she herself once harboured during a

certain phase of the adoption history, with regard to the overcoming of strangeness, are also harboured by the other mother. These doubts would trigger a devaluation of the mother-child-relationship, which the adoptive mother herself regards as being of equal status. She will fear that the other woman, in her limited role-taking capacity, would interpret an open declaration of the adoptive status as the adoptive mother's dissociation from her child. Taking into account the metaperspective, therefore, the price for such honesty would be her own sense of guilt towards the child.

The dilemma associated with the incomplete construction of reciprocity is addressed in many of the interviews, above all, in cases where the child has relatively recently been taken into the family. The problem is resolved, for example, as follows:

Adoptive mother ... of course, I didn't want to make a big issue out of the fact that it was our adopted child in front of a complete stranger ...

The structuring of the awareness context reflects adoptive parents' anticipation of their being classified as socially normal. The practice of a closed awareness context is rooted in the assumption that the social recognition as a normal family can't be gained when others know about the artificial status passage. Consequently, the only possible strategy of normality construction is to participate in the pretense of normality. This strategy of normalization, acting as if the family were a natural family - in short, the "as-if-normalization" - is not, however, suited to establish a reciprocity of perspectives with regard to adoption; the role-taking ability of others cannot be strengthened by structuring a closed awareness context.

In the case of an open awareness context, the link between structuring the awareness context and normality classification by others finds its expression in the fact that the empathy practiced by significant others forms the foundation for an extension of the open awareness context. At the same time, the communication of special status gives others a greater opportunity to construct reciprocities marked by the corresponding normality classification. In contrast to the "as-if-normalization" I would like to call this strategy of normality construction, characterized by a clearly articulated differentiation of one's own type of family, as "**own-type-normalization**". The more this "own-type-normalization" is able to assert itself, the less frequently adoptive parents will be confronted in the long term by the truth-pretense-dilemma, since they themselves will contribute to change the social positioning of adoptive families.

2. *Structuring the Awareness Context Towards the Adopted Child*

The construction of normality within the family requires a decision on the part of adoptive parents as to how significant they assess the child's awareness of its own origin. As opposed to structuring the awareness context outside of the nuclear family, the problems here are located at a deeper psychological level. The key question for adoptive parents in this respect is how much relevance the birth parents should have in the child's **life** once the adoptive parents have replaced them by assuming "**de facto** parenthood".

Drawing on **René König's** concept of the "socio-biological duality" (biologisch-soziale Doppelnatur) ¹⁰ of the family, I would like to characterize the adoptive family as a social type of family with dual parenthood, social parenthood and - as it is always the case in the background of family reality - biological parenthood. This structural peculiarity involves the conflict concerning the real, authentic parenthood. The tension between the *one* set of parents and the *other* set of parents cannot be eliminated via a single act on the part of the adoptive parents. The solution to this problem will accompany the entire history of the adoptive family, irrespective of whether mention is made of the birth parents or not. Each of these two initial management possibilities triggers a chain of further decisions, the course of which cannot be determined by the adoptive parents alone, but also by the careful or persistent, innocent or suspicious activity of the adopted child.

If adoptive parents try to avoid rivalry over the issue of dual parenthood by withholding information on the birth parents, they must accept that the adopted child will grow up as a victim of a deception; in line with what this society takes for granted, it will classify itself as a birth child within the adoptive family and build up its self-identity in an unbroken trust in that family bond. In order to keep the awareness context closed, constant efforts will be needed to ward off the danger that third parties who are aware of the "secret" might disclose this information to the child. Furthermore, like any other child who assumes that it is living together with its birth parents the adopted child may occasionally trigger interaction sequences touching upon the subject of its birth and early childhood. The

adoptive parents will be obliged to take further deceptive action in order to maintain the initiated self-deception of the adopted child. This reproduction of the facade of normal family may serve to confirm the position of adoptive parents in their sole parenthood. However, their efforts to negate the existence of the birth parents will undermine the foundation of their relationship with the adoptive child. The price of maintaining non-existence of the birth parents is a breach of confidence toward the child. In the meantime, there is sufficient evidence suggesting that this breach of confidence at the point of genealogical self-orientation, with all the concomitants required to safeguard the deception, is not of purely peripheral significance in the development of the identity of the adopted child.

Whereas the closed awareness context with regard to the adopted child is to be understood as an "as-if-normalization" strategy, the open awareness context cannot be generally equated with an "own-type-normalization". The latter approach means that the adoptive parents truthfully no longer lay claim to sole parenthood; via the disclosure of the adopted child's *other* origin, they provide the child with the opportunity of a continuous biographical orientation. However, the danger of a breach of confidence still exists. The initial disclosure may trigger complicated interaction sequences, during which the adopted child will generally insist upon more precise information on its *other* origin. The adoptive parents for their part will again have to assess in each case how much information to **devulge** to "vitalize" the birth parents. The opening of the awareness context can develop a highly unpredictable momentum of its own, since the child may initiate questions which again leave the adoptive parents facing the dilemma of how to answer them both truthfully and in a way conducive to the consolidation of the adoptive family bond. A variety of efforts to solve this problem can be observed among the desired relationship to the adopted child, the satisfaction of their own needs, and the **fulfillment** of the demands - which are difficult to anticipate - concerning the child's identity formation. These efforts can lead to a further opening of the awareness context, to its continued closure, to its misleading further opening etc. The step toward the disclosure of the key biographical statement of the child's *other* origin still leaves the adoptive parents confronted by the problem: Should we continue to claim sole authentic parenthood and exclude the subject of origin from future communication with the adopted child - with the accompanying risk of a breach of **confidence**? Or should we build up a relationship of trust which also encompasses the existence of the birth parents - with the risk that the birth parents may "penetrate" deep into the

reality of adoptive family life? Each further disclosure means that the adoptive parents concede their own limitations as sole parents and acknowledge the relevance of the birth parents. It represents a step on the way towards constructing normality under the aspect of dual parenthood, i.e. towards an "own-type-normalization".

2.1 *The Biological Disclosure*

The gradual opening of the awareness context often begins with a question usually asked by the child about the age of three: "Was I in your tummy, too?" Leaving aside the dramatic exceptions, the child generally accepts the negative reply "It just wasn't possible, you were in another woman's tummy" with composure, much to the relief of the adoptive mother. The child then carries on with whatever it was doing. This recurrent pattern in interviews was recapitulated in particular detail by an adoptive mother who - many years after the event - still includes the sadness associated with this disclosure in **her** description. Against this background she conveys the emotional tension of that one moment via a detailed scenic account.

- | | |
|-----------------|--|
| Adoptive mother | And If I'm really honest, when I told my daughter I felt tremendously sad about the fact that she wasn't my own child, because she said to me , |
| Interviewer | hm |
| Adoptive mother | the whole thing was really strange , I intended telling her right from the start, I'd more or less thought about what to say for three years and that was my luck. For if I hadn't, I would have told her a downright lie. I'll never forget the situation it was a Sunday morning. I was drying my feet after taking a shower, she was three at the time and sitting in the corner on the washing basket, and the fact that I stood there in the nude must have prompted her. She suddenly asked: Was I in your belly, too? I would have loved to have said "yes", (laughing) it would have been so easy, wouldn't it, I said "no". She said: "Why not?" Then I said: " That was another woman, I couldn't have you in my belly", or something like that and "I see", okay, that was the first time. |
| Interviewer | hm |
| Adoptive mother | That's the funny thing when you discover : it's not all that important to children... |

In some cases, the adoptive mother explains the relaxed response to the disclosure by pointing out that during this stage in its development the child is unable to judge how normal or abnormal this fact is. One adoptive mother, for example, says of her four-year-old adopted daughter:

Adoptive mother I don't think that it **is/eh/** clear to her that she is a, that she belongs to a minority of children who grew up somewhere other than in/
 Interviewer hm
 Adoptive mother with her birth mother.

The following example also shows how normal the disclosure is for a young child, who cannot as yet comprehend the links between family and the principle of filiation. The child itself initiated the opening of the awareness context during the pregnancy of the adoptive mother. The fact that it did not seem disturbed about having been in the belly "of another woman", whereas another child of the family was growing in the mother's belly, is explained by the adoptive mother as follows:

Adoptive mother Yes, she, she found the idea quite *natural*. For all she **knew**, every family may consist of the children born by different women. She, she didn't have an idea of what a normal **family** is at that age,
 Interviewer hm
 Adoptive mother at the age of two or two-and-a-half, does she? It could, therefore,
 Interviewer hm
 Adoptive mother quite well be normal for children born by different women to live in one family.

Judging by the experiences recounted in many cases, it seems **relatively** easy to establish a natural communication situation provided the still young child views the disclosure as "natural" and as long as the manner in which the adoptive parents communicate this information (facial expression, gestures, tone of voice) does not arouse suspicion on the part of the child.

The history of one mother, who allowed herself to be carried away by birth fantasies as soon as she first saw the child, shows that this is not always possible and that the suddenness of the child's interest can ruin the planned ease of communication. **This** mother begins her recapitulation of events surrounding the disclosure with the words:

Adoptive mother And then came the biggest problem for me, **/eh/telling** my child the truth.

Prompted by the pregnancy of a friend of the mother, the child addresses the subject earlier than expected. This time, the opening of the awareness context does not begin with a question, but with an assertion: "Mum, I was in your belly, too." The mother's negation of the assertion by referring to the "belly of another woman" caused the child to burst out in tears and claim that what the mother said just was not true.

The second of the two cases which deviate ~~from~~ the pattern of the natural communication situation also illustrates that it is not immaterial to the child whose belly it was in. The "loving" opening of the awareness context planned by the adoptive parents to avoid a breach of confidence, the frustration of these plans, and the sense of deprivation experienced by the child are reflected in the following interview extract:

- Adoptive father So we clearly made up our minds: If we don't want our child to grow up living a lie we will have to tell her the truth right from the start,
- Interviewer **hm**
- Adoptive father and ... we didn't want to lie.
- Interviewer **hm**
- Adoptive father For various reasons, therefore, we decided: that, that's no good, that won't work, at some stage she will feel cheated, and then there will be real trouble.
- Interviewer **hm**
- Adoptive father We want to confront her with truth **lovingly** right from the start. That wasn't as easy as we thought. as our son (the older son, C.H.R.), who often **felt/eh/cornered** by her .. once said in a similarly defensive position: "**Ha**, ha. And I was in mummy's belly and you weren't".
- Interviewer **hm**
- Adoptive mother Well. not quite that bad
- Adoptive father she cried out
- Adoptive mother but there was something in her tone of voice.
- Adoptive father she didn't she, she cried out .. **terrible!**
- Adoptive mother She said: "No", that
- Adoptive father (worked up) Well, I never thought it possible that such .. a two **year-** old girl in such
- Adoptive mother No, she was three at the time, but
- Adoptive father or between two and three. she wasn't three by then. She was so
- Adoptive mother (hm, I don't know?)
- Adoptive father small, that such things can be .. so significant .. important to such a young girl,
- Interviewer **hm, hm**
- Adoptive father that was something I just couldn't imagine.

The crying out of the child after her older brother had played out his psychological trump card must **be** seen against the background of the fact that, contrary to all medical prognoses, the adoptive mother had become pregnant. The adopted child had witnessed and "experienced the whole course of this pregnancy:

- Adoptive father She also acted through the pregnancy with her doll. She pretended to breastfeed the doll and so on, didn't she

Adoptive mother She was really **direct**, with her whole femininity. She **too** fed a child, **really/eh/intensively**.

The adoptive parents feel that the intensity of her reaction is due to the fact that she was particularly vulnerable to her brother's remarks as a result of her intensive involvement in the mother's pregnancy:

Adoptive mother ... and I feel that it was then (during pregnancy, C.H.R.) that a deep relationship to these natural events, you see,
Interviewer **hm**
Adoptive mother already showed itself and that she therefore realized that she wasn't in my belly, you see,
Interviewer **hm**
Adoptive mother that what she had experienced in the case of her brother (younger brother, **C.H.R.**) and what she
Interviewer **hm**
Adoptive mother had probably taken for granted in her own case, you see,
Interviewer **hm**
Adoptive mother that all that wasn't true, for her that was, I feel, a feeling of having been really cheated out of something.

The reaction to the existence of another belly ranges between the extremes of feeling cheated or merely acknowledging an uninteresting fact. The exact nature of this reaction depends on the concept of family already developed by the child itself. If the child has already begun to incorporate the aspect of growing up with its birth parents within its concept of a "normal" family, there will be a risk of a sense of deprivation as soon as it discovers that it does not share this normality. If, on the other hand, it cannot yet appreciate the difference between "mummy's belly" and the "belly of another woman", the news of another origin will be treated as a relatively uninteresting fact: the child will **maintain** its "natural attitude".
11

2.2 The Social Disclosure

Whereas the contours of the planned and practiced biological disclosure of origin become pretty clear during the interviews, the picture of the subsequent opening of the awareness context remains blurry. In one third of the cases under review one reason for this may be that in view of the

adopted child's young age information of this kind can only be provided from a planning-stage perspective. Nevertheless, it already becomes clear at this stage that the "belly of another woman" is easier to address in the interview as a planned topic of the adoptive parent-child relationship than information on the social background and motives of the actual birth mother.

Many accounts briefly pertain to the act of handing over the child for adoption, which both in the planned and practiced mode of communication is presented to the child as an incontrovertible necessity: "She couldn't keep you". After focussing for a moment on the birth mother as the person obliged to take this course of action for reasons which are not explicitly named, the new parents proceed to the message "We wanted to take care of you. And that's how you became our child". They say this to restabilize the child's orientation. This line of lovingly taking the child into the adoptive family can be found in detail in many accounts, for example, in connection with the desire repeatedly expressed by the child to discover *its own history*. This history, however, generally begins with handing over the child for adoptive care, which often spatially and temporally relates to the institutional home from which the child first came. Although this reconstruction of events may be suited for the young **child**, it is not unquestionably appropriate during the later course of the child's cognitive development in order to further the child's self-orientation between "the other woman" and its adoptive parents. Whether there was a further opening of the awareness context, how this took place, who initiated it, which facts were disclosed and which kept secret: all these aspects could not even be reconstructed from the interviews with parents of older children.

Of course, the desire to ensure anonymity must be taken into account when pointing towards the gaps in interviews. However, it seems reasonable to assume that the step from the abstract "belly of another woman" to the specific person is not singled out as a topic for the adoptive parent-child relationship because the "vitalization" of the other **mother/** other parents is perceived by the adoptive parents as a threat to their own parenthood. The further opening of the awareness context observable in some interviews, therefore, will be examined under the aspect if the assumed tendency **can** be confirmed or if the adoptive family's communication includes the birth parents.

As demonstrated by a few examples, once the awareness context has been opened it can soon develop its own momentum and lead, to a further opening via questions initiated by the child's inquisitiveness. That the

knowledge of the "other woman" continues to be mentally digested by the child is indicated by the question asked by the four year-old child: "What is the woman whose belly I was in doing now?" This may be followed when the child is five or six by questions which reveal a new **level** of cognitive mental assimilation of the family context and which pose new problems to the adoptive parents: "Where is my mother?" or "Who is my mother?" and, finally, the tormenting question for the child: why?

The "my mother" terminology often introduced by the child itself clashes with the adoptive parents' speech regulation, which draws the distinction between "the other woman" and "the mother" to avoid confusion over dual parenthood. There are only a few examples of cases in which adoptive parents take up the child's ascription of motherly quality to "the other woman" as a signal to revise their own terminology.

The cases in which the customary terminological practice of adoptive parents is obstinately defended are more frequent, for example:

Adoptive father	We then avoided/ch/talking about two mothers.
Adoptive mother	But all the effort was in vain. She still refers to/ch/the one mother and the other mother and .. well, she drew up her own picture of this mother right from the start, didn't she.

In another interview the six- or seven-year-old child is cited as having said the following:

Adopted child	I don't mind you saying they are, that is the woman who had me in her belly, or, or the man, but to me they are parents.
---------------	--

The suffering involved in coming to terms with dual parenthood is illustrated in the following case of a ten year-old girl:

Adoptive mother	Things came to a head last year .. suddenly .. she became aggressive and drifted into a phase of defiance, well, we just didn't know what to do. She stood in front of me with clenched fists and shouted at me : "I hate you!" ... until she finally exploded: "I've got two (sets of) parents."
-----------------	--

These remarks indicate the current **situation with** regard to the opening of the awareness context. The opening of the context is generally ventured with regard to the biological disclosure. In many cases, the role of "the other **woman/other** man" is reduced to that of child-bearer or progenitor. Although he or she is thus acknowledged as the starting point of adoptive history and a person with a past-related biological parental quality, he or she is not accepted as being of ongoing significance for the identity **forma-**

tion of the adopted child. Many adoptive parents appear to believe that the disclosure of genealogical origin will help to avoid a breach of confidence. However, they seem less well prepared to recognize that this common genealogical bond is also accompanied throughout life by an effective social relationship aspect ("For me the other woman is my mother"). The danger that the child will feel injured also looms, therefore, wherever, in line with the terminological pattern, the awareness context has only been opened biologically.

The rigid insistence of certain adoptive parents on a carefully selected use of language and the equally stubborn dissociation of the child from the kinship-neutral terminology makes one thing clear: the child-bearer and the progenitor acquire a different degree of relevance for the child than was planned by the adoptive parents. The congruence of relevance systems is eliminated at the latest when, following the clarification of biological origin, adoptive parents hope that they will be ascribed exclusive parenthood, whereas the child itself is in the process of sharing out this ascription of parental quality. The opening of the awareness context with regard to genealogical origin signifies a first step towards an "own-type-normalization". However, adoptive parents will again slip into the pattern of "as-if-normalization" if they do not come to terms with the problem of permanent dual parenthood. The retention of terminological practice beyond the infancy stage can thus be regarded as an indication of the threat experienced by the adoptive parents to their parenthood. It thus serves to corroborate the afore-mentioned hypothesis: since the "vitalization" of the other parents harbours risks, efforts are made to avert the risk by not addressing this subject at all.

The widespread differentiation between the "mother" and "the other woman" can also be interpreted as representing a closure of the child's awareness context with regard to the parental quality of child-bearer and progenitor. As shown earlier by the possible responses by the child to terminological practice, the structuring of the awareness context may be limited to one particular phase in the life of the adoptive family. For the child can open the awareness context itself: A surging interest in its birth parents will initiate discussion on the subject of dual parenthood and - given the capacity of empathy ¹² - steer the adoptive parents towards a

changed concept of "the other woman". During the following I will refer to four accounts relating to children who are already somewhat older (than seven), in which there are signs that - with one exception - the subject of the other *parents* has been jointly addressed by both the adoptive mother and the child during later childhood (after seven years).

Truthful Construction of Acceptability

The first account recapitulates the history of a child which was adopted a few days after its birth. This case primarily differs from the rest in that the adoptive mother was a fleeting acquaintance of the birth mother and had a pretty exact idea of why the birth mother felt forced to relinquish her child for adoption. As the adopted daughter began to show greater interest in her origin at the age of six or seven, the adoptive mother introduced the same facts into communication with the child which had helped the adoptive mother herself understand the reasons for the action of the birth mother. She summarized the content of the recurrent discussions on this subject as follows:

- Adoptive mother ... she knew that the mother was good. She had decided to let the child live and that she .. well, that **she** be handed over to grow up in a normal or proper home, to somebody who'd take good care of her,
- Interviewer hm
- Adoptive mother She herself had three, that was the third,
- Interviewer hm
- Adoptive mother and her parents, I could tell her that already, were in the middle of getting a divorce, and she found out that she was expecting a child, and he said: "It's not mine." And that must have bowled her over and she didn't want the child any more. Hut she said, she wanted to make sure that you are sent somewhere, and that was good and proper ...

I would like to refer to this opening of the awareness context as the truthful construction of acceptability for the child. The birth mother is described as a person faced by considerable difficulties during pregnancy. Despite all the pressures of circumstances explaining the birth mother's action the reconstruction of this person for the child still contains, in the final analysis, a willful decision: She didn't want to keep the child. Falling back on the action motives anchored in the original family constellation, the adoptive mother can venture to present this final act by the birth mother without triggering a lack of understanding on the part of the adoptive child; the fact that the birth mother did not want **the** child is

offset by the fact that she wanted the child to be properly taken care of ("that you are sent somewhere"). The remarks made by the adoptive child while watching a TV film dealing with the fate of a number of children sent to children's homes by their mothers makes it clear that the child has accepted the image of the good mother: "But my mother would not have done that."

Well-meaning and Amended Construction of Acceptability

The next example relates to a boy who was taken into the adoptive family home at the age of three and who had previously lived in a children's home for two years following neglectful treatment by his mother. As opposed to the previous case, a mutual emotional bond proved difficult to establish, since the child - disoriented by the repeated change of reference persons - initially rejected the adoptive mother. Deeply rooted fears and intense **aggressions** led to a situation that was experienced as crisis-laden by the adoptive parents during the early stages of family life. The situation only improved after a definite sense of belonging to the family had developed.

The opening of the awareness context began shortly after the child had been taken into the adoptive family. **The** boy already indicated at the age of six that he would like to see his birth mother, saying that he would like to get to know his "right" mother. After a certain waning of interest in his own origins, the crucial question of "Why?" again surfaced at the age of nine.

- | | |
|-----------------|---|
| Adoptive mother | Well, it was <i>really bad</i> just under a year ago, and I don't know the reason. I even asked the teacher. He was <i>tremendously</i> preoccupied with the problem. <i>Again and again</i> he asked/eh/and/eh/ "why couldn't she take me?", not <i>who</i> , but " <i>why</i> did she give me away?" that was a |
| Interviewer | hm |
| Adoptive mother | pretty - <i>every</i> evening in bed ... |

The young boy with an at least vague idea of contraception or abortion, then penetrates to a deeper level than the motives (whys) of the birth mother's decision to have him adopted. He raises the question as to why he came into existence. With recourse to the boy's own world of experience, the adoptive mother tries to make him understand how he *perhaps* came into the world. The preceding section of the interview continues as follows:

Adoptive mother And "she could have • today you don't need to have children if you don't want them"

Interviewer hm

Adoptive mother "And why did she want to have a child at all if she couldn't bring it up?" This question came *again and again*, every evening for weeks on end.

Interviewer hm

Adoptive mother And then I said "No **listen**" - I know of cases ¹³ • "take a look, for example, at this and that girl in the children's home. She wasn't much older, and she just couldn't cope with the situation. **She/eh/loved** her boyfriend and **then/eh/they** didn't • they didn't think about the consequences." O.K., things were - alright then, but the next evening the question came again.

In order to strengthen the boy's self-esteem which was damaged by the thought of having been given away for adoption by his birth parents, the adoptive mother constructs the image of a birth mother who "definitely loved you". However, as she was aware of the birth mother's repeated neglect of her child and sees this as the key to his fears, during the interview **itself** she tones down the version of the loving mother **she** constructed to calm down her adopted son:

Adoptive mother ... I told him again and again: "Now listen, .. they definitely Iwe you **too**, but she just could **not**

Interviewer hm

Adoptive mother manage. She had to earn money", **and/eh/**

Interviewer hm

Adoptive mother I mean, that's not quite right **but/eh/you** try

Interviewer hm

Adoptive mother you try to see it a bit

Interviewer hm

Adoptive mother **more** positively

Interviewer hm

Adoptive mother and **"she/eh/just** could not keep you".

In this case, the opening of the awareness context and its simultaneous closure (circumstances of relinquishment) are marked by considerable empathy demonstrated by the adoptive mother, who - due to the lack of transparency concerning the true motives - resorts to conjecture and extenuating interpretations in order to help the adopted child understand

the action taken by his birth mother. This well-meaning and amended construction of acceptability, however, leaves the birth mother as a shadowy figure, since the concrete description of the mother is limited by the degree of conjecture involved.

The adoptive mother's version of the birth mother's decision to have the child adopted culminates in the statement: "She just could not keep you", since the pressures of circumstance most readily excuse the action of a birth mother whose chain of motives is not transparent. Whereas the adopted son, now ten, seems "content" with this "there-was-no-alternative" presentation, the adoptive mother expects new phases of unrest and inquisitiveness, as "he just can't come to terms with the idea that he was given away".

Truthful Construction of In-Acceptability

The start to adoptive family life in the third case history was extremely difficult for both the adoptive parents and the child. The child, who had suffered great deprivation, was first adopted at the age of six and experienced the late allocation to its adoptive parents as an arbitrary act. The following opening of the awareness context must be seen against this background of divided feelings and rebelliousness on the part of the child and the still missing "acceptance" of the adoptive parents as parents. The point of emotional normalization is still a long way off when the psychologically exhausted adoptive mother first mentions the child's dark family history in an effort to make the child aware - via this contrast with the past - of its present privileged position. **The** child is told about this period of neglect, which preceded an officially enforced committal to a children's home at **the age** of two, as follows:

Adoptive mother She was already with us for three months, yes. A good three months. And/ch/we told her: "Now look, we wanted to tell you what things *were* like when you were younger, and/eh/we thought to ourselves we want to help you out of the situation, but you have to do your bit, too, no *ifs* and *buts*." Then we told her that she had been neglected, got nothing to eat, had no diapers changed...

Following this truthful construction of inacceptability the child works its way through to a conception of its own family past, which is reflected in the suggested dissociation from the birth parents:

Adoptive mother ... and in autumn she said: "My parents were not *at all* nice. I said: "what do you mean?" "Well, you may **say**: they are, that is the woman who had me in her belly or, or the man, but to me they are parents, and they were not *at all* nice to take care of me. They could have at least done that!" ...

Finally, the child's question as to why it was rejected by its birth parents is answered by the adoptive mother herself, who takes into account the child's weaknesses and instability:

Adoptive mother ... And three months later she said: "Didn't they want to *have* me *at all*? **They** wanted to *have* me really, why did they do that?" I said: "You just can't say." I just told her that she often **says** herself: "That's boring. I can't be bothered!", forget about anything repetitive, and putting on diapers, feeding the child and things like that *are repetitive*. I said: "Christ, you know how *you* always feel. You don't *like* clearing things away, there are things you don't *like* doing, which you find boring. Your .. the woman felt the *same* way. She didn't want to put on diapers *all the time*, that's not the way she thought things would be. She imagined a cute little baby, *looked forward* to the baby, but after *changing diapers* for *fourteen days, day out* and *always* feeding the baby, she was *fed up*. couldn't be bothered any more." **And/eh/well**, she found it a little easier to imagine the situation...

This opening of the awareness context on the basis of suppositions tries to secure an understanding of the inadequate motherly care (the action of "the other woman") via the construction of similarity between mother and child. In this case, coming to terms with dual parenthood can be seen as an attempt by the adoptive mother to ensure her own "acceptance" against the background of the failure of the birth parents. This account was given only one year after the child was taken into the adoptive family. It is, therefore, impossible to say at this stage whether this cognitive orientation towards darkness and brightness in its life will enhance the child's ability to accept its substitute parents or whether the initiated identification with the negative traits of the birth mother will leave this child uprooted in its efforts to establish a parent-child relationship based on trust. At the moment, the adoptive mother also notices "tremendous inner variations of temperature".

Fantasized Construction of Acceptability

Although adopted children generally focus on their birth mothers, the final example clearly shows the importance in this respect of the father as the

origin of life. The boy in this case knew his birth mother **personally**; she had neglected him and left him on his own in the mother-and-child home; however, she did visit him occasionally during his stay in the home and also got in touch with him when he was already living in a foster family. Her last visits were characterized by threats to take the son away from the foster family, if need be by force. The feeling of inner conflict within the child, of being torn between the birth mother and the foster family, dragged on for many years until the adoption was eventually finalized. In his restlessness with regard to the questionable acceptability of his birth mother ("Is she odd?") the boy realizes at the age of eight or so that he must also have a father. In an act of role-taking for her child the adoptive mother opens the awareness context by truthfully explaining:

Adoptive mother **I'll** tell you what though, Peter, your father, he .. we don't k n w who he is. But he must have been a great kind of person; for after all you are a great little man, and I'm sure you take after him ...

This fantasized construction of acceptability ¹⁴ has a soothing effect: the "somehow valuable" father boosts the child's self-esteem, for which he is no longer dependent on the birth mother. The preceding interview extract continues:

Adoptive mother And that really did him good, for he now has the feeling that he may well be a fantastic person by birth, without having to relate to his mother as his point of reference...

An Evaluation of Constructions of Awareness Contexts

The case histories reveal how important it is for the development of the adopted child's identity that the child also "accepts" itself - regardless of the quality of relationships in the adoptive family - as the child of the birth parents. As shown by these examples, both the truthful, the well-meaning (amended), and the fantasized construction of acceptability can lead the child towards the point of identification with its origins. Nonetheless, the approach chosen by the adoptive parents to "vitalize" the other parents is not irrelevant to the child. Since the truthful construction of acceptability

is most conducive to a concrete reconstruction of the birth parents, priority should be given to this approach here, providing a number of requirements have been met. Of course, extreme phenomena, such as neglect or even cruelty against the child, would - taken at their face value - seem only suited to induce a child's negative identification with its birth parents.

However, if the adoption **agency** is able to subordinate its often predominantly middle-class value orientation in favour of an open-minded approach to the other socio-structural conditions affecting the decision to relinquish the child for adoption, and if the agency is able to convey to the adoptive parents the extent of objective strain and subjective suffering experienced by the birth mothers when relinquishing their children, there is a chance that greater background knowledge could trigger greater understanding and thus initiate the truthful construction of acceptability. What adoptive parents often label "terrible circumstances" in their accounts when referring to the birth **mother/birth** parents may well be a manifestation of a situation of social need, which members of the middle class all too readily view in isolation from its origins and tend to regard as an expression of individual incompetence. The accumulation of experiences of deprivation discovered in a further study on birth mothers ¹⁵ should - conveyed via the social bureaucracy - enter into the perspective of the adoptive parents. This would prevent them from speaking of the bond between the birth mother and the child in a well-meaning and amending, supposedly counter-factual, manner, and would allow this important message to be conveyed as the truth. ¹⁶

An opening of the awareness context that falls back on deeper social causal factors must, of course, be carefully coordinated with the cognitive and emotional development of the child. Regardless of when the final step in the reconstruction of the birth **mother/parents** can be handled by the child from the perspective of the adoptive parents, it would be useful if the adoptive parents themselves were provided with more detailed background information. The description of the life of the mother and child during the few hours between the announcement on the phone, "We have a child for you", and the first encounter with the child, for example, is

¹⁵ Cf. Witt 1982

¹⁶ Cf. the concept of "psychological amputation" that Sorosky, Baran, and Pannor formulated with regard to the unsolvable bond between birth mother and child that was reflected in many documents of birth mothers: Sorosky, Baran, Pannor op. cit., p. 43

hardly likely to satisfy this need. The lack of information on the other origin and the child's past history occasionally criticized in the narratives is not simply an economical shortening of procedure - this would only then be justified if the social bureaucracy could assume the possibility of an "as-if-normalization" ¹⁷. It is **rathermore** a false basis for the management of dual parenthood: By economizing on background information the adoption agency encourages the vague reconstruction of the birth **mother/birth** parents and, without realizing it, creates the potential for damage to the identity of a child, which sees itself severed from its origins.

2.3 Structuring the Awareness Context towards Oneself

Finally, the structuring of the awareness context will be examined at a third level, the level at which the adoptive parents interact with themselves. In the strict meaning of the term the tendency to reject an information, to keep it in some distance from oneself, is not a phenomenon to be subsumed under the concept of "closed awareness context". But it is a related phenomenon, a kind of striving for a closed awareness context. To emphasize the similarity of processes in interaction with persons outside of the nuclear family, the child, and oneself, I shall extend the concept to processes of self-communication in which the information is unquestionably available but kept out of consciousness. The experience of emotional bonding can mean that catching up with the normal case of family is not limited to the emotional quality of the adoptive parent-child-relationship, but is followed by a negation of other differences **vis-à-vis** the "normal" family constitution. Adoptive parents can also close the awareness context with regard to their own persons ¹⁸. The host of statements such as "The child is like our own child or "I'm no longer even aware of the fact that it's an adopted child makes it difficult to determine whether these remarks merely reflect the newly developed sense of a common family bond or a closure of the awareness context with regard to oneself. For the sake of clarity, the following will exemplify the tendency towards the closure of

17

Kirk speaks of "Gresham's Law" in adoption: the good currency "acknowledgement-of-difference" is replaced by the bad currency "rejection-of-difference", not only by the adoptive parents but by the agency, too; cf. Kirk 1981, pp. 71-83

18

Cf. the consideration of repression and forgetting as mechanisms of "rejection-of-difference" in: Kirk 1964, p. 63

the awareness context in this respect by relating solely to those statements that reflect a minimizing of the biological difference.

In five of the 30 narrations it could be observed that the adoptive mothers almost practiced a demythologization of pregnancy and child-bearing. These women, for example, all of whom had not given birth to children themselves and who experienced a fast emotional bonding to the still young infant, all too eagerly refer to descriptions given by birth mothers negating the significance of pregnancy and child-bearing experiences. In one case, for example:

Adoptive mother And friends, who ... who all ... who have their own children, have told me that the relationship between a mother and her child is not necessarily - a *birth* mother - is not necessarily *immediately* there and: "That's growing inside me, and what comes out is the greatest experience on earth and pregnancy and giving birth to a child is the most beautiful thing, well, that's something you can do without" some say.

The minimization of the biological difference visible **here** - cautiously presented in citations of what others have said - can be interpreted as an attempt to catch up with the normal case with regard to the relevance of biological processes, and to normalize the social motherhood for the period before the child was taken into the adoptive family's home. The closed awareness context towards oneself is the "as-if-normalization" extended into one's own theoretical management of family.

The two categories of "as-if-normalization" and "own-type-normalization" allow for a rough classification of interviews along an imagined continuum. "As-if-normalization" would appear to be more frequent in the case of adoptions carried out some time ago than in more recent cases (1974-1978). The lower and lower middle class would seem to practice "as-if-normalization" more frequently than the middle and upper classes. If we were to progress in a kind of cohort analysis beyond the sample under review here, it would probably be **confirmed** that in our society and in this century the relationship between **the** special case and the normal case has been primarily regulated via "as-if-normalization". A gradual shift towards "**own-type-normalization**" can be expected in the future, where the courage to differentiate the own type of family and the experience of achieved normality construction will mutually reinforce each other.

Resumé

Although the emphasis of this analysis has been on the *description* of emotional and cognitive management of the adoptive status, some individual *consequences* for the practice of adoption can already be deduced from these observations. The preference for the open awareness context or - to put it another way - for "own-type-normalization" supported here can be expounded in thesis form:

1. The suffering of involuntary childlessness, the painstaking dependence on bureaucratic authorities when setting up one's own family, the experience of the child's potential to win over its parents, and, finally, the development of emotional attachment - all these factors form the background explaining why adoptive parents frequently allow themselves to be drawn towards the "as-if-normalization" pattern (above all, if a young, healthy, white-skinned infant is being adopted). The biologically constituted family originally planned in one's biographical design is transferred in its power of orientation to the bureaucratically constructed family. Although there is a generally discernible trend over time towards greater openness in the **awareness** context, there are still a number of individual cases in which the special adoptive family status is classified as deficient with regard to the **normal** case, and in which the topic itself is suppressed. The approximation to the "as-if-normalization" would seem above all able to assert itself relatively unproblematically and satisfactorily for the adoptive parents during the early phase of the family cycle: early infancy.

2. In accordance with its extended cognitive abilities roughly after having started school, the adopted child will probably decode the knowledge of the "belly of **another** woman" in such a way that the realization of motherly quality will **lead** to a growing interest in a more concrete description of that person. The child will present the topic of dual parenthood as a task for its family and hope for empathy and communication. For the adopted child or the adoptee, the degree to which the family is viewed as satisfactory will decisively depend on the extent to which the family enables it to cope with identity formation along the lines of "own-type-normalization".

3. If, when weighing up interests, priority is given to the well-being of the child, adoptive parents should avoid a simulation of the biological family. They should not make the adopted child pay the price for their pretense of family normality. The declared principle of the child's well-being during adoption should be translated into practice by the adoptive parents via the abandonment of "as-if-normalization" - in the realization

that the special status of the family is a fact which cannot be simply ignored. The adoptive parents should remain open to the management of dual parenthood. This step towards opening the awareness context with regard to others, the adopted child, and oneself should be taken right from the start, since a start to adoptive family life against an "as-if-normalization" background may be difficult to reverse in later stages of the family cycle. As shown by the examples of a clearly practiced "own-type-normalization" in this study, it is questionable whether the open awareness context reduces the degree of satisfaction associated with adoptive family life by the adoptive parents. In "Shared Fate", David Kirk already pointed out that the pattern of "acknowledgement-of-difference" is not only accompanied by greater degrees of empathy and communicative abilities ¹⁹, but also by parental satisfaction with the adoptive situation ²⁰. Even though this may be associated with sadness to begin with, particularly on the part of adoptive mothers, the persevering dissociation from the biological family case would signify the realization of an alternative family model that entails a greater orientation to the child's own personality and needs. Furthermore, it would contribute towards changing a social institution: The imposition of the biologically constructed family in its model character would be fundamentally questioned if adoptive parents were to support adoption as the best solution for substitute upbringing as seen from the perspective of its own normality. They would set role-taking processes in motion which would lead in the long run to an enhanced social acceptance of the normality pattern as developed within the adoptive family context.

Literature

Bertaux, Daniel and Martin Kohli, The Life Story Approach: A Continental View, in: Annual Review of Sociology **1984**, Vol. 10. pp. 215-237

Glaser, **Barney** and Anselm Strauss, Awareness of Dying, Chicago **1965**

Goffman, **Erving**, Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity, **Englewood Cliffs, N.J. 1965**

¹⁹

Kirk's variable is "capacity of communication about natural parents": Kirk **1964**, p. 94

²⁰

Cf. Kirk **1964**, pp. 90-94

Goffman, **Erving**, Frame Analysis, New York • **Hagerstown** • San Francisco • London 1974

Hoffmann-Riem, Christa. Das adoptierte Kind • Familienleben mit doppelter Elternschaft, Munich **1984** (published by Transaction (New Brunswick and **London**) in 1990: The Adopted Child. Family Life with Double Parenthood)

Hoffmann-Riem, Christa. Adoptive Parenting and the Norm of Family Emotionality. in: Qualitative Sociology 1986, Vol. 9 (2) Summer, pp. 162-178

Kirk, David, Shared Fate: A Theory of Adoption and Mental Health, New York **1964**

Kirk, David, Adoptive Kinship • A Modern Institution in Need of Reform, Toronto 1981

König, Rent, Materialien zur Soziologie der Familie, **Bern** 1946

Sacks, **Harvey**, On the **Analyzability** of Stories by Children, in: John J. **Gumperz** and Dell **Hymes** (eds.), Directions in Sociolinguistics, New York 1972. pp. 325-345

Schütz, Alfred and **Thomas Luckmann**, The Structures of **the** Life-World, Evanston 1980

Schütze, Fritz. **Die** Technik des narrativen **Interviews** in Interaktionsfeldstudien, in: **Arbeits-**herichte und **Forschungsmaterialien** der **Fakultät für** Soziologie der **Universität** Bielefeld. No. 1, 1977

Sorosky, **Arthur D.**, Annette **Baran**, and **Reuben Pannor**, The Adoption Triangle, Garden City • New York 1979

Strauss, **Anselm**, Qualitative Analysis for Social Scientists. Cambridge • New York • Melbourne 1987

Witt, Monika, **Die Erfahrungsstrukturen** von **Müttern**, die ein **Kind zur** Adoption **freigegeben haben**. Unpublished thesis. University of **Hamburg** 1982

Emotional Normalization in Adoptive Families

I. The Frame of Theory and Method

Due to their artificial family construction adoptive parents find themselves outside of a highly acknowledged and seemingly natural family pattern. The biological family pattern provides a very strong basis of legitimation. As nature itself is at work, important aspects of the process of social **institutionalization** remain hidden. Nature's contribution is interpreted as the naturalness of the institution. The biological family thus gains its normative potential - certainly at least for the adoptive parents.

Against this background, I will **analyze** data gathered during 'my research on adoption. My interest centers on the construction of family reality in the special situation in which the biological basis for the sense of a common bond is missing. This interest will be pursued here along two lines. First, I will clarify how the adoptive family constructs its reality in orientation to the normal family pattern. Second, by referring to the adoptive family type I hope to gain a new understanding of the "normal" case. The former reflects a number of fundamental processes pertaining to the symbolic structuring of kinship and parenthood, which usually remain hidden as long as the biological basis of the family is taken for granted. The "deviant" case, therefore, may make dimensions of the normality pattern accessible which would otherwise remain unreflected and may thus be invisible to the social researcher.

My interest in experiential structures requires an approach that so far has not been used in sociological research on adoption.² Contrary to the

1

A detailed data analysis is presented in my study on the **constitution** of adoptive family life (Hoffmann-Riem 1984).

2

The sociological literature on adoption reflects the prevailing methodological orientation of the discipline, the **prestructuring** of data collection by a set of hypotheses and their **operationalization** in a standardized interview. Out of this literature I want to **acknowledge** especially the work of **David Kirk (1964)** who on the basis of his **own** experiences as an adoptive father developed a lot of fruitful categories, which do not pertain to this part of my study though. **As** far as I can see, the beginning of adoptive family life has never been **systematically analyzed** under the aspect of the emotional quality experienced by adoptive parents. It seems to me that the problem of strangeness which I will describe in the following

prevailing prestructured categories of survey research I started my collection of data in an extremely open procedure. I applied a new type of interview that has been developed against a specific methodological background. In the following presentation I will first describe some basic ideas about the "narrative **interview**" since the application of some new methodological guidelines has influenced my decision for adoption as the field of research. Then I will present the technique of the narrative interview and its application in the project at hand. I will outline the sampling procedure that corresponds to the methodological assumptions. The introductory part on method will be concluded by some information on my type of data analysis.

The presentation of some of my research findings will be organized around the concept of normality. I will outline how involuntarily childless couples try to accomplish normality when applying for a child. After briefly clarifying the starting point of the adoption story, the desire for a child, I will illustrate how the problem of approaching the assumed normality pattern continues beyond the artificial construction of the family. Presuppositions about "normal" family relationships dominate the start of adoptive family life. Out of the multitude of normalization processes which I have described in my book I will only present those data here that reflect adoptive parents' presuppositions about "normal" parental feelings for the child that is to be *their* child. As seen from the actors' perspective "emotional normalization" is evaluated as one crucial line of successful adoptive family life. Emphasis is put on the sociological analysis of starting family life under "deviant" conditions and its significance for a more general family sociology.

Methodological Assumptions and the Technique of the Narrative Interview

Basic structures of family life can only be disclosed if the informants are given opportunities to render an autonomous account of their experiences. The construction of family reality beyond the pattern generally taken for

is related to a lot of symptoms that are examined in the more psychologically oriented literature, but it is not explicated there as a relevant category. What comes closest to my approach (but not to my research question here) are studies based on biographical documents like letters (for example: Sorosky, Baran, and Pannor 1979) or the detailed case study of an adoptive family by Huth (1983).

granted cannot be discovered on the basis of prestructured categories of a social researcher. So this study has followed the shift widely observable in "interpretative research": namely, from theoretically developed ex-ante concepts to a type of investigation that allows its concepts to emerge during field work.³ I have adhered to the principle of openness, which means that the theoretical structuring of the research must be deferred until relevant research issues have been structured by the research subjects themselves. Such an approach requires a type of field work which focusses on the conditions of research communication, for the researcher can only gain access to meaning-structured data if he or she establishes communicative relationships with the research subjects and, in so doing, allows the system of communicative rules observed by the research subjects themselves to remain valid.⁴

Corresponding with the principles of openness and communication, I utilized a research method, the "narrative interview", that Fritz Schutze elaborated some years ago. In examining different schemes of communication (narration, description, argumentation) and their capacity to represent reality, Schutze formulated the thesis that inference of factual events from verbal presentations is best guaranteed by extempore narratives: "Among verbal representations that refer to but are temporarily detached from real action, narratives of one's own experiences have a pre-eminent significance: They are particularly closely linked to this action, since they reconstruct its orientational structures to a considerable degree."⁵

Confidence in the validity of the narrative interview is based on the findings that a story exhibits certain structural peculiarities. These make discernible the difference between an extempore narration of personal experiences and a 'calculated' presentation by the interviewee (for example, in order to improve self-presentation or to hide something that could be discreditable). One formally recognizable feature of narrating one's own experiences is the strict orientation of the narrative presentation

³ Glaser's and Strauss's "Discovery of Grounded Theory" (1967) has become quite influential in the Federal Republic of Germany.

⁴ In the Federal Republic of Germany the methodological grounding of interpretative social research has been promoted by a group of sociologists from the University of Bielefeld: cf. Schutze, Meinfeld, Springer, and Weymann 1973; see also Hoffmann-Riem 1980.

⁵ Schutze 1977, p. 1 (translation of citation by C. H.-R.).

to the story's agent, i.e., the presentation of events is clearly subjective and tied to the agent as if to an index ("explicitly indexical"). The degree of narrativity identifiable via reference to the level of indexicalization serves as a yardstick for determining whether the account reflects reality or has been distorted by an calculated presentation of information.

The confidence in narration as a reflection of the factual course of **self**-experienced events is further based on the discovery that the chronology of narratively presented and factual events coincides. This regularity, first discovered by Labov and Waletzky (1967), is based on the fact that communicative tasks cannot be solved in an arbitrary manner. The structures of reality to be presented can only be clearly outlined if the storyteller takes into account the listener's capacity to follow the chain of events. The solution to this problem is effected by a series of formal regularities which can be understood as narrative constraints (see Kallmeyer and Schiitze 1977). For example, the storyteller goes into detail in his or her presentation to make the connection of events plausible to the listener ("constraint to go into details"). The presentation is condensed if the narrator can presuppose the listener's understanding of the structures of relevancies recapitulated in the story ("constraint to condense"). He or she fulfills his or her narrative announcements by reconstructing the whole chain of events so that the listener's attentive orientation can be satisfied ("constraint to close the textual forms").

Schiitze **modeled** the narrative interview on everyday storytelling. The idea was to establish a means of gathering data that, by allowing narrative constraints to unfold, would provide the best possible guarantee for the reconstruction and interpretation of past events from the actor's perspective. In order to enable an autonomous presentation of the narrator's experiences in line with his or her own structures of relevance, interview guidance is reduced to a minimum, i.e., contrary to the tendency of egalitarian contribution of turns in everyday communication, the interviewer's role is largely restricted to that of a "communicative listener". However, the introductory question designed so as to stimulate narrative potential, is of strategic significance. Schiitze recommends a strict division of the interview into two parts. The first one - the main part - consists of the story told by the narrator without interruptions, the second part comprises careful questions by the researcher in orientation to information already presented and aimed at its elaboration. These questions are directed towards eliciting new narrations (no "why"-questions in the beginning, but, for example "how did it happen that ...?").

Turning now to the interviews with 30 adoptive parent couples our introductory question was designed to discover the whole history of the adoption, beginning with the decision to make an application for a child and leading to the development of their family life. However, any reference was avoided to the beginning of this chain of events, i.e. in most cases to involuntary childlessness, since such an intimate topic did not seem the appropriate way to establish access to the couple. After a number of introductory remarks emphasizing that the adoptive parents should tell their story the way they wanted they were asked: "Can you still remember what it was like when you applied for a child?" They began either to recapitulate the beginning of their adoption story (childlessness) or started with the process of application and then came to recognize that something was missing. This prompted them to return to that "missing link" in the chain (childlessness) in order to enable a proper understanding of their story. Generally, the adoptive parents gave their account as a couple. On the average, telling the story took about two hours. All interviews were recorded on tape and written down in verbatim form.

Sampling

The selection of informants was guided by the idea that willingness to communicate should have priority over the value of representative sampling.⁶ Fifteen couples were selected who participated in regular discussion group meetings of adoptive parents. I had taken part in the meetings of one group for several months to get some insight into the social world of adoptive parents. Then I had presented my research design to the members of another discussion group and had asked them to support the project. I legitimated my research by referring to some practical purposes

⁶ Representative sampling would have only been possible if we had been able to use the data of the adoption agency in Hamburg, a procedure which - besides the problems of data protection - had to be rejected since this access would have placed us in association with the agency. It would have **revived** the experience of dependence and control for the former applicants.

⁷ The members of these discussion groups predominantly belonged to the middle class as most applicants for adoption do. The procedures to define class membership and a comparison of class membership between the sample and a universe of applicants for one year are presented in detail in Hoffmann-Riem 1984, pp. 17-19. **42-45, 314, 328.**

(application process, image of adoptive families) that made it necessary to know more about adoptive families. Almost all members were willing and interested to communicate with us because they defined their contribution as a means of informing the public (and the adoption agency) about adoptive family life.

Most of the couples had adoptive children who were still very young (early childhood), and whom they had taken into the family as babies. Fifteen additional couples were chosen to widen the range of constellations for starting adoptive family life (Who has a child that was already somewhat older when adopted?) or to allow some insight into ongoing adoptive family life (Who has a child already in middle or late childhood?).⁸

Data Interpretation

The sociological interpretation of **these** data was guided by comparative analysis as **described** by Glaser und Strauss.⁹ I neglected the internal relations within any one case in favor of a presentation covering and elaborating the structural peculiarities of all cases. I had to derive the themes for comparison from the transcribed interviews. One way to break down 30 interviews into comparable units was the discovery of the time structure of the narrations. To begin with, I formed rough units in line with the chronology of events reflected in the story: motivation for adoption - **process** of application for a child - development of parent-child-relationship. Since each of these units contained a multitude of information I could only handle the parallel study of 30 cases by further differentiation of each unit. I usually tried to work out if a general line pertaining to almost all cases could be discovered, and then I followed the more specific data of the interviews to show the variety of processes in **accor-**

⁸ For **further** information concerning the exact age see **Hoffmann-Riem 1984**, p. 327. As for the family constellation: **23** adoptive parents had adopted one child, four of them had also one biological child, two others had two or three biological children. Seven other adoptive parents had adopted two children, two of them had also one or two biological children. Among the eight cases with a combination of adoptive and biological children there are only two where the adoptive child came first. As far as necessary for interpretation I shall briefly outline the family constellation of each case when presenting the data.

⁹ Glaser and **Strauss 1967**, pp. 55-60.

dance with the general line. For example, to **analyze** the "motivation process" I first showed how the desire for a child is based on conceptions about the "normal" adult role, and then I examined more closely what alternatives to being a parent childless couples might see, how the desire for a child is integrated into the male and female role conception, how the prospective child is instrumentalized for the adult role etc.

With regard to the theoretical structuring of the data I benefited from some procedures described by Glaser and Strauss: I usually started by comparing cases that extremely differed from one another ("strategy of maximizing differences") in order to achieve an initial structural ordering, e.g., to develop polar types. Then an examination of cases in terms of their similarities allowed the range between the poles to be filled in.

My data interpretation is strictly confined to reconstruct what the research subject themselves present as *their* experiences. To refer to Alfred Schiitz, I take their stories as "constructs of the first **degree**" in order to base on them my sociological interpretations as "constructs of the second degree".¹⁰ With regard to the following presentation I would like to stress that I will only elaborate the degree of emotionality adoptive parents presuppose as an element of "normal" family life. It is the actor's perspective which I will reflect on, and I follow this principle throughout the whole paper even if it is not explicitly stated in **each** sentence.

II. The Desire for a Child

On the basis of very detailed adoption stories I came to recognize that by far the majority of data can be systematized by the concept of *constructing normality*. This approach had not been in my mind when I started the research, but it turned out that more and more elements could be integrated this way after I had "observed" the interview texts for a while. "Constructing normality" is the concept under which a variety of statements concerning the decision to adopt and the structuring of family relationships can be subsumed. Before elaborating adoptive parents' work to establish a "normal" parent-child-relationship I will briefly outline the starting point of adoption as a chain of normalization processes: the desire for a child.

¹⁰ Schiitz 1973, p. 6.

The fact that the Federal Republic of Germany has the world's lowest birth rate could lead to the assumption that children are evaluated as less significant for structuring adult roles in this society. Viewed against this background, the narrative interviews with adoptive parents nevertheless document the still existing high rank of the child in biographical planning. "We wanted a child -that is how all adoption stories begin. Considering the consequences of this desire - the number of arrangements necessary for family construction - it is particularly worthy of note that no explanation is given. Seen from the narrator's perspective, no further clarification of the remark seems necessary.

The motivational story preceding the decision to adopt is divided into sequences. Appraised under the aspect of normality, these can be characterized as a shift from the "normal" starting point of marriage to deviation and then, finally, to an attempt to reconstruct normality. Most couples enter into marriage in accordance with the aspect of setting up a family. In line with common practice, however, the realization of the desire for a child is postponed until the phase of establishing a household has been completed. As long as conception is intentionally prevented a couple experiences itself in harmony with the institutionalized pattern of the family life cycle. The unquestioned (or only slightly questioned) confidence in their joint reproductive ability makes married life appear in accordance with their own biographical planning. This enormous confidence paves the way for a crisis potential for the ten to fifteen per cent of married couples who remain involuntarily childless in West Germany.

Planning the transition from the **phase** of household establishment to the realization of a family is the step that progressively leads the couple away from the usual normal pattern. The biographical denormalization begins with the couple's first suspicions. At a certain level of fear, medical help is then sought so that the plan of family establishment, once regarded as autonomously realizable, might be pursued. Many of the narrations reflect the suffering endured during the medical procedures which, it is hoped, might rescue the original biographical plan and which actually ascertain the impossibility or improbability of its realization. A sequence of short, temporally connected sentences provides an idea of the extent to which the narrators (especially the **wives**) feel rushed as they go from doctor to doctor in an effort to **prevent** the threat of childlessness.

The desperate utilization of all reproductive **means** casts some light for us on the institutionalization of the family as a group of genealogically related persons. The principle of filiation has been practiced for thousands

of years", however the relevance of kinship as identity of "flesh and blood is no longer consciously perceived by parents. I would like to maintain then that narrative interviews with adoptive parents express more about the significance of kinship than can be revealed via the study of biologically established families. The special case of adoption can function as an "indicator" for the normal case. The desire for family establishment as a genealogical belonging-together can only be recognized in all its distinctive emphasis when there are obstacles to its realization. It takes the experience of the lack of reproductive autonomy and the amount of consequent suffering to reveal the extent to which the institutionalization of the biological family is accomplished and reflected in the normal biographical planning of adults.

After having outlined the access to the normal case through the "deviant" adoptive case I turn now to the last sequence of the motivational story, the decision to adopt. When medical procedures no longer justify the couples' hopes for a birth the deviation from the pattern of normality tends towards a point of transformation. The interviews reflect the couples' shift from the feeling of being rushed to a new initiative of action: "And then we thought: let's adopt a child."

11. Adopting a Child: From Strangeness to Familiarity

The physical completeness of a family as seen by its members does not yet coincide with the actors' concept of a normal family. Once the parent's role is attained the normality of role **fulfillment** has to be accomplished. One crucial line for constructing normal **parent-child-relationships** is the structuration of an emotional bond. That this has to be worked at is already reflected in those parts of the stories pertaining to the period of application. While waiting for an adopted child the applicants experience a high degree of insecurity concerning their prospective roles as parents. Some of their anxious considerations not only provide information about the "deviant" case of family construction, but the biological case as well. Experiences as prospective adoptive parents are framed by suppositions concerning the "**normal**" case. For example, the anxious question: "Will I

be able to love a child that is not my own?" crops up in several interviews. The question illustrates how prospective parents worry about the quality of their future family life. If the principle of filiation is not observed then a quality constitutive of family life may also be adversely affected - the emotional bond. The fact that prospective adoptive parents are so concerned about the affective bond clearly shows how deeply the emotional parent-child-relationship is meanwhile rooted as a norm in our society. As long as the principle of filiation is fulfilled the emotional bond appears as almost automatic. However, if the principle of filiation has not been observed then the question arises as to whether both aspects of the "normal" family - filiation and love - must exist simultaneously. Prospective adoptive parents strongly hope that the constitution of a family as an emotional relationship can be accomplished even though the family has been artificially constructed. They hope, that is, that filiation is of only minor significance for the quality of their family relationship even though most had originally accepted the principle of filiation as a norm for their biographical planning.

When the status passage from applicant to parent finally has been achieved then the emotional quality of the parent-child-relationship becomes a point of overwhelming significance. This is reflected in **every** narrative interview. The conditions of developing a first relationship may differ substantially: only some moments or hours may be needed to feel attracted by the baby; however, it may take some years to overcome the unfamiliarity in the relationship to an older adopted child, who has already been socialized in other worlds. The beginning of family life may be full of happiness or accompanied by a great deal of irritation. Even allowing for all these differences every narrative interview arrives at the statement of relationship: "And then an intensive relationship(**quickly/slowly**) developed between myself and the child."

For adoptive parents this process signifies the attainment of a goal. It means conformity with a central norm of family life. However, the structure of narration shows that this statement is not yet the final presentation of the relational quality which has been accomplished in the meantime. It is followed by another key statement. This points out how adoptive parents organize their experiences in orientation to the "normal" case. In the majority of narrative interviews the following is said: "It is as if it were our own child."

Since - without any interviewer guidance - the majority of adoptive parents direct their recapitulation of events to that assessment we can

assume that the remark relates to highly relevant experiences of family life. The reason for this presentation of achieved relationship seems to lie in the fact that adoptive parents have only then caught up with the "normal" case. Only by evaluating their own experiences in the framework of the biological family ¹² can adoptive parents ensure that the new quality of their relationship is communicated without misunderstanding. "It is like one's own child - that is how adoptive parents indicate to themselves and others that the normality of family life has been accomplished.

Almost every narration reflects the point at which the adoptive parents no longer need to **typify** their boy or girl as an *adopted* child but as a *child*. Whereas - for a short or long period - they may previously have observed an emotional distance between themselves and the child because of its adoption status, ultimately they experience an emotional identification. This is a turning point in symbolic interaction with the child - the turning point from *adoptive* child to *child* - the point of emotional normalization. Emotional normalization means overcoming the strangeness of the child that is *my* child to be. The problem of every stranger who has to approach a new social world is accentuated in the case of adoption because the stranger is expected to become a familiar person. To refer again to Alfred Schütz, the case of adoption presents an interesting coincidence of "the Stranger" and "the Homecomer" ¹³. The stranger as the homecomer who has not been at home before - that is the frame in which the interview data could be **analyzed**. In the following section I will describe how chances of overcoming strangeness differ enormously, depending on the age of the child: the baby is the homecomer with minor strangeness, the old child is the stranger far away from being a homecomer. Consequently quite different trajectories of emotional normalization shall be outlined here.

1. Emotional Normalization when taking in a Baby

"I've grown so fond of the child so quickly" is commonly expressed during the twenty-one interviews done with parents who adopted a child younger

¹² To use an analytical term coined by Erving Goffman, the biological family is taken as a "primary framework" for determining the quality of the relationship in the adoptive family; see Goffman 1974, pp. 21-39.

¹³ Alfred Schütz's articles on "The Stranger" and "The Homecomer" (in: Schütz 1972, pp. 91-105 and 106-119) do not explicitly include a problem like the one at hand, but they provided some ideas for data interpretation.

than seven months. Their emotional bond with the child developed unburdened by the difficulties of its long "prehistory". Attachment evolved as a matter of course, as if the process had unfolded "automatically" ¹⁴:

Adoptive mother

He was simply so tiny and so .. and ~~so~~ in need of help that you automatically direct your affection towards the child, and that happens im .. immediately

Since the development of an emotional relationship is seen as automatically occurring, the narrative recapitulation of events does not usually imply long reflections on how the result was brought about. The new quality of the parent-child-relationship is regarded as normal and the parents no longer **analyze** it from a reflective distance ("I don't think about it any more"). Some see the declining preoccupation with one's own special status of family as a document of unquestionably belonging together ¹⁵.

The baby's physical dependency in itself produces an enormous density of parental interaction. Their involvement leads to a situation in which the child, at a stage when extremely in need of a formative influence, quietly turns into the little being who seems familiar to them: **His/her** physical growth and first efforts to communicate reveal traces of their parental influence. A number of recent studies on developmental **psychology** have attempted to outline in detail the process of the emerging parent-child-relationship and to make visible that of which the agents are generally unaware. The investigations discovered a surprisingly wideranging repertoire with which a baby only a few weeks old can initiate and sustain interaction ¹⁶. Smiling, movements of eyes, hands and feet, the turning around of its head, and finally, the first prevocal sounds - these mediums of expression are the active bonding part of the child to which the parents react "automatically" ¹⁷. The fast-growing fascination for a young baby

14

The following passages of the narrative **interviews** can only be seen as a rough approximation to how adoptive parents told their stories in everyday German. Especially hesitations, the search for the right words including repair procedures, and **paraverbal** phenomena like "hm" and "eh" cannot be translated in a way that reflects their significance for data interpretation.

15

In the words of Alfred **Schütz** one could call this the development of a new "natural attitude", see **Schütz** and Luckmann 1980, pp. 3-20.

16

See, for example, Stem 1980, pp. 33-49; Schaffer 1980, pp. 34-39, 61-77.

17

See Stem's concept of "infant-elicited **behavior**", in: Stem 1980, p. 24.

seems to be brought about by the fact that in parental care the child unfolds its communicative abilities and radiates the charm of a small partner.

Once the chances for socializing a child begin close to point zero of personality development adoptive parents very soon gain the impression that the principle of filiation is almost irrelevant for an emotional relationship.

Here is one of the few examples in which the growing parent-child-relationship is recapitulated from a reflective distance:

Adoptive father	What is it that really sets up, eh, builds up the relationship? I'm not sure if it is really established because the child has been, eh, borne for nine months. Isn't it rather established because, eh, when it's still very young you have to feed it six times a day, put on its diapers and care for it and ... play with it and observe its reactions to ... to your own, eh, remarks and aura. ... I feel that this, eh, this is much more important than bearing the child for nine months during pregnancy. ...
-----------------	---

According to the narrative interviews, pregnancy and birth can be renounced as binding experiences if adoptive parents are able to utilize the plasticity of the child in its most formative developmental phase¹⁸, and if they can superimpose social familiarity on biological strangeness. The turningpoint from *adoptira* child to *child* is then reached. This emotional normalization is reflected in almost every interview concerning a very young adopted child; let us take the following **example**:

Adoptive father	... We take it for granted that we feel this way.
Adoptive mother	Yes. it's your own child, and that's it.
Adoptive father	You adapt yourself to it; it's your own child .
Adoptive mother	It is your own child, and that's it, it is .. /eh/ now and again you also forget that it is adopted, it's incredible how much you forget.

2. Emotional Normalization when taking in an Infant .

The plasticity of the child during its **first** few months is the source from which parents - biological or adoptive - can derive the experience of

belonging together as a family. However, the plasticity of the child during these early months can also become the source of a long and persisting burden, if adoptive parents had adopted an older child as successors to several other socializing agents. The beginning of adoptive family life then can be marked by confrontation with previous influences on the child. The child may have already been shaped by those influences so much that the adoptive parents are unable to free themselves from the cognitive preoccupation with their own artificial family construction.

In the following I would like to **analyze** data gathered from three narrations referring to children adopted at the ages of 12, 18, and 21 months. All three children had been with their biological mothers during the early stages of their lives. These, as single mothers, could not adequately care for them. For the adoptive parents, the reasons for this deficient care are more an object of speculation than information. In two cases the biological mothers had lost the right to care for their children because of neglect and cruelty respectively. **The** children were handed over to foster families and remained there for several months, since the mother was unable to decide upon relinquishing the child. In the third case the mother renounced the child after relatives and friends had declared that they were no longer willing to take care of it. It is not the adoption age as such, but the quality of the child's experiences that determines whether the beginning of family life will be burdened by crisis. Whereas the 21-month-old child proved well-adjusted "right from the very first moment" - much to the adoptive mother's surprise - the twelve-month-old infant fell into a deep anxiety and confusion upon experiencing the new change, which was the seventh change of reference persons in her life. Can we not assume that the child grasped the new situation as corresponding to 'unreliable' situations **experienced** up until that time? She responded to the change with a virtually non-stop bout of crying:

- Adoptive mother You just can't imagine what it was like - I don't know, I think many people who have no children or who ... haven't experienced the situation cannot imagine what she had to suffer.
- Interviewer Yes
- Adoptive mother For in the beginning she had fever, nightmares and .. she cried trembly. It is difficult to imagine but she would sit in her stroller till 11 p.m., and when we wanted to put **her/eh/to** bed or when we tried to get her to sleep she would start to cry, to writhe, she didn't want to be touched, especially not by my husband, then she would cry even more. **And/eh/..** when she really got worked up during the course of hours
- Interviewer hm

Adoptive mother and that lasted about two hours, then she would calm down, exhausted. **As** soon as she had regained her strength she would start again. We took turns during the night for weeks on end, for about three weeks, wasn't it?

A few months after the first half-a-year the damage done to the child *can* reach such an extent that adoptive family life becomes too heavy a burden, both physically and emotionally. Such a strain prevents any emotional normalization. Familiarity cannot develop as long as adoptive parents - physically exhausted - have to cope with an enormous amount of interpretation work:

Adoptive father Of course we asked ourselves: "What's the reason? What's the matter? What's going on, what can we do? What can we do?"

Many passages in their narratives demonstrate how these parents try to understand the crying by elucidating the "prehistory" of the child, necessarily via speculation ("something must have happened", fear of men, fear of dogs etc.). As long as so much effort is *oriented* towards reconstructing the unknown but still effective past of the child, the *adoptive* child cannot be seen as the *child*. Towards the end of this interview there is also a statement about the emotional bond ("We have grown so close to the little one"). This remark refers to a quality of relationship that was only attained several months after the adoption.

The eighteen-month-old adopted child also caused an "enormous nervous strain". First, by irritating the adoptive parents by trying to find contact with everybody, strangers included; after frequent changes of reference persons she was unable to keep distance from anyone. Secondly, due to the physical radius of her action and her curiosity, the infant found itself in a developmental phase which magnifies the stress usually connected with the transition to the role of parents. After about six months the adoptive parents gained the impression that the child felt as if it belonged to them. Finally, in this narration, too, the recapitulation of the mutually reinforced bond leads to the crucial statement:

Adoptive mother ... In the meantime, we no longer have the feeling that's an adopted child. In our case it is as if it were a child of our own.

The third example widens the range of possibilities, and not only because a relatively old child (21 months) permitted a smooth start to family life.

Its significance lies especially in the fact that it refers to the restricted predictive power of an emotional normalization once it has been established. The emotionally experienced equation of *adoptive* child and *child* can be threatened in later phases of family life. Strains may occur that initiate a new change in symbolic interaction with the child. The special status of the adoptive *family* can once again move sharply into focus. In the case under consideration, a complicated interplay can be observed of feelings of inferiority on the part of the adoptive mother, acts of discrimination experienced by her in interaction outside of the family, and (as she suggests below) the adoptive child's (nine years old) longing to be like all other children.

Adoptive mother What I tend to *believe* is that she thinks about it again and again, that it never comes to a rest within her • so to speak .. that she too is a completely normal child, a completely normal human being.

Given normal development of cognition, this adoptive child could more distinctively recognize her own special status by the age of nine. After rejection by her birth mother (whether in partial reaction to that or not one cannot tell *post hoc*), she developed a tense relationship to her adoptive mother culminating in an aggressive outburst. These experiences no longer enabled the adoptive mother to unquestionably regard the emotional bond as given as she had before. The newly evoked critical relationship requires a reinterpretation, during which the long repressed special status reasserts its significance. The *child* is once again experienced to a certain extent as an *adoptive* child, especially since she experiences herself as such.

3. Emotional Normalization when taking in an Older Child

If the family is constructed without the common experience of the child's early history the adoptive **parents** may not have the impression of being an authentic family for several years. Belonging together emotionally • this feeling may not break through for a long time.

Again and again in the narrative interviews the following is said of the older child at the beginning of adoptive family life: "He (she) was already a little personality." This little personality already formed in other milieus symbolizes the strange worlds from which it comes: the world of the birth **mother/the** birth parents who first cared for the child, or perhaps the world of foster parents or the children's home.

In our study six parents adopted a child who was between three and six years of age. Their recapitulation of the adoption story shows that the world of the natural **mother/the** natural parents had determined the child's biography for a relatively long time (one to five years). Four of the six stories serve to illustrate the experiences of strangeness connected with the beginning of family life during a late phase of the child's development. Two narrations only weakly reflect the establishment of an emotional relationship.

The narratives show that the older child may be experienced in its entirety as "the stranger" in the beginning. The initial strangeness can range from physical strangeness to strangeness of outer appearance, of language, of cognitive reactions to events of everyday life, and finally to the strangeness of family conception. If the unit of adoptive parents and child is to be constituted as a family, every dimension in the experience of strangeness must be coped with. When adoptive parents suffer from the experience of strangeness, this observation must be related to the fact that they evaluate their relationship with the adoptive child according to a norm of parental sentiments and see themselves falling behind, that is they evaluate their own parent-child-relationship as deficient **vis-à-vis** the assumed pattern of normality in our society. The presupposed normality of biological parent-child-relationships threatens them in their definition of their own parental normality.

This point can be illustrated by the narrative interviews of three adoptive mothers who recapitulate the initial physical strangeness. Each had adopted a girl, their ages ranging from four-and-a-half to five-and-a-half years. Here is one example:

Adoptive mother It was just too difficult for me to constantly look after the child, to touch her, to clean her and all these things.

Interviewer hm

Adoptive mother In the beginning I found this **very** difficult, any kind of physical contact.

It is clear from this and other parts of the total interview that the adoptive mother does not feel this resistance against any kind of touching because of an inability to **fulfill** the task of a nursemaid to the infant. Rather it is more the discrepancy between the feelings she had during contact with her own daughters several years earlier and the new situation which leads her to evaluate the new relationship as deficient. The adoptive mother's initial resistance against physical contact can be viewed as an example of how the "social" and the "physical" bodily experience - to use the terms of Mary

Douglas (1970) - mutually reinforce one another. The adoptive mother cannot restrict herself to the physical bodily experience of a nursemaid as long as the social norm of the mother-child-bond provides the frame of reference of her actions.

Similarly, another adoptive mother sees the discrepancy between her feelings for the five-and-a-half-year-old adopted girl and her experiences with her own daughter and an early adopted son. She also has problems with regard to physical contact with the child. Finally, the adoptive mother in the third case under review in this category also refers to norms of the mother-child-bond when recapitulating the shortcomings of initial interaction (with her first child).

Adoptive mother	She was a little strange to me ... and I could not accept her physically.. in a sense I could not fully accept her, you know,
Interviewer	hm
Adoptive mother	it was all guided .. by intellect, everything, you know, and of course, I embraced her and kissed her and so on .. but there was no .. not spontaneity, you know, it was controlled action that was going on there

Whereas in this case a first approximation to the norm of the **mother-child-bond** can be observed at the level of visible behavior (embracing and kissing), the adoptive mother distinctly feels that she falls behind the norm as long as her behavior is not spontaneous. This passage documents the pressure of emotional expectations to which adoptive parents regard themselves as exposed. Only when bodily contact is no longer guided by intellect can they define the relationship as normal. It can be assumed that the experience of strangeness becomes a burden because the norm of emotionality has gained so much significance in this century and functions as a yardstick for a successful parent-child-relationship. Probably as late as the beginning of the 20th century adoptive mothers were not exposed to suffering from a physical strangeness of the older adopted child, since the goal of adoption, securing an heir, did not sensitize them to more subtle relational qualities. It is likely that only the conception of family as realized by adoptive parents today has created this source of strain.

It is relatively easy to overcome the strangeness of outer appearance (a change of haircut, clothes, glasses etc.). However, even after all possibilities of rearranging the "personal facade" (Goffman 1959) have been utilized there remains a cultural strangeness that is difficult to break through. It takes a long time to superimpose the strange molding of the child's

personality to such an extent as to **enable** a common family world. An immense barrier is the strangeness of language. The child's language as a sedimentation of the strange worlds preceding adoption only slowly adapts to the pattern of speech usually practiced in adoptive families - the middle-class style of speaking. For the adoptive parents the strangeness of cognitive reactions in everyday life may be irritating, too. For example, if a girl, almost five-and-a-half-years old, does not know that goods are bought in a shop and not simply taken, or if a five year-old boy embraces the saleswoman because he thinks she gave him a gift, these are embarrassing facts that again and again make the child appear as a stranger whose behavior is not anticipatable.

Finally, there is the strangeness of the framework of family orientation. The constitution of a family requires that all participants take on their usual roles. However, the child taken into the family at a later age must first subject itself to a process of desocialization before becoming familiar with the value orientations shared in its new family. If, for example, a five year-old child immediately changes from her natural family to the adoptive family it is not surprising that she transfers her old concept of a mother to the adoptive mother and perhaps believes that she must still fight for survival (to get enough to eat etc.). If there is such a contrast of family worlds, then adoptive parents see themselves as permanently confronted with the problem of interpreting the strange behavior of their child. They have to decipher the largely unknown "prehistory" of the child to grasp its relevance for a current **problem** in the actual situation.

The narrations concerning late adoptions make it clear that **the** trajectory of emotional normalization includes a process of selfcommunication, especially on the part of the adoptive mother, which defines the quality of relationship. It may take months or years before first motherly emotions for the child are directly recognized as such, since attention initially **focuses** on coming to terms with other problems. The narrative interviews relating to a late start in family life illustrate that emotionality is often not discovered in the ongoing interaction process but is grasped retrospectively. To give an example: one adoptive mother infers from the sadness she feels when her daughter has to stay in hospital that the emotional bond must be more developed than she had assumed. The fact that her daughter shows a deeper attachment to her than she had expected reinforces the new feeling of belonging together. Another adoptive mother observes with relief that she now defends the child more against people outside of the family or that she has more sympathy for her child when it is ill or

has **been** injured than she had in the beginning. It may take months or years before an adoptive mother is able to appreciate that she has caught up with the normal case.

Concluding remarks

The constitution of the adoptive family has been outlined under the aspect of emotional work invested into parent-child-relationships.

Two further points shall be briefly treated here. First, emotional normalization, once it has been established, might be lost again. The equation of *adoptive* child and *child* that many adoptive parents come to feel can be threatend in later phases of family life. Strains may occur that initiate a new change in symbolic interaction with the child. The special status of the adoptive family can once again move sharply into focus. Second, the turning point from adoptive child to child is not only a source of relief and happiness, not only the documentation of family authenticity: it is a point of danger, too. Adoptive parents can indulge themselves in the feeling of normality to such an extent that they neglect to handle the structural difference characteristic of their family on a cognitive level. They may act as if they were the biological family, rejecting the awareness of a difference.¹⁹ However, adoptive family life is family with double parenthood. Emotional normalization is only a partial solution to the problems arising from structural peculiarities of the adoptive family. Structuring the "awareness context" towards the child and towards relatives, friends, and strangers is the work still left after the emotional bond has come into existence.

Emotional normalization has been described as a process worked at by adoptive parents to minimize the difference between their own type of family and the "normal" case. Under the aspect of a more general family sociology the study could illustrate the still existing significance of parenthood for the adult role. It could outline some specific features of **parent-child-relationships** in our present society, namely parents' interpretation of

19

David Kirk conceptualized the adoptive family's alternatives as "rejection-of-difference" and "acknowledgement-of-difference" in his influential study "Shared Fate" (1964).

20

The concept elaborated by Glaser and Strauss (1965) turned out to be well-suited for the analysis of the problems at hand.

the norm of emotionality. By documenting the constitution of an emotional bond in adoptive families, the study shows that at least for some adoptive families there is not at all the total relevance of a blood-relationship for the emotional quality of family life. It could shed some light on otherwise less accessible characteristics of the socialization process that shall briefly be outlined here. The process of overcoming strangeness in the adoptive family allows some insight into the conditions needed for the constitution of a family. The difficulties in constructing family reality without the principle of filiation and without a common history of early **socialization** suggest that the conditions of **the** "healthy" personality as outlined by Erikson can probably also be understood as the conditions of the "healthy" family. Such a model should be interpreted in two directions. Not only must the child experience certain interactive relationships, but the parents must initiate and sustain them in order to establish familiarity. Not only does the child need increasing differentiations of his scope of action but the parents need to direct and understand them: they must be able to integrate the new competence of the child within their system of orientation and to anticipate the child's activities. The greater the number of developmental phases that the child has gone **through** before the common history of the adoptive family, the more divergent are the systems of relevance of adoptive parents and child. Hence emotional normalization may not be established for a long time or at all.

Finally a word concerning the practical relevance of this study. I hope that this type of research that stems from a reconstruction of family realities might have some influence on family realities, too. The findings might be useful for adoptive parents and applicants to orient themselves to some peculiarities of adoptive family life. They might serve adoption agencies when they provide applicants with some ideas about adoptive family life to come. They might make agencies aware of the different burdens they put on parents when placing a baby or a five-year-old child. Beyond the field of adoption the findings might have some relevance for the growing number of step parent-child-relationships where familiarity has to be accomplished, too. With the increasing functional differentiation between the family system and other institutional **systems** and with the increasing functional specialization of the family as an intimate unit ²¹ the concept

of emotional normalization might contribute to an understanding not only of parent-child-relationships but other types of family interactions as well.

Literature

Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (eds.), **Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit**, Vol. 2, Reinbek bei Hamburg 1973

Douglas, Mary, *Natural Symbols. Explorations in Cosmology*, London 1970

Glaser, Barney and Anselm Strauss, *Awareness of Dying*, Chicago 1965

Glaser, Barney and Anselm Strauss, *The Discovery of Grounded Theory*, Chicago 1967

Goffman, Erving, *Frame Analysis*, New York, **Hagerstown**, San Francisco, London 1974

Goffman, **Erving**, *The Presentation of Self in Everyday Life*, New York 1959

Hoffmann-Riem, Christa, *Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie - der Datengewinn*, in: **Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie**, Vol. 22, 1980, No. 2, pp. 339-372

Hoffmann-Riem, Christa, *Das adoptierte Kind - Familienleben mit doppelter Elternschaft*, München 1984 (published by Transaction (New Brunswick and London) in 1990: *The Adopted Child. Family Life with Double Parenthood*)

Huth, Wolfgang, *Adoption und Familiendynamik*, **Frankfurt/Main** 1983

Kallmeyer, Werner and Fritz Schütze, *Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung*, in: Dirk Wegner (ed.), *Gesprächsanalysen*, Hamburg 1977, pp. 159-274

Kirk, David, *Shared Fate*, London, New York 1964

Labov, William and Joshua Waletzky, *Narrative Analysis: Oral Versions of Personal Experience*, in: June Helm (ed.), *Essays on the Verbal and Visual Arts. Proceedings of the 1966 Annual Spring Meeting of the American Ethnological Society*, Seattle and London 1967

Portmann, Alfred, *Die Biologie und das neue Bild vom Menschen*, **Bern** 1942

Schaffer, Rudolph, *Mothering*, **Cambridge/Mass.** 1980

Schütz, Alfred, *Collected Papers*, Vol. I, The Hague 1973; Vol. II, The Hague 1972

Schütz, Alfred and Thomas Luckmann, *The Structures of the Life-World*, **Evanston** 1980

Schutze, **Fritz**, Werner Meinefeld, Werner Springer, and Ansgar **Weymann**, **Grundlagen-theoretische Voraussetzungen methodisch kontrollierten Fremdverstehens**, in: Arbeitsgruppe **Bielefelder Soziologen** (eds.), 1973, pp. 433-495

Schutze, Fritz, Die Technik des **narrativen Interviews** in Interaktionsfeldstudien, in: Arbeitsberichte und **Forschungsmaterialien** der Fakultät für **Soziologie** der Universität **Bielefeld** 1977, No. 1

Sorosky, Arthur D., Annette **Baran**, and Reuben **Pannor**, The Adoption Triangle, Garden City, New York 1979

Stem, Daniel, The First Relationship - **Infant** and Mother, **Cambridge/Mass.** 1980

Tyrell, Hartmann, Die Familie als "Urinstitution": Neuerliche **spekulative Überlegungen** zu einer alten Frage, in: **Kölner Zeitschrift** für Soziologie und **Sozialpsychologie**, Vol. 30, 1978, No. 4, pp. 611-651

Tyrell, Hartmann, Familie und **gesellschaftliche Differenzierung**, in: **Helge Pross** (ed.), Familie - wohin?, Reinbek bei Hamburg 1979, pp. 13-77

Familienleben mit doppelter Elternschaft - Ein Vortrag vor Praktikern der Adoptionsvermittlung

I.

Ich habe einige **Jahre** an dieser Adoptionsuntersuchung gearbeitet und hatte in dieser **Zeit** immer die Hoffnung, daß es vielleicht auch eine Untersuchung sein könnte, die einmal Nutzen in der Praxis entfaltet. Doch lange **Zeit** konnte ich nicht klar sehen, wo dieser Nutzen liegen könnte. Ich **wußte** nur, daß **es** zunächst einmal **darauf ankäme**, sehr sorgfältig das Interviewmaterial zu analysieren. Nun werden Sie sich vielleicht wundern - diejenigen von Ihnen, die schon einmal in das Buch hineingesehen haben, warum ich, wenn ich **diese** Hoffnung auf Nützlichkeit und einen gewissen Wirkungskreis **dieses** Buches hatte, es dann in diesem Stil, in dieser Sprache geschrieben habe. Ich habe einige Hinweise bekommen, die mich nicht überrascht **haben**, und ich möchte Sie um Verständnis bitten: Dieser Wust von Interviews hat zunächst vor mir gelegen, und die klare Linie, von **der** ich meine, daß sie sich so im **Laufe** der Verarbeitung **herausgestellt** hat, **die** trat nicht unmittelbar **zutage**; **sie** mußte erarbeitet werden. Um sie herauszufinden, habe ich mich auf die **Begrifflichkeit** meines Faches, der Soziologie, **zurückgezogen**, und ich **denke**, **diese** Begrifflichkeit hat mir ein ganzes Stück geholfen, eine gewisse **Strukturierung** in diese Interviews hineinzubringen. **Aber** die Art, wie **die** Ergebnisse hervorgebracht wurden, spiegelt sich schon in **der** Sprache dieses Buches wider. Ich will heute versuchen, in etwas **leichter** verständlicher Form vorzutragen, was ich dort erarbeitet habe.

Nun, **vielleicht** kurz **zur** Wahl dieses Themas: Als ich 1977 überlegte, welches Thema ich mit Studenten in einer Veranstaltung zur empirischen Sozialforschung bearbeiten könnte, gingen eine **Reihe** von Mitteilungen durch die Presse im Hinblick auf das neue Adoptionsrecht, und es tauchte auch immer wieder **der** Hinweis auf, daß noch viele Fragen offen seien, etwa die Fragen der nachgehenden Beratung. Ich hatte so eine schwache Vorstellung, daß man da vielleicht mit einer soziologischen Arbeit etwas Sinnvolles tun könnte. **Im** Laufe der Zeit stellte sich dann aber sehr bald heraus, daß mich das Thema aus einer Reihe von anderen Gründen interessierte. Mir **wurde sehr** schnell klar, daß dieses Thema etwas aussagt über **den Stellenwert** des Kindes für Erwachsene. Damals war in den

Medien die Tendenz stärker als heute zu sagen: Was braucht die Frau das Kind? Es gibt andere Möglichkeiten der Selbstverwirklichung. Warum diesen Ballast? Wir wissen, viele Frauen leiden später unter ihren Kindern, warum nicht gleich eine klare Entscheidung? Und hier war nun eine Gruppe gegeben, die sich intensiv um ein Kind bemühte, die ein langes und in vieler Hinsicht kompliziertes Bewerbungsverfahren über sich ergehen ließ und damit ja signalisierte, daß das Kind für sie einen hohen Stellenwert hat. Mir fiel sehr schnell auf, daß ich hier die Kontrastgruppe zu der in den Medien hochgespielten Gruppe hätte.

Wir haben dann eine Methode gewählt, die in der Soziologie damals sehr neu war, das erzählende Interview oder "narrative" Interview, das vor etwa zehn Jahren von Fritz Schütze in Bielefeld entwickelt worden ist (Schütze arbeitet heute in Kassel). Meine Untersuchung war eine der ersten, die das narrative Interview eingesetzt haben. Inzwischen wird es vielfach verwendet, wenn auch nicht immer in der Form, die Schütze vorgeschwebt hat. Es ging also darum, ein sehr offenes Interview einzusetzen, ein Interview, das den Adoptiveltern erlaubte, ihre eigene Geschichte in der Weise darzustellen, wie sie sie selbst darstellen wollten, ohne ständige Fragen von Seiten des Interviewers; denn diese Fragen sind ja auch eine ständige Steuerung, und es kommt nicht zu einer wirklichen Entfaltung, wenn man den Interviewten immer wieder lenkt. Wir sind davon ausgegangen, daß die Adoptiveltern Experten ihrer Adoptionsgeschichte sind und daß sie diese ihre Geschichte uns erzählen können. Diese Annahme ist sehr schnell bestätigt worden. Für Adoptiveltern ist das Thema "unsere Adoptionsgeschichte" in einem Höchstmaß bedeutsam. Es ist ein ganz zentraler Punkt in ihrem Leben, und da sprudeln sie sogleich über. Es war auch zu beobachten, daß ihre Bereitschaft, an einer derartigen Untersuchung teilzunehmen, mit dadurch zustande kam, daß sie Hoffnung in die Studie setzten; ich könnte dazu beitragen, daß ihre Familie als "normale" Familie, als Familie mit einer bestimmten Beziehungsqualität, bekannt wird. Sie waren damals - Ende der 70er Jahre - dankbar, für alle Artikel in den Medien, die verständnisvoll auf die Situation von Adoptiveltern und **-familien** eingingen. Ich wurde damals gefragt, ob ich daraus eine Publikation machen wollte. Ich **wußte** das damals noch gar nicht so genau und dachte, wenn ich jetzt "ja" sage, dann tauchen vielleicht diese Überlegungen auf: Wieweit bleibt unsere Anonymität gesichert, und was läßt sich an den Fällen doch über uns persönlich rekonstruieren? Doch es war genau das Gegenteil: Sie wollten, daß da etwas publiziert wurde.

Wir haben dann 30 derartige Interviews geführt, wobei wir den Zugang zu den Interviewten nicht hergestellt haben über die Adoptionsvermittlungstellen; denn das war mir nach ersten Kontakten zu Adoptiveltern sehr deutlich geworden, **daß** die Erinnerung an die Zeit des Verfahrens keinen günstigen Zugang zu Adoptiveltern **herstellt**, die ganze Verfahrensgeschichte rekapituliert und wieder erlitten wird. Die Adoptionsvermittlung hätte mir natürlich auch keine Namen geben können. So etwas wie eine Zufallsstichprobe hätte also auch gar nicht erstellt werden können. Über Gesprächskreise für Adoptiveltern haben wir dann den Zugang zu den ersten **fünfzehn** Ehepaaren hergestellt, und fünfzehn weitere Adoptivelternpaare wurden ausgewählt unter dem Aspekt: Welche Gruppe ist noch zu schwach vertreten? (Etwa die Gruppe der Eltern, die ein Kind aufgenommen haben, das bereits bei der Aufnahme älter war.) Wofür wir uns auch interessierten, war, Vertreter der unteren Mittelschicht oder gar der **Unterschicht** in unserer Befragung zu berücksichtigen.

Die Erzählungen wurden typischerweise entlang dem Ereignisablauf aufgebaut • entlang der Chronologie der Ereignisse -, und in dieser Weise habe ich sie auch in meiner Arbeit rekapituliert und ausgewertet. Ich möchte heute nun aber zunächst den Akzent etwas verschieben (...) Deshalb möchte ich zunächst heute morgen nur sprechen über den Adoptionsentschluß und das Adoptivfamilienleben. Ich denke, daß man vom Adoptivfamilienleben her einige Orientierungspunkte aufzeigen kann für den Adoptionsvermittlungsprozeß. Das wäre dann der zweite Schritt heute nachmittag: einige Beobachtungen zum Adoptionsvermittlungsprozeß und ein paar Folgerungen aus der Studie.

Die Adoptionsgeschichte beginnt typischerweise mit der sehr eindeutigen Feststellung: "Wir haben geheiratet, und vom Anfang unserer Ehe an stand fest: Wir wollten ein Kind." Diese Aussage steht in diesen Erzählungen, ohne daß einer der Erzähler eine Begründung für notwendig hielte. Sie steht da wie ein Monolith. **Daran** läßt sich nicht rütteln. Es ist etwas, das die Betroffenen selbst aber auch nicht für erklärungsbedürftig halten. Ich denke, das ist schon vielleicht ein Hinweis für den Adoptionsvermittlungsprozeß. Ich glaube, es hat nicht viel Sinn zu bohren: "Woher kommt Ihr Kinderwunsch, warum wollen Sie eigentlich ein **Kind**?" **Sie** können versuchen, die Einbettung des Kinderwunsches in einer bestimmten Ehe zu klären, aber woher dieser Kinderwunsch kommt, das ist eine Dimension, an die Sie kaum werden herankommen können. Und die Betroffenen selbst • so ist es jedenfalls aus den Erzählungen deutlich geworden • halten

diesen ihren Kinderwunsch nicht für erklärungsbedürftig. Das erinnerte mich an Erfahrungen, die ich selbst gemacht habe, als ich meine **beiden** Kinder bekam. Ich bin ein paar Mal gefragt worden - es war eben Ende der **60er** Jahre -: "Warum wollten Sie eigentlich Kinder haben? Sie **haben** doch so einen tollen Beruf." Ich fand die Frage völlig unangemessen. Sie brachte mich aber auf der anderen Seite ein Stück in Verlegenheit, weil ich nicht begründen konnte, warum ich eigentlich Kinder hatte haben wollen. Ich denke heute, daß sich der Kinderwunsch nicht begründen läßt, daß in der Psychoanalyse sicher einiges aufgedeckt werden kann, aber daß sich der Kinderwunsch nicht erschöpfend behandeln läßt, indem man ihn jetzt auf den **Sozialisationsprozeß** und **dergleichen** zurückführt. Dahinter liegt schon eine tiefere Ebene. Nun, die Ehe begann mit dem **Kinder**-wunsch, es wurde dann aber die Geburt eines Kindes hinausgezögert, so wie das in unserer Gesellschaft üblich ist, zwei, drei, vier Jahre dienten zum Aufbau des Haushaltes. In der Zeit erlebte sich das Ehepaar im Rahmen des Normalitätsmusters. Es ging davon aus: Wenn wir die Entscheidung treffen, "nun wollen wir ein Kind", werden wir ein Kind bekommen. Und dieses Ereignis tritt dann nicht ein.. Die Interviews spiegelten eine **Menge** Leid wider, insbesondere das Leid der unfreiwillig kinderlos bleibenden Frau. Sie spiegeln ihr Gehetzt-Sein, ihr Rennen von Arzt zu Arzt in der Hoffnung, daß der Nächste doch vielleicht noch eine Hilfe bietet.

Mit der **Kinderlosigkeit** ist eben ein großer Teil des Biographieentwurfs bedroht, insbesondere des Biographieentwurfs der Frauen, die sich auf die Mutterrolle eingestellt haben. Es läßt sich noch einiges an den **Rahmenbedingungen** des Adoptionsplanes beobachten. Die Berufstätigkeit als mögliche Alternative war in diesen Fällen erschwert. Es ist in einer ganzen Reihe von Fällen so etwas wie Aufstieg über die Heirat erfolgt, **z.B. die** Sekretärin heiratet den Bankdirektor. Soll sie jetzt als Frau des **Bank**-direktors in ihren alten Beruf zurückkehren? Diese Erschwerungen für eine Alternative zum Kind werden also beschrieben. Die Fälle, in denen die Frauen eine sehr befriedigende Berufstätigkeit ausgeübt haben, können mal Zweifel am Adoptionsplan auslösen: "Brauchen wir nun wirklich das Kind? Wollen wir nun wirklich ein Kind adoptieren?" Aber dieses ganze In-Zweifel-Ziehen endet damit: "Alles Quatsch, diese Überlegungen. Wir brauchen ein Kind, und wenn nicht das eigene Kind, dann eben die Adoption." Nun kann ich nur die Gruppe verfolgen, die ins **Adoptionsbewer**bungsverfahren hineingegangen ist. Ich kann nichts über die Prozesse sagen, die sich bei Menschen abspielen, die unfreiwillig kinderlos bleiben

und dann diese Alternative, dieses Substitut zur eigenen, zur biologischen Familiengründung, nicht finden.

Ich möchte nun das, was im Ablauf der Geschichte als nächstes kommt, der Adoptionsvermittlungsprozeß, hier aussparen, wie ich eben gesagt hatte, und auf den Beginn des Adoptivfamilienlebens eingehen. Es zeigt sich schon in den **Textstellen**, die sich auf das Bewerbungsverfahren beziehen, daß Bewerber sich eine Menge Gedanken darüber machen, ob sie mit dieser künstlichen Familiengründung die Familie werden schaffen können, die sie als "Normalfall" in dieser Gesellschaft betrachten. "Normalfall" ist jetzt nicht zu verstehen i.S. von biologisch begründeter Familie, sondern der Begriff bezieht sich auf die Beziehungsqualität, also ausgedrückt etwa in der Frage: "Werde ich ein fremdes Kind liebhaben können?" Die Frage ist also, ob die Beziehungsqualität, die inzwischen in unserer Gesellschaft als normal unterstellt wird, bei einer künstlichen Familiengründung hergestellt werden kann. Dies ist ein Problem **für** Adoptionsbewerber, das sehr ernst zu nehmen ist. Sie beschäftigen sich mit den Ängsten: "Werden wir letztlich doch immer hinter dem "Normalfall" zurückbleiben?"

Ich möchte hier **darauf** hinweisen, daß das Übergewicht von **Überlegungen** zur Emotionalität der Eltern-Kind-Beziehung als ein historisch relativ **neues** Phänomen zu sehen ist. Wenn Sie einmal an folgendes denken: Als das Bürgerliche Gesetzbuch am Ende des vorigen Jahrhunderts geschaffen wurde, war die Vermittlung von Erwachsenen als Normalfall der Adoption vorgesehen. Man ging aus von einem Erwachsenen, der zu einem inzwischen recht alten Ehepaar gegeben wurde als Ersatz für den fehlenden Erben. In der damaligen Zeit haben vermutlich **all** diese Überlegungen ("Stellen wir eine emotionale Beziehung her?") eine sehr untergeordnete Rolle gespielt. Der größte Teil oder zumindest die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts dürften in unserer Gesellschaft ohne die Konzentration auf emotionale Fragen vergangen sein. Es war dann eben eine Frage: "Entspricht das Kind, entspricht der Adoptierte unseren Erwartungen? Erbringt er die Leistungen? Benimmt er sich angemessen? Blamiert er uns nicht?", und all diese Dinge. Aber die emotionale **Beziehungsqualität** ist eine relativ neue Erscheinung, die man mit einer ganzen Reihe anderer Prozesse in **Verbindung** bringen kann.

Zum Beginn eines Adoptivfamilienlebens, wenn das Kind in die Familie geholt worden ist, **läßt** sich beobachten, wie die Eltern beide um diese Frage kreisen und wie es sehr unterschiedliche Verlaufsformen gibt, bis zu dem Punkt, an dem Adoptiveltern den Eindruck haben: "Wir haben den

Normalfall eingeholt, was die Beziehungsqualität betrifft." Bei den Geschichten läßt sich durchweg beobachten, daß sie zunächst einmal auf eine Beziehungsaussage hinsteuern. Das kann etwa heißen: "Als wir das Kind aufgenommen hatten, entwickelte sich sehr schnell eine intensive Beziehung zum Kind." Es kann aber auch heißen, daß in der Erzählung über einen Zeitraum von mehreren Jahren beschrieben wird, wie mühsam es war, diese gute Beziehung herzustellen. In der nächsten Stufe kann es dann heißen: Das Kind ist inzwischen wie ein eigenes Kind. Dieses "wie ein eigenes Kind, das Sie ja wahrscheinlich alle kennen, ist der Ausdruck dafür, daß Adoptiveltern den Eindruck haben: Wir haben den Normalfall eingeholt; wir haben die Beziehungsqualität hergestellt, von der wir meinen, daß sie für den Normalfall, für die biologisch gegründeten Familien, sehr wichtig ist. Ich habe diesen Punkt "wie ein eigenes Kind die **"emotionale Normalisierung"** genannt. Das klingt etwas technisch, aber es war im Zuge der Untersuchung ganz sinnvoll, hier einen Begriff zu prägen.

Die Verlaufsformen zur emotionalen Normalisierung können sehr unterschiedlich aussehen, ob ein gerade geborenes Kind aufgenommen wird oder ein bereits geprägtes, fünf, sechs Jahre altes Kind. Über diese Verlaufsformen möchte ich zunächst jetzt etwas sagen. Je nach dem Alter des Kindes können die Befürchtungen: "Werde ich ein fremdes Kind liebhaben?" sehr schnell verfliegen. Das kleine Kind, der gerade geborene Säugling, scheint ein ungeheures Potential entfalten zu können, sich seine Eltern zu gewinnen. Diese Erfahrungen haben Sie sicher alle gemacht: Wenn Sie einem Bewerberpaar ein ganz junges Kind anbieten, kann schnell eine intensive Beziehung zustandekommen. Es kann die Begeisterung für so ein kleines Wesen da sein. Die Phasen des ersten Kontakts führen bei ganz kleinen Kindern sehr häufig - es gibt auch Ausnahmen - zu einer schnellen Entscheidung: "Wir wollen dieses Kind nehmen." Bei einem älteren Kind kann sich eine Annäherung über Monate hinziehen. Die Psychologen haben in der letzten Zeit genau untersucht, was eigentlich den Charme eines so kleinen Kindes ausmacht. Seine Mimik, seine Gestik, sein erstes Lächeln und seine weiteren Formen von Lächeln - all dies ist ein ungeheures Potential, Erwachsene anzusprechen, die sich über Jahre hinweg nach einem Kind gesehnt haben. Und so können Sie in diesen Erzählungen beobachten, wie vor allem die Adoptivmütter sehr schnell **zum** Ausdruck bringen, wie sie dahingeschmolzen sind beim Anblick dieses Kindes und wie sie dann sehr schnell den Eindruck hatten: "Das ist wie ein eigenes Kind." Wenn ich nun sage: in erster Linie Adoptivmütter, heißt es nicht, daß Väter diesen Prozeß nicht durchlaufen. Sie durchlaufen

ihn nur in einem etwas anderen Rhythmus. Interessanterweise wird die Beziehung, die man so schwer fassen kann, häufig sprachlich gefaßt in Begriffen der Elektrizität: "Wir mußten ja auch abwarten, ob der Funke überspringt, ob wir eine Antenne entwickeln, ob da ein Draht ist" und dergleichen. Wenn nun dieser Funke bei der Mutter sofort übergesprungen ist, kann es sein, daß der prospektive Adoptiwater noch seine Zeit braucht. Aus den Erzählungen läßt sich teilweise entnehmen, **daß** es in dieser Situation des ersten Kontaktes mit einem "angebotenen" Kind auch zu Spannungen zwischen den Ehepartnern kommen kann, wenn die Mutter sofort überschäumt in Begeisterung und der Vater sagt; "Ach, was hat der denn da für eine komische Beule am Kopf? Der sieht **so'n** bißchen komisch aus," oder irgend so etwas. Oder ein Kind wird angeboten, und der Vater läuft durch den Raum und guckt in andere Bettchen und sagt: "Das wäre auch niedlich, und die **Mutter** ist schon so weit auf dem Weg, eine emotionale **Beziehung** herzustellen, daß sie völlig empört ist, weil er so kaltgelassen **ist** von dicsem einen Kind, das doch sein Kind werden soll.

Sicher beginnt das Adoptivfamilienleben bei einem etwas älteren Kind, etwa bei einem Kind, das im zweiten Lebensjahr vermittelt worden ist, sehr viel anders. Es gibt eine längere Phase des schwierigen **Aufeinander-Zugehens**. Auffallend ist, daß Kinder ab dem zweiten Lebensjahr in der Phase des ersten Kontaktes selbst sehr aktiv werden, ein Repertoire entfalten, sich auf den Schoß der Frau setzen, sie anlächeln, sie streicheln und mit "Mama" anreden. Die Frau, die nun über Jahre auf das Kind gewartet hat, interpretiert diese Äußerungen des Kindes als auf sie als Mutter gerichtet. "Mama" ist für ein Kind, das im Heim lebt, eine ganz kategoriale Einordnung von Frau. Aber die Frau, die bereit ist, nun die Mutter zu werden, bezieht die Anrede auf sich. Das alles sind kleine Elemente, die in den Entscheidungsprozeß einfließen. Aber es kann noch lange dauern, bis zu dem Punkt: "Es ist wie ein eigenes Kind." Das Kind, das etwa ein Jahr lang, anderthalb Jahre lang • wie es dann immer heißt • bereits "durch verschiedene Hände" gegangen ist, bei der leiblichen Mutter gelebt hat, bei anderen Verwandten, vielleicht in einer Pflegefamilie oder im Heim, das hat eine gewisse Prägung erfahren, eine Prägung, mit der sich die Adoptiveltern zunächst auseinandersetzen müssen. Sie können sich nicht in einer gewissen Differenziertheit mit dieser Prägung **auseinander-**setzen, wie das vielleicht eine Pflegemutter kann, sondern unter dem Aspekt: "Das soll ja **mein** Kind sein", stellen sie sich selbst unter sehr starke Anforderungen. "Wie soll jetzt zustandekommen, daß ich mich mit

dem Kind identifizieren kann?" Es kann einen längeren Zeitraum in Anspruch nehmen.

Und erst recht kompliziert wird es bei der Vermittlung eines älteren Kindes. Ich hatte bei diesen Interviews mehrere Fälle, wo ein Kind mit fünf oder sechs Jahren vermittelt worden ist. In diesen Fällen war die Fremdheit des Kindes auf den verschiedensten Ebenen zu überwinden, etwa die körperliche Fremdheit. Frauen sagten: "Ich hab mich schuldig gefühlt, aber ich hatte am Anfang Schwierigkeiten, mit diesem Kind körperlich umzugehen, es zu waschen und dieses und jenes mit ihm zu machen." Aber so, wie ich es beobachten konnte, ließ sich diese Fremdheit überwinden. Relativ leicht überwinden läßt sich die Fremdheit der äußerlichen Aufmachung, **also** wie Kleidung. "Wir mußten erstmal die Kleidung und den Haarschnitt verändern, wir haben das AOK-Brillengestell abgeschafft, um das Kind etwas mehr nach unserem Bild zu formen." **Wie** es in einem Interview etwas drastisch heißt: "Wir mußten zuerst einmal unseren Stallgeruch vermitteln." Mit diesem Stallgeruch ist eben gemeint: Wir mußten uns das Kind vertraut machen. Dies ist eine ganz grundlegende Voraussetzung dafür, daß eine Eltern-Kind-Beziehung zustandekommt. Sehr schwierig zu überwinden scheint die Fremdheit der Sprache zu sein. Wenn ein fünfjähriges Kind mit seiner Sprache all die fremden Welten, die den Adoptiveltern fremden Welten, signalisiert, in denen es gelebt hat, die Welt der leiblichen Mutter, des Heimes oder der Pflegefamilie, dann ist sehr viel Geduld von **seiten** der Adoptivmutter notwendig, um diese Spannungen auf einem gewissen Niveau zu halten. Ein anderes Problem ist die Fremdheit der kognitiven Orientierungen, wenn **z.B.** Adoptiveltern feststellen, daß ihre fünfjährige Adoptivtochter nicht weiß, daß Waren **im** Laden gekauft werden, sondern der Verkäuferin um den Hals fällt, weil sie meint, sie hat ihm etwas geschenkt. Wenn Eltern merken, daß das, was an Erkundungen der Welt, an Vermittlung der Welt, eigentlich gelaufen sein sollte, fehlt, so kann das eine irritierende Beobachtung an dem Kind sein, das mal das eigene Kind werden soll. Schwierigkeiten können auch entstehen, weil das Kind eine andere Vorstellung von Familie hat. Es gibt bei meinen Interviews einen Fall, in dem ein Kind direkt aus seiner Herkunftsfamilie mit fünf Jahren in die Adoptivfamilie gekommen ist. Dieses Mädchen hat nun ein Bild von Mutter und Vater und Familie aufgebaut, das sich nicht unbedingt deckt mit dem der Adoptivfamilie. Dieses Kind meint **z.B.**, bei jedem Essen darum kämpfen zu müssen, daß es satt wird, oder es glaubt, sich zur Wehr setzen zu müssen, wenn die Adoptiveltern gar nicht wissen, was sie dem Kind **im** Moment angetan haben. Dieses

Umbauen **familiärer** Orientierung, dieses Umbauen eines **Familienkonzeptes** ist ein langer Prozeß. Die emotionale Normalisierung kann einen Zeitraum von zwei, drei Jahren einnehmen. Sie kennen alle wahrscheinlich Fälle, in denen die emotionale Normalisierung dann letztlich gar nicht gelungen ist.

Ich möchte Ihnen jetzt aber noch ein Beispiel vortragen zu einer **Fallgeschichte** mit einem bereits älteren Kind, bei dem der Anfang des Familienlebens von starken Schwierigkeiten bestimmt war. Das Kind hatte eine gute Beziehung zu seiner Erzieherin im Kinderheim gehabt, und es hatte nicht eingesehen, daß die Mutterfiguren willkürlich ausgewechselt wurden: "Warum von der einen weg und zu der anderen?" Es hat sehr aggressiv auf die ihm neu zugeteilte Mutter reagiert. Diese Erzählung der Adoptivelterne zieht sich über **20, 30** Seiten hin (in der niedergeschriebenen Fassung des Interviews). Es ist die Problemgeschichte. Und irgendwann kommen auch diese Eltern an **den** Punkt, wo sie rekapitulieren: "Das ist heute überwunden, wir haben **heute den** Eindruck, das ist unser eigenes Kind." Diese Wende, "wie ein eigenes Kind" wird nun wie **im** Duett vorgetragen. Das **möchte** ich **mal** eben vorführen, aber machen Sie sich klar, diese **Textstelle** kommt nach **einer** langen Abhandlung der **Problemgeschichte**. Der Adoptivvater sagt: "Ja, der ist ja wie ein eigenes Kind." Die Adoptivmutter: "Ja". Adoptivvater: "Ich sehe, ich glaub, ich spür gar keinen **Unterschied**." Die Adoptivmutter: "Nee, das verwischt sich auch ganz stark." Der Adoptivvater: "Das verwischt sich ganz nachher." **Adoptivmutter**: "Nee, das Gefühl, daß es nicht das eigene Kind ist." Adoptivmutter dann wieder: "Das geht irgendwie mit **den** Jahren, man weiß es, aber es verwischt sich." Adoptivvater: "Das verwischt sich, das Gefühl." **Adoptivmutter**: "Irgendwie, im Gefühl **ganz** stark." Soweit dieses Beispiel als Ausdruck für eine mühsam erreichte emotionale Normalisierung.

Nun gibt es Fälle, in denen die emotionale Normalisierung eingeschränkt ist, in denen sie **z.B. noch nicht** hergestellt ist, weil das Kind • in diesem Fall ein mit sechs Jahren aufgenommenes Kind • erst ein Jahr vor dem Interview in die Familie gekommen war. Und es gibt auch Fälle von **nicht mehr** bestehender emotionaler Normalisierung. Der Punkt kann in sehr vielen Familien erreicht werden, aber das heißt nicht, daß er der Familie bis an den Rest ihrer Tage zur Verfügung steht, genauso wenig wie in biologisch begründeten Familien auch. Es können so viele Veränderungen eintreten, daß eine emotionale Normalisierung nie garantiert ist. In einem dieser Beispiele war ganz deutlich, daß der Punkt **verlorengegangen** ist, nachdem die Frau noch ein eigenes Kind bekommen hatte. Sie

sah nun immer den Vergleich und wollte das jüngere Kind schützen vor dem älteren, bei dem ihr eine ganze Menge an Verhaltensweisen nicht gefielen. Die Adoptivmutter sagte mehrmals: "Ich weiß nicht, ob das anderen Adoptivmüttern auch so geht. Wenn das Kleine und das Niedliche dahin ist, dann entpuppen sie sich, und dann werden das Rabauken."

Nun wird dieser Punkt "wie ein eigenes Kind" mit sehr viel Befriedigung erfahren, mit sehr viel Erleichterung. ("Wir haben es geschafft."), aber dieser Punkt ist auch ein Gefahrenpunkt. Er ist in dem Maße ein **Gefahrenpunkt**, als Adoptiveltern sich jetzt dazu verleiten lassen können, die Andersartigkeit ihrer Familie, die dennoch bestehende Andersartigkeit ihrer Familie herunterzuspielen, zu negieren, zu vergessen. Diese ganzen Erscheinungen - wie Adoptiveltern mit ihrer Andersartigkeit umgehen, wie weit sie diese thematisieren, wem gegenüber sie sie thematisieren, wie sie sich dem Kind gegenüber verhalten - wie sie sich mit der Nachricht vom Sonderstatus ihrer Familie verhalten, die habe ich gefaßt mit dem Begriff des *Bewußtheitskontextes*.

Das ist ein Begriff, der von amerikanischen Soziologen entwickelt worden ist in der Beobachtung an Patienten, von denen die Ärzte wußten, daß sie todkrank waren. Nun tauchte die Frage auf: Wie weit soll man die Patienten mit der Nachricht von ihrem auf sie zukommenden Tod vertraut machen, wie weit soll man sie, wie es dann heißt, verschonen und die Nachricht von ihnen fernhalten? Der offene Bewußtheitskontext wäre dann die Konstellation zur Informationsentfaltung, in der die Informationen auch an den Betroffenen selbst weitergeleitet werden. Der geschlossene Bewußtheitskontext wäre die Situation, in **der** sich alle **darauf** konzentrieren, die Nachricht zu verheimlichen. Sie können **z.B.** dem Kranken etwas vorspielen: "Warte mal ab, in drei Wochen, wenn Du erst wieder gesund bist, machen wir eine schöne Reise." Die Begriffe "geschlossener" und "offener" Bewußtheitskontext habe ich benutzt, um die verschiedenen Arten, mit der Information von der eigenen Andersartigkeit umzugehen, zu berücksichtigen. Es lassen sich drei Ebenen unterscheiden. Zunächst einmal geht es um den Bewußtheitskontext gegenüber Dritten. Wie gehen Adoptiveltern mit dieser Nachricht um gegenüber Verwandten, Freunden, Nachbarn, aber auch gegenüber entfernten Bekannten oder Fremden?

Hier läßt sich ein Wandel in unserer Gesellschaft in den letzten Jahrzehnten beobachten, eine Tendenz zu mehr Offenheit. Die Frau schiebt sich kein Kissen mehr unter den Rock, wenn sie davon ausgeht, daß ihr ein Kind vermittelt wird, sondern spricht mit ihren Verwandten und mit Freunden darüber, daß sie auf eine Adoption hofft. Aber problematisch

wird es **z.B.** manchmal in der Beziehung zum Nachbarn. So kommt oft die Begründung: "Wir mußten es ihnen ja sagen. Sie hätten ja sehen können, daß ich nicht schwanger war." Es kommt also ein gewisser Druck in die Offenlegung: "Am liebsten würde ich es ihnen ja nicht sagen, aber es läßt sich nicht verheimlichen." Erst recht kompliziert wird die Kommunikation mit entfernten Bekannten oder gar mit Fremden. Das habe ich an einem kleinen Ereignis, das mehrmals beschrieben wird, aufzuzeigen versucht. Es geht um die Frage, was geschieht, wenn eine Adoptivmutter mit dem Kinderwagen durch die Gegend zieht, eine andere Frau in den Wagen sieht und diese andere Frau über ihre Schwangerschaft sprechen will. Sie fragt nun - das Kind im Kinderwagen ist noch sehr jung: "Wie war denn Ihre Schwangerschaft?" Die Irritation bei dieser Frage, die in **Gesprächskreisen** von Adoptiveltern häufig zum Thema gemacht wird, hängt damit zusammen, daß man in dieser Beziehung, in der Beziehung zwischen Fremden, Schwierigkeiten hat, die Karten aufzudecken. Es entsteht eine ganz komplizierte Situation: Die Adoptivmutter selbst hat in einer langen Zeit ihres Lebens auf das eigene Kind gehofft und hat die Beziehung zu einem eigenen Kind auch **für** die überlegene Beziehung gehalten. Sie hat mit viel Trauer Abschied genommen von dem Plan, Mutter eines eigenen Kindes zu sein. Sie hat den ganzen Prozeß um die Aufnahme eines Kindes durchgemacht und ist inzwischen an den Punkt gekommen, an dem sie sagen kann: "Es ist wie ein eigenes Kind. Ich habe das Kind so lieb wie ein eigenes Kind." Sie kann aber deshalb noch lange nicht davon ausgehen, daß die andere Frau ihre Erfahrungen nachvollziehen kann, so daß die mögliche Antwort: "Es ist ja gar nicht mein eigenes Kind, in der Gefahr steht, von der anderen Frau als ihre Distanzierung von ihrem Kind gedeutet zu werden, und das möchte sie nicht. Also ich denke, hier liegt ein Dilemma, bei dem es sehr schwer ist, Rat zu geben, wie die Adoptivmutter sich verhalten soll. Sie hat ungeheure Schwierigkeiten mit sich; sie würde sich dem Kind gegenüber schuldig fühlen, wenn sie durch Aufdecken der Adoption einfach den Eindruck entstehen ließe, ihre Beziehung zu dem Kind sei anders als die einer biologischen Mutter zu ihrem Kind. Die Lösung ist dann meist: "Ich brauch' es ja nicht jeder wildfremden Frau unter die Nase zu binden, daß es nicht unser eigenes Kind ist."

Sehr viel komplexer ist die Frage, wie man mit der Information gegenüber dem eigenen Kind umgeht, weil hier nun das Problem auftaucht: Welche Relevanz haben eigentlich die leiblichen Eltern für dieses, unser Adoptivkind? Und mit dieser Frage nach der Bedeutsamkeit der leiblichen Eltern begeben sich Adoptiveltern auf ein Gebiet, in dem auch viele

andere Menschen nicht wissen, wie bedeutsam die Nachricht von den anderen Eltern für ein Kind sein könnte. Ich denke, wir sind erst dabei, allmählich zu erschließen, daß wir davon ausgehen müssen, daß die Nachricht von den anderen Eltern für das Kind, für einen Adoptierten, höchst bedeutsam ist. Es ist lange **Zeit** ein Suchen, ein Tasten abgelaufen. In den Interviews ist erkennbar, wie Adoptiveltern sich mühsam eine Linie erarbeiten, es wird **z.B.** von sogenannten schlechten Beispielen erzählt: "Da waren andere, die wir kennen, die haben das vor zehn Jahren ihren Kindern nicht gesagt, daß sie adoptiert sind, und das hat später zum großen Knacks geführt." Diese Versuche aus den falschen Beispielen anderer zu erschließen, daß für das Kind das Wissen um seine Herkunft offensichtlich eine Bedeutsamkeit hat, sind recht häufig. Ich denke, es ist eine wichtige Aufgabe der Adoptionsvermittlung, dieses Phänomen in die Konstruktion der künstlichen Familie von Anfang an einzubeziehen, sozusagen als Orientierungspunkt: Für das Kind wird höchstwahrscheinlich das Wissen um seine anderen Eltern relevant werden. Aber Adoptiveltern sind noch in der Suchphase. Sie sagen dann **z.B.** "Die Adoptionsvermittlung hat uns gesagt, wir sollten das Kind aufklären." Sie wissen aber nicht, in welcher Weise die Aufklärung für das Kind bedeutsam sein könnte.

Ich komme jetzt an den Punkt, anhand der Interviews den Ablauf der Aufklärung zu beschreiben. Zunächst ist die erste Stufe der Aufklärung zu beobachten, nämlich das, was ich die biologische Aufklärung genannt habe. Das Kind fragt etwa mit drei Jahren beim Anblick einer schwangeren Frau: "War ich auch in Deinem Bauch?" Dann sagt die Mutter: "Das ging leider nicht, du warst in dem Bauch einer anderen Frau." Das Kind kann dann ganz schnell zur Tagesordnung übergehen und fragen: "Krieg ich jetzt meine Nudeln?" Die Mutter steht noch da und weiß gar nicht, was ihr passiert ist. Nun hat sie diesen Moment, der ihr so lange bevorstand, hinter sich gebracht, und er hat gar nicht dieses große Entsetzen, diesen Schock beim Kind ausgelöst. Es gibt in den Interviews zwei Fälle, an denen allerdings **ablesbar** ist, daß auch schon ein Kind mit drei Jahren so heftig auf diese Nachricht reagieren kann, daß es tief verletzt ist, und zwar dann, wenn es bereits gedanklich ein Familienkonzept hat aufbauen können, bei dem der Bauch der Mutter zur Familie dazugehört (**z.B.** als ein jüngeres Geschwisterchen geboren wurde und das Kind diesen **Prozeß** miterlebt hat: das eine ist im Bauch der Mutter gewachsen und ich nicht). Aber in der Regel läuft die biologische Aufklärung zur Verblüffung der Adoptivmutter sehr glatt; sie atmet nun auf und denkt: "So, jetzt habe ich getan, was ich tun sollte. Die Adoptionsvermittlerin hat mich dazu **auf-**

gefordert, ich hab das Kind aufgeklärt." Sie denkt, das Problem sei erst mal aus der Welt geschafft. Aber der Prozeß geht ja nun weiter. Die Nachricht von dem anderen Bauch, dem Bauch der anderen Frau, arbeitet in dem Kind weiter, und es kann dann im Alter von etwa fünf Jahren entsprechend der kognitiven Entwicklung des Kindes zu Fragen kommen wie: "Wo ist denn die andere Frau, in deren Bauch ich war? Was macht sie jetzt?" und schließlich kann es **zu·der** für das Kind sehr quälenden Frage kommen: "Warum? Warum hat sie mich weggegeben?"

Nun ist es für Adoptiveltern sehr schwer, sich dazu durchzuringen, diese andere Frau in einem bestimmten Alter des Kindes und bei einer bestimmten Persönlichkeitsentwicklung des Kindes auch als seine Mutter zu betrachten. Zunächst mag das sinnvoll sein, von dem Bauch der "anderen Frau" zu sprechen. Es mag sinnvoll sein, weil man dadurch eine gewisse Konfusion um die eine Mutter und die andere Mutter vermeidet. Spätestens wenn das Kind selbst **im** Alter von sieben, acht, neun Jahren erschließt: "Dann ist ja diese andere Frau meine Mutter", sollten Adoptiveltern sie "Mutti" nennen. Wenn Adoptiveltern dann noch an ihrer hartnäckigen Sprachregelung festhalten, von "der anderen Frau" zu sprechen, gehen sie ein enormes Risiko ein, daß sie ihr Kind verletzen. Wenn das Kind selbst erschlossen hat: "Das ist ja meine Mutter, nach allem was in dieser Gesellschaft gilt, nach allem was für meine Freundinnen gilt, ist das meine Mutter," Adoptiveltern dann nicht bereit sind, auf das Kind zuzugehen und dieser anderen Frau die **Mutterqualität** zuzusprechen, dann riskieren sie, daß eine tiefe Verletzung des Kindes einsetzt. Das möchte ich also wirklich aufgrund der Äußerungen, die nur in der Rekapitulation der Eltern über die Verhaltensweisen ihres Kindes deutlich geworden sind, hier sehr stark betonen. Dann noch zu legitimieren: "Wir wollten Klarheit haben in der Terminologie durch unsere Sprachregelung 'die andere Frau' und die 'Mutter' und wir sind jetzt die 'Eltern'" ist ein Spiel, das aus der Sicht von Erwachsenen erklärbar erscheinen mag. Aber wenn man jetzt als Ausgangspunkt nimmt, daß die leiblichen Eltern eine Relevanz für das Kind haben, dann sollte man von diesem Spiel abrücken. Es gibt in den Interviews einige Äußerungen, die signalisieren, wie verletzt das Kind war, als es herausfand, daß dann ja die andere Frau die Mutter ist und als die Adoptiveltern trotzdem **daran** festhielten, von "der anderen Frau" zu sprechen. Es kann ein Ausbruch von Aggressionen gegen diese **Adoptivmutter** zu beobachten sein, ein Ausbruch, den die **Adoptivmutter** vielleicht lange überhaupt nicht versteht. Sie weiß gar nicht, was mit dem Kind vor

sich geht, warum es sich zurückzieht, warum es aggressiv ist, bis es plötzlich aus dem Kind herausbricht: "Ich habe zwei Eltern."

Dann kommt es **darauf** an, daß die Eltern, die Adoptiveltern, mit dem Kind das tun, was ich im Untertitel meines Buches "Familienleben mit doppelter Elternschaft" genannt habe: daß diese anderen Eltern in das Adoptivfamilienleben einbezogen werden, daß sie thematisiert werden, daß Adoptiveltern auf die Fragen des Kindes eingehen und dem Kind in einer sicher immer schwer abschätzbaren Weise (was ist verkraftbar?) Auskunft darüber geben, was sie über die leiblichen Eltern und deren Hintergründe wissen. Da kann man auf verschiedene Arten die Erstellung des **Bewußt-**heitskontextes beobachten, was die soziale Aufklärung betrifft, also die zweite Stufe der Aufklärung. Es kommen alle möglichen Tendenzen zur Verheimlichung in die Eltern-Kind-Beziehung hinein. Es kommen teilweise Tendenzen zur Verheimlichung hinein, weil Adoptiveltern selbst nicht richtig wissen, wie sie mit dem Faktum der anderen Herkunft des Kindes umgehen und dem Kind verständlich machen sollen, welches Bild sie etwa von der leiblichen Mutter haben.

Das Unverständnis mancher Adoptiveltern gegenüber den leiblichen Eltern ist **darauf** zurückzuführen, daß sie aufgrund ihrer wirtschaftlichen Situation, ihrer Schichtzugehörigkeit, so wenig in der Lage sind nachzuvollziehen, was eine Frau in die Situation bringt, sich von ihrem Kind zu trennen. Weil sie selbst mit diesem Punkt nicht fertigwerden, daß dies eine Entscheidung seiner Eltern war, die zum Besten des Kindes dienen sollte, und daß es eine Entscheidung war, die bei der Mutter Trauer ausgelöst hat. Für das Kind ist es aber ungeheuer wichtig, die leibliche Mutter oder die leiblichen Eltern so vermittelt zu bekommen, daß es sich ein Stück mit diesen seinen Eltern identifizieren kann.

Wenn Adoptiveltern das Spiel beginnen, hell und dunkel im Leben des Kindes zuzuordnen (die dunkle **Vergangenheit**, jetzt die helle **Adoptivfamilie**), dann geht das meist nicht so auf, wie Adoptiveltern sich das gewünscht haben, weil für das Kind die Identifikationsmöglichkeit mit den leiblichen Eltern wichtig ist. Darüber kann ich vielleicht **im** zweiten Teil meines Referates heute nachmittag noch etwas sagen, vor allem zu dem Punkt, wie man der Information über die Herkunft im Verfahren selbst gerecht werden kann.

II.

Ich habe mir bei der Arbeit an meiner Untersuchung oft darüber Gedanken gemacht, daß ich es vorziehen würde, an der **Untersuchung** zu sitzen und in aller Ruhe zu Hause dieses Material zu analysieren, statt in vielen Situationen mit Ihnen die Rolle zu tauschen und selbst in die **Adoptionsvermittlung** zu gehen. Mir schien das alles derartig komplex, was sich da an Problemen auftat, daß ich manchmal nachvollziehen konnte, was Adoptivmütter mir gesagt hatten: "Die Verantwortung, die diese Leute tragen, ist derartig groß, daß wir nicht in ihrer Haut stecken möchten."

Nun **möchte** ich zu diesem Teil der Arbeit auch gleich betonen, wo die Grenzen meines Ansatzes liegen. Ich habe mich auf die Perspektive der Adoptiveltern selbst beschränken müssen. Ich habe heute morgen schon kurz in der Diskussion gesagt, daß ich keine Möglichkeit hatte, die Adoptionsvermittlerinnen in Hamburg miteinzubeziehen oder mehr durch teilnehmende Beobachtung über den Ablauf des Geschehens zu erfahren. Das einzige, woran ich teilnehmen konnte, waren die "ersten **Informationsgespräche**", zu denen jeweils mehrere Bewerberpaare gemeinsam geladen werden. Ich hatte außerdem noch Material zur Verfügung aus sogenannten Listeneintragungen, die bis 1977/78 in Hamburg vorgenommen wurden, dann aber aus **Datenschutzgründen** abgeschafft wurden, **d.h.** es wurden Listen angelegt mit ganz groben Angaben zu den Bewerbern: Name, Beruf (nur des Ehemannes typischerweise), gewünschtes Alter des Kindes, gewünschtes Geschlecht des **Kindes** usw. Diese Daten der Bewerber **konnte** ich dann nun kombinieren mit Angaben zu den für die Adoption verfügbaren Kindern, und so konnte ich für den **Bewerberjahrgang** 1976 ziemlich klar **nachzeichnen**, wer welches Kind bekommen hat. Auf diese Daten habe ich zur Ergänzung meines Materials sehr häufig **zurückgegriffen**.

Das Schicksal dieses Kapitels meiner Arbeit vom **Adoptionsvermittlungsprozeß** ist nun, daß viele Adoptionsvermittler und **-vermittlerinnen** geneigt sind, sich von diesen Praktiken zu distanzieren und das Ganze für eine fast mittelalterliche Darstellung **zu** halten. So geht es auch den Hamburger Adoptionsvermittlerinnen. Neulich hat mir eine gesagt: "Wenn ich wüßte, daß diese Untersuchung in Berlin gemacht worden wäre, dann würde ich denken: Was haben die für bescheuerte Adoptionsvermittler?" Nun liegt die Frage nahe, ob das, was uns da berichtet worden ist, der Realität gerecht wird. Ich selbst habe aus der Kenntnis dieser gesamten

Erzählungen nicht den Verdacht, daß der Ablauf des **Vermittlungsverfahrens** verzerrt worden ist. Es mag bestimmte Ausschmückungen an einzelnen Stellen geben, aber insgesamt, auch wenn man eine formale Analyse an bestimmten Typen von Texten vornimmt, so wie wir das bei den narrativen Interviews heute können, zeigt sich schon, daß die Linie glaubwürdig ist. Wenn eine Mutter darüber erzählt, sie habe die ganze Zeit den Eindruck gehabt, sie würde den Erwartungen der **Adoptionsvermittlerin** nicht genügen, so spricht wenig für die Annahme, dies sei eine strategische Darstellung, mit der die Frau - **zumal** sie am Ende Erfolg hatte - einen bestimmten Eindruck bei mir erzeugen möchte. Aber das, was dargestellt wird, ist eben ein Ausschnitt der Realität, so wie er sich für Adoptiveltern darstellt. Für Adoptionsvermittler ist es manchmal schwer nachzuvollziehen, daß die Perspektive der Bewerber sich sehr von der eigenen unterscheiden kann. An einer einzelnen Stelle ist mir das selbst so gegangen, beim ersten Informationsgespräch. Ich war überrascht über die Reaktion der Teilnehmer an diesem Gespräch. Aber sie saßen da eben mit ganz anderen Erwartungen, als ich sie als teilnehmender Beobachter in dieser Situation hatte. Nun steht es natürlich jedem frei, sich von diesem Ablauf des Adoptionsvermittlungsprozesses zu distanzieren. Mir selbst wäre es lieber, wenn ich Ihnen das Material über die Hamburger Beobachtungen vortragen könnte, ohne davon ausgehen zu müssen, daß Sie das nur als Material zur Anklage, zur Distanzierung, zum Kopfschütteln und dergleichen benutzen. Ich denke, insgesamt ist Ihr Beitrag bei der Konstruktion der Familie derartig komplex und von so vielen Schwierigkeiten gezeichnet, daß Sie alle wahrscheinlich die Erfahrung gemacht haben, in vielen Situationen etwas unsicheren Boden unter den Füßen zu haben. Von daher will ich jetzt einfach versuchen, das nachzuzeichnen, was ich in Hamburg beobachtet habe.

Sie müssen in einer Entscheidungssituation handeln, in der ungeheuer viele Unbekannte im Spiel sind. Sie müssen erschließen, wer die Bewerber sind, was sie in der Gegenwart darstellen, was ihre Vergangenheit war. Sie müssen ihre Möglichkeiten für die Zukunft erschließen und in Rechnung stellen, wenn sie ein bestimmtes Kind anvisiert haben. Sie müssen das Kind in seinen aktuellen Gegebenheiten, aber auch mit seiner Vergangenheit und der unsicheren Prognose seiner Entwicklung berücksichtigen. Sie müssen eine Entscheidung treffen, wer nun von **beiden** Seiten zusammengeführt werden soll. Adoptiveltern können vielleicht am ehesten nachvollziehen, wie brisant diese Entscheidungssituation ist. Sie sagen manchmal,

wie ich eben schon angedeutet habe, sie möchten nicht in Ihrer Haut stecken; denn dieses Schicksal-Spielen-Müssensei ja ein riskanter Akt.

Ich möchte nun zunächst einmal zu Ihrer Aufgabe in der **Adoptionsvermittlung** etwas sagen. Die Ausgangssituation ist die, das hatte ich heute morgen behandelt: Überwiegend unfreiwillig kinderlose Ehepaare wenden sich an Sie. Es gibt ein **paar Ausnahmen**, es gibt einige Bewerber, die aus betont kindzentrierten **Überlegungen** heraus ein Kind aufnehmen wollen. Diese Gruppe möchte ich auf **jeden** Fall hier erwähnt haben. Aber ich denke - und das werden auch Ihre Eindrücke sein -: die Mehrzahl kommt, weil das Kind auf biologischem Weg versagt ist, und sie möchten das Kind, das möglichst nah an das **Kind** herankommt, das nun **im** Normalfall von Familiengründung am Anfang **des** Familienlebens steht, sie möchten den jungen Säugling.

Die Bedingungen für Ihre Arbeit **haben** sich stark verändert. Die bei **weitem** längste **Zeit** dieses **Jahrhunderts** war für die Adoptionsvermittlung dadurch gekennzeichnet, daß sie um Bewerber werben mußten und daß sie bestimmte Kinder anpreisen mußten. Sie mußten **z.B.** versuchen, die Vorbehalte gegenüber nichtehelich geborenen Kindern aus der Welt zu schaffen. Diese Situation hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten sehr stark verändert. Die Adoption ist sozusagen hoffähig geworden. Da kommen eine ganze Reihe von Entwicklungen zusammen; die Medien haben ihren Anteil gehabt. Die Medien haben **z.B.** dadurch ihren Beitrag geleistet, daß sie auf die Situation der Kinder in Heimen hingewiesen und dadurch sozusagen an die altruistischen Orientierungen in Erwachsenen appelliert haben: Wendet euch diesen Kindern zu. Dadurch hat die Adoption **insgesamt** an **Akzeptabilität** gewonnen, wenn ja auch letztlich diese altruistische Linie nicht das ist, was Sie bei den meisten **Adoptionsbewerbern** beobachten werden: Das Kind ist für den eigenen Biographieentwurf geplant worden, und das Kind wird nun auch ein Stück instrumentalisiert zur Realisierung des eigenen **Biographieentwurfs**. Das ist etwas, was jetzt nicht nur die Adoption kennzeichnet, sondern ich denke, auch jede biologisch begründete Familie: Das Kind wird eingefügt in Pläne der Erwachsenen, was sie mit ihrem Leben machen wollen. Ich weiß nicht, wer von Ihnen nun begründen könnte, warum er sich zu einem Kind entschieden hat und wer etwas anderes sagen könnte als: "Ich wollte ein Kind, ich wollte ein Kind für mich, ein Kind für uns." Und insofern möchte ich das jetzt gar nicht abwertend sagen, **wenn** ich feststelle, daß das Adoptivkind ein ganzes Stück instrumentalisiert werden soll zur Realisierung des **Biographieentwurfs**.

Die Zahl der Bewerber ist nun enorm gestiegen, und das dürfte Ihre tägliche Arbeit erschweren. Sie müssen nun in schärferer Weise eine Selektion treffen. Die Zahl der Bewerber ist gestiegen, auch wenn wir statistisch wenig exakte Zahlen haben, weil ja die ganzen Mehrfachbewerbungen in die Zahl miteinfließen. Ich weiß von Bewerbern in Hamburg: Wenn sie die Adoptionspflegeerlaubnis haben, kann es sein, daß sie sich an zehn Jugendämter wenden und um die Vermittlung eines Kindes bitten, und genauso viele Bewerbungen laufen in Hamburg ein, die nicht von Hamburger Bewerbern kommen. Diese Bewerber werden schon gleich aussortiert. Aber in die Zahl der Bewerber gehen diese Mehrfachbewerbungen zunächst mal ein. Auf der anderen Seite ist die Zahl der zur Adoption verfügbaren Kinder gesunken. Sie war noch nicht gesunken bis zum Ende unseres Untersuchungszeitraumes, bis 1978, obwohl auch damals schon häufig in der Adoptionsvermittlung mit solchen Angaben gearbeitet worden war. Die Zahl der Kinder ist rückläufig, und die Zahl der Bewerber ist stark angestiegen. Bis zum Jahr 1978 war das nicht der Fall, aber inzwischen ist eine Abnahme der Zahl der Kinder zu verzeichnen. Nun bleibt - lassen Sie mich das bitte in Anführungsstrichen sagen - das "Angebot an Kindern" nicht nur quantitativ zurück hinter dem, was die Bewerber eigentlich erhofft haben, sondern auch in seiner "qualitativen Zusammensetzung". Die Bewerber, die aufgrund ihrer Kinderlosigkeit auf die Adoption umpolen, möchten nun ein Adoptivkind, das möglichst dem Normalitätsmuster nahe kommt, **d.h.** sie wollen den ganz jungen Säugling. Das werden Sie ständig erleben, sofern die Bewerber das noch zu sagen wagen, weil die natürlich auch inzwischen wissen, daß das eigentlich nicht so ausgesprochen werden sollte, daß dieser Wunsch eigentlich ein Stück egoistisch ist usw. Sie wollen den ganz jungen Säugling, sie wollen 'den hellhäutigen Säugling, und sie wollen - das gehört zu ihrem **Normalitätskonzept** auch dazu (obwohl leibliche Eltern **darauf** keinen Einfluß haben) - sie wollen den gesunden Säugling. Das ist erst mal das **Normalitätsmuster**, an dem sie sich orientieren. Von diesem Normalitätsmuster her wird so etwas vorgenommen wie die "Wertbestimmung" des Kindes. Das Kind ist am wertvollsten im Verfahren, das diesem Normalitätsmuster am nächsten kommt, und zwar stellt es sich so dar aus der Perspektive der Bewerber wie auch der Adoptionsvermittler. Adoptionsvermittler wissen genau, daß sie sich um bestimmte Kinder keine Gedanken machen müssen, daß diese Kinder sehr bereitwillig genommen werden und daß sie bei anderen sehr viel einsetzen müssen, um eine Verbindung zwischen Bewerbern und Kind zustande zu bringen. Insofern ist das also jetzt auch nicht

von mir mit einer Anklage verbunden, wenn ich sage, daß in der Adoptionsvermittlung eine "Wertbestimmung" des Kindes abläuft. Sie spiegelt genau das wider, was die Bewerber auch denken und was die Bevölkerung generell denkt: Das kleine, hellhäutige, gesunde Kind entspricht den Idealvorstellungen.

Ich habe nun in unserer Hamburger Untersuchung beobachten können, wie Adoptionsvermittlerinnen eine Abstimmung vorzunehmen versuchen zwischen den Erwartungen der Bewerber und der nun mal für sie bestehenden Realität. Sie haben zu diesem Zweck eine Institution geschaffen, das sogenannte "erste Informationsgespräch", das dazu dient, die Bewerber in kurzer Zeit einzuführen in die Gegebenheiten der Adoption, sie mit bestimmten formalen Anforderungen vertraut zu machen, sie aber auch vertraut zu machen mit der Zusammensetzung der Gruppe der verfügbaren Kinder. Ich selbst habe an diesen Informationsgesprächen teilnehmen können, ich fand, daß sie in einer freundlichen Atmosphäre verliefen, daß die Adoptionsvermittlerin bereit war, auf die Fragen der Bewerber einzugehen. Ich weiß aber, daß die Bewerber selbst, vor allem die Frauen, häufig in dieser Situation den Zusammenbruch all ihrer Hoffnungen erleben, wenn ihnen gesagt wird: "kleine Kinder schon gar nicht, da sind kranke Kinder, da sind Kinder mit Handicaps, und die muß man auch liebhaben". Einige Bewerber **haben** ungeheuer heftig auf dieses "erste Informationsgespräch" reagiert ("Abschreckungsgespräch", "Schreckgespenst-Gespräch usw.). Um das nachvollziehen zu können, muß man sich wirklich darüber im klaren sein: Das sind Frauen, die jahrelang auf das Kind gehofft haben, die sich nun zur Adoption durchgerungen haben und jetzt mit einem Schlag mit der Realität konfrontiert werden.

Ich würde ihnen das nicht nur deshalb gerne ersparen, weil ich denke, daß es eine harte Erfahrung ist, sondern in erster Linie deshalb, weil ich denke: Von hier geht eine falsche Steuerung des Adoptionsvermittlungs-Prozesses aus. Denn die Bewerber lernen jetzt, wenn sie nicht die Bewerbung zurückziehen, sich auf die neue Situation einzustellen. **D.h.** sie werden sich jetzt strategisch auf diese Situation einstellen und werden versuchen, ihre Chancen unter diesen Bedingungen irgendwie zu nutzen und den Konkurrenzkampf mit anderen Bewerbern zu bestehen. Wenn es **z.B.** im ersten Informationsgespräch heißt • das ist auch eine verhängnisvolle Zahlenpolitik, die hier betrieben wird -: "Die Zahl der Bewerber ist so groß, die der Kinder so klein, es ist eine Relation von **1:5, 1:7, 1:10** und was da an Zahlen genannt wird, dann fangen diese Ehepaare an sich umzusehen, "1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, wer ist es denn nun?" Also zur Panik: "Das

werden wir ja überhaupt nicht schaffen, und was können wir denn tun, um es zu schaffen?" Und ich denke, wenn die Adoptionsvermittlung so angelegt sein soll, daß die Vermittlerin eine klar fundierte Entscheidung über die Bewerber treffen kann, dann sollte nicht am Anfang **des** Verfahrens diese irgendwo als rationelle Maßnahme **geplante** Abkürzung stehen, sondern die Adoptionsvermittlerin sollte eigentlich Zeit haben, zunächst einmal etwas mehr die Bewerber kommen zu lassen und in sie **reinzuhorchen** und zu sehen: Was haben sie sich nun eigentlich vorgestellt? Schritt für Schritt müßte die Annäherung an die Realität geleistet werden. Ich weiß, daß damit sicher personelle Probleme (Kapazitätsprobleme) verbunden sind, aber ich denke, die Folgen eines falschen Anfangs sind auch nicht zu unterschätzen, wenn das Verfahren vom ersten Moment an auf strategisches Spiel ausgerichtet wird.

Diese Zahlenpolitik ist leider auch vom Statistischen **Bundesamt** **betrieben** worden, wenn am Ende des **Jahres** die kleine Zahl der noch nicht vermittelten Kinder der Gesamtzahl der Bewerber gegenüber gestellt wird. So kommen irre Dimensionen heraus: 1:25 **oder** was weiß ich. Und durch all diese statistisch korrekten, aber in der Sache verfehlten Zahlenspiele wird die Angst bei den Bewerbern noch ein ganzes Stück gesteigert. Noch beim **Bewerberjahrgang** 1976 ist es in Hamburg so gewesen, daß 60 Prozent der Hamburger Bewerber ein Kind bekommen haben, und das gibt schon ein anderes Bild. Das hätte auch ein anderes Bild gegeben für die Paare, die am ersten Informationsgespräch **teilgenommen** haben.

In diesem ganzen Komplex strategischer Selbstdarstellung im Verfahren, der Selbstdarstellung als eines Kindes würdig, als "clternwürdig", lassen sich drei Typen unterscheiden:

Die erste Gruppe, die **sicher** zahlenmäßig die größte ist, besteht aus Bewerbern, die ihre Chancen im Verfahren gefährdet sehen und nun **daran** arbeiten, die eigene **Akzeptabilität** ein bißchen zu steigern, der Akzeptabilität nachzuhelfen, indem sie sich auf kleine Kompromisse einlassen. Z.B. sagen sie: "Das Kind kann ein bißchen älter sein, kann schon ein halbes Jahr alt sein." Wenn sie dann diesen Schritt getan haben, etwas konzidiert haben, dann sagen sie im nächsten Zug: "Aber es sollte gesund sein." So wird dauernd ausbalanciert bei den verschiedenen Dimensionen, an denen man ein Kind messen kann. Ganz deutlich wird: Das Letzte, wozu die meisten Bewerber bereit wären, wäre die Aufnahme eines dunkelhäutigen Kindes. Ich hab ein Beispiel eines negroiden Kindes, mit dem ganz furchtbare Dinge gelaufen sind. Die Adoptionsvermittlerin hat dieses Kind schließlich einem Bewerberpaar angeboten, das eigentlich

nach ihrer ganzen Einschätzung - so jedenfalls **geht** das aus der Erzählung hervor - nicht in den Kreis der bevorzugten Bewerber gehört hat. Dieses Kind, das von anderen nicht begehrt war, ist dann an dieses Ehepaar vermittelt worden. Die Adoptionsvermittlerin soll dann gesagt haben: "Sie sind von 1.500 Bewerbern die einzigen, die bereit sind, dieses Kind zu nehmen." Diese Aussage ist ja durchaus mit einer gewissen Ambivalenz zu lesen. Die größte Gruppe der Bewerber hat also den Eindruck, ihre Chancen seien reduziert und sie müßten dem Bild, das sich die **Adop-**tionsvermittlerin von ihnen macht, ein bißchen nachhelfen. Es kommen diese balancierenden Aktionen ins Verfahren: Es darf ein bißchen älter sein, aber es soll gesund sein, es kann ein bißchen krank sein, aber nicht zu sehr usw.

Die zweite Gruppe braucht eigentlich gar keine strategische Selbstdarstellung vorzunehmen. Das ist ein Typ von Bewerbern, der überwiegend in der oberen Mittelschicht zu finden ist, also **z.B.** gestandene Akademiker. Die können manchmal mit großem Selbstbewußtsein in das Verfahren gehen. Sie können **z.B.** im Interview zum Ausdruck bringen: "Also wir hatten den Eindruck, man hatte da den Eindruck: In diese Familie gehört ein Kind." Man kann diese Äußerung zunächst einmal als ungeheure Arroganz bewerten, aber letztlich kann sie auch auf eine realistische Einschätzung der eigenen Wirkung im Verfahren verweisen. Das soll jetzt nicht heißen, daß alle Bewerber der oberen Mittelschicht berücksichtigt würden, aber eine gewisse Tendenz dahin scheint schon zu bestehen. Jedenfalls vermittelt sich das auch diesen Bewerbern; sie können dann auch die Karten offen auf den Tisch legen. **Sie** können **z.B.** sagen: "Also, wenn Sie mich fragen, ob ich auch bereit bin, ein krankes Kind zu nehmen: Da muß ich ganz offen sagen, da sehe ich die Grenzen meiner eigenen Kraft, und das muß ich einfach gestehen." Von so viel Offenheit gerührt, findet dann also die Adoptionsvermittlerin auch, daß man diese Haltung akzeptieren sollte, und so entsteht eine angenehme Kommunikationssituation.

Die dritte Gruppe oder der dritte Bewerbertyp wäre so zu kennzeichnen: Sie sind sehr unsicher im Verfahren, sie wissen, daß sie irgendwie Punkte gewinnen müssen, um in den Kreis der zu berücksichtigenden Kandidaten zu gehören, aber sie sind nicht so geschickt. Sie durchschauen nicht so genau, wie eine Bürokratie läuft. Sie haben größere Schwierigkeiten, sich auszumalen, wie eigentlich der Adoptionsvermittlungsprozeß aus der Perspektive der Vermittlerin aussieht, worauf es eigentlich ankommt, was sie sagen dürfen und was sie nicht sagen dürfen. Ganz grob möchte

ich jetzt mal sagen - da gibt's wieder viele Ausnahmen -, daß eine Reihe von Bewerbern der unteren Mittelschicht diesem Typ zuzurechnen sind.

Bei diesen drei Typen läßt sich im einzelnen verfolgen, wie die Vermittlung ausgesehen hat. Hier ist ganz deutlich: Je nach der **Schichtzugehörigkeit** wächst der Verfahrenserfolg. Die Vertreter der oberen Mittelschicht haben einen größeren Anteil als die der unteren Mittelschicht. Dieses Ergebnis beruht auf den Listeneintragungen von 1976. Das ist absolut kein **neues** Ergebnis, das möchte ich überhaupt nicht als Ergebnis meiner Untersuchung herausstellen, denn das können Sie in vielen anderen Arbeiten lesen. Das können Sie wahrscheinlich seit mehreren Jahrzehnten lesen, daß in die Adoptionspraxis die Schichtzugehörigkeit als ganz entscheidender Faktor hineinspielt. Hier ist nun doch das **Merkwürdige**: Es gibt nur wenige Adoptionsvermittlerinnen, die zugestehen, daß so etwas bei ihren Handlungsweisen eine Rolle spielt. Manchmal können sie sich erinnern, daß es früher mal so etwas gegeben hat, oder sie erinnern sich, daß bei Kollegen so etwas mal vorgekommen ist, **aber** im Grunde wird hier nach den Gesprächen, die ich hatte, sehr schnell eine Distanzierung vorgenommen. Also man betrachtet dies nicht als das eigene Problem. Ich denke, diese Schichtenprivilegierung nimmt sehr **subtile** Formen an. Die Art, wie man eine verbale Kommunikation gestalten kann, die angenehme Atmosphäre, wenn mit Offenheit gearbeitet wird, das alles trägt dazu bei. Die Formulierung ist wahrscheinlich angebracht, daß sich manches hinter dem Rücken der Adoptionsvermittlerin oder des Adoptionsvermittlers abspielt.

Ein Ergebnis meiner Untersuchung ist aber nun, daß nicht nur der **Verfahrenserfolg** anders aussieht, wenn es sich um Bewerber der oberen Schichten handelt, sondern daß auch das Kind selbst sehr unterschiedlich sein kann. Wenn man einmal die "Wertbestimmung" ansetzt, von der ich eben gesprochen habe - der Wert ist **umso** höher, je kleiner das Kind ist, je gesünder es ist, je heller seine Hautfarbe ist oder wenn es eine Herkunft aufweist, die auch noch sozial akzeptabel erscheint, wenn es physisch und psychisch gut entwickelt ist - dann zeigt sich, daß der "Wert" des Kindes auf den der Bewerber bezogen wird. **Anhand** der gerade genannten Dimensionen habe ich angefangen, einen Index zu bauen. Mit aller Vorsicht möchte ich hier nur sagen, daß die Wertbestimmung der Bewerber - gemessen an ihrer Schichtzugehörigkeit - korreliert mit dem Wert des Kindes, **d.h.** es kommt sehr viel häufiger vor, daß der Säugling, der dem idealen Säugling am nächsten kommt, in die obere Mittelschicht als in die untere Mittelschicht vermittelt wird. Immer gibt's Ausnahmen, auch bei diesen 30 Fällen. Aber das **konnte** nun auch statistisch als gesichert

nachgewiesen werden, daß die Bewerber der oberen Mittelschicht nicht nur die Möglichkeit haben, ihre Kinderlosigkeit dadurch zu heilen, daß sie erfolgreich sind im Verfahren. Vielmehr können sie sich auch mit einem Kind in der Weise heilen, daß der Anfang des Familienlebens mit dem Lebensanfang des Kindes zusammenfällt. Das heißt auch, daß all die Probleme, über die ich heute'morgen gesprochen habe - Überwindung der Fremdheit des Kindes -, entfallen. Es gibt sicher sehr unterschiedliche Möglichkeiten zu bewerten, warum Bewerber der mittleren oder oberen Mittelschicht bevorzugt werden, wie man ihre Sozialisationsfähigkeit einschätzt, welchen Stellenwert es auch hat, wenn Bewerber materiell gesichert sind - ich denke auch, daß für Sozialarbeiter die materielle Sicherung der Familie verständlicherweise einen hohen Wert hat. All diese Faktoren spielen zusammen. Auf der anderen Seite muß man aber auch folgendes sehen: Wenn Adoptionsvermittler dazu kommen, die **Adoptions-**eignung eines Ehepaares aus der oberen Mittelschicht höher einzustufen als die eines Ehepaares aus der unteren Mittelschicht, dann fragt es sich allerdings, ob diese Bewerber den Säugling bekommen sollen, der dem Normalitätsmuster am nächsten kommt, oder ob man nicht diesen Bewerbern auch eine schwierige Aufgabe zumuten kann. Das ist jetzt so eine Frage an Sie. Ich denke, eine **Ungerechtigkeit** steckt in dieser Art von Verteilung, und sie steckt ganz bestimmt in dieser Verteilung, wenn auch noch die obere Mittelschicht den "besonders kostbaren Säugling" bekommt.

Nun möchte ich aus meiner eigenen Untersuchung ein Kriterium der Selektion anführen, das ich Ihnen **sehr** ans Herz **legen** möchte. Das wäre der Punkt, daß Sie sich die Bewerber auch daraufhin ansehen, wieweit sie bereit sind, sich auf ein Familienleben mit doppelter Elternschaft einzulassen. **Dies** wäre in diesem komplizierten Selektionsprozeß noch ein weiteres Kriterium. Ich denke, schon zu Beginn des Bewerbungsverfahrens ist es wichtig, daß Sie den Bewerbern, die ja zunächst nur jahrelang an die eigene, an **die** biologisch zu gründende Familie gedacht haben, **klarmachen**, was **Adoptivfamilienleben** ist. Es sieht nicht so aus, daß sie ein Kind bekommen und nun vom Inventar her die komplette Familie darstellen und daß nun alles so ist wie in der biologisch gegründeten Familie. Sie sollten den Adoptionbewerbern eine Orientierung darüber bieten, daß höchstwahrscheinlich ihr Kind sich eines Tages für seine leiblichen Eltern interessieren wird. Sie sollten mit ihnen durcharbeiten, daß dies ein natürliches Interesse des Kindes ist und daß es nichts mit dem Scheitern ihrer Beziehung zum Kind zu tun hat. Sie sollten sie von diesen ganzen Skrupeln

befreien. Das wäre eigentlich ein Punkt, der am Anfang des **Vermittlungs-**verfahrens stehen sollte. Sie könnten bei den Erfahrungen der Bewerber selbst ansetzen. Sie könnten **darauf** eingehen, daß die Bewerber selbst im allgemeinen eine große Trauer durchgemacht haben, als sie einsehen mußten, daß sie selbst keine Familie mit biologischer Zusammengehörigkeit gründen könnten. Sie sollten dann **daran** erinnern, daß es für die Bewerber auch einiges bedeutet hat, von ihrem Plan der verwandtschaftlich verbundenen Familie Abstand **zu** nehmen und sich zu der Familie hin zu orientieren, die nicht durch verwandtschaftliche Bindungen zustande gekommen ist. Sie könnten ihnen von daher klarmachen, daß es für ihr Kind eines Tages genauso wichtig sein wird zu wissen, wer durch die verwandtschaftliche Linie zu ihnen gehört, und daß das Kind über die durchbrochene Linie traurig sein wird. Ich habe mich sehr in meiner Arbeit bemüht, die *Parallelität* herauszustellen: die Trauer der Adoptiveltern über die nicht zustande kommende biologische Bindung zu einem Kind und die Trauer des Kindes oder des jungen Adoptierten über die unterbrochene Bindung. Die Linie der Genealogie hat für Adoptierte eine Lücke, eine Lücke, bei der sie nicht wissen, wie sie eigentlich aussieht. Ich könnte mir als Anfang der Orientierungsarbeit in der Adoptionsvermittlung vorstellen, daß Sie mit den Bewerbern an diesen Fragen der Verwandtschaft arbeiten. Sie wissen ja auch aus psychoanalytischen Arbeiten, daß es sehr wichtig ist, daß Adoptionsbewerber zunächst einmal mit ihrer Trauer über die nichtbiologische Familiengründung fertig zu werden lernen. Sie sollten sich nicht sofort bei dem ersten Hinweis, die natürliche Familiengründung werde nicht gelingen, auf die Adoption umorientieren, sondern sie sollten an ihrer Trauer arbeiten. Ich denke, man könnte diese Trauerarbeit verbinden mit einer Vorwegnahme dessen, was **bei** dem Adoptivkind später passieren wird.

Im Zuge Ihrer Informationsarbeit über Familienleben mit doppelter Elternschaft könnte ein Thema besonders wichtig werden, das in symbolisch sehr komprimierter Form diese andere, diese doppelte Elternschaft zum Ausdruck bringt, nämlich das Thema "Namensgebung". Ich könnte mir vorstellen, daß so etwas auch schon am Anfang des Adoptionsvermittlungsprozesses anzusprechen wäre, nicht erst, wenn ein bestimmtes Angebot gemacht werden kann von Ihrer Seite. Adoptiveltern gehen **im** allgemeinen davon aus, **daß** sie wie selbstverständlich den Namen ihres Kindes verändern können, daß sie so etwas wie ein elementares Elternrecht praktizieren können und das Kind, das Markus heißt, eben von heute auf morgen **Stefan** nennen können. Auch, wenn der Gesetzgeber mit

dem neuen Adoptionsrecht gewisse Erschwerungen vorgesehen hat, wird der Namenswechsel doch ständig praktiziert. Der Name eines Menschen ist einmal verglichen worden mit einem Kontinuitätsfaden, der sich durch sein Leben zieht. Wo auch immer dieser Mensch in seinem Leben steht, der Name verbindet ihn mit **seinem** Ausgang, er verbindet ihn mit seinen Eltern, die ihm diesen Namen **gegeben** haben. Wenn Adoptiveltern nun ihr Kind benennen, so wie biologische Eltern ihr Kind **benennen**, dann ist es nicht die erste Benennung, sondern sie zerschneiden den **Kontinuitätsfaden**, sie zerschneiden das Band, das das Kind noch mit seinen leiblichen Eltern verbinden könnte. Ich denke, darüber sollte man mit ihnen sprechen und ihnen klar machen, daß es für ihr Kind später eine Belastung sein kann, wenn der Name, den die leiblichen Eltern ausgesucht haben, abgeschafft worden ist. Ich erlebe gerade in Hamburg einen Fall von einer jungen Adoptierten, die sich sehr darum bemüht, den Namen, den ihre leibliche Mutter ihr ursprünglich gegeben hat, dem von den Adoptiveltern ausgesuchten Namen hinzufügen zu dürfen. Ich denke, diese Kombination könnte in manchen Fällen eine gute Lösung sein, **zumal** das Kind sich dann später auch entscheiden kann, welchen Namen es betonen möchte. Aber dann ist noch nichts verbaut. Der doppelte Name bedeutet, daß Adoptiveltern es auch aushalten, daß im Namen ihres Kindes die leiblichen Eltern ein Stück widergespiegelt werden. Das ist auch ein Teil des Prozesses, Familienleben mit doppelter Elternschaft zu führen. Ich habe in meiner Untersuchung beobachtet, daß Adoptiveltern häufig überhaupt nicht in der Erzählung zum Thema machen, daß sie den Namen geändert haben, sondern es kommt - vor **allem** bei früh aufgenommenen Kindern - eher beiläufig zum Ausdruck. Es heißt: "Ja, und dann mußten da noch so Formalitäten **erledigt** werden, Namenswechsel usw." oder es heißt: "Ja, so und so hieß sie eigentlich vorher." Adoptiveltern haben oft nicht den Eindruck, daß sie eine Begründung für den Namenswechsel abgeben müssen, sondern es ist wie ein natürliches elementares Elternrecht. Es gibt zwei, drei Stellen in den Interviews, an denen deutlich wird, daß Adoptiveltern sich manchmal fragen: "Warum ändern wir den Namen eigentlich?" Aber dann kommen so banale Erklärungen wie: "So heißen schon so viele." Im allgemeinen würden Adoptiveltern eher dazu neigen zu sagen: "Es war ein ausgefallener Name, und wir wollten dem Kind ersparen, daß es dadurch gehänselt wird oder so etwas." "So heißen schon so viele" - das heißt, sie liegen mitten im Strom und könnten eigentlich ihr Kind auch mit dem Namen Stefan weiterleben lassen. Aber das eine Mal wird Stefan in Markus, das andere Mal Markus in Stefan verwandelt. Sie haben letztlich

keine Begründung. Einmal hieß es: "So heißt ein Hund, aber wenn Sie sich überlegen, welche Namen Hunde alle haben, bleiben nicht viele übrig, die Eltern also wirklich noch akzeptabel sein könnten. Ich denke, daß das so Verlegenheitserklärungen sind und daß im Grunde dahinter dieses enorme Bedürfnis steht, dem Kind den eigenen Stempel aufzudrücken. Es ist gar nicht so sehr der Name, sondern es ist der Akt des Benennens: Du kriegst jetzt meinen Stempel. Es ist der Wunsch, den Kontinuitätsfaden neu zu spinnen und sich selbst dann auch als Ausgangspunkt dieser Linie ins Blickfeld zu bringen.

Das Thema "Name" ist wahrscheinlich dasjenige, bei dem sich die Auseinandersetzung mit der doppelten Elternschaft am frühesten im Verfahren zur Sprache bringen läßt. Das andere Problem ist: Wie weit können Sie sich bemühen, möglichst detaillierte Informationen über die Herkunft des Kindes an die Adoptiveltern weiterzugeben, in der Sicherheit, daß diese Informationen für das Kind eines Tages von ungeheurem Wert sein werden? Ich denke, zu Ihrer Orientierungsarbeit sollte es gehören, den Eltern zu vermitteln, daß sie mit all den kleinen Informationen, die sie von Ihnen bekommen, eines Tages etwas machen werden, spätestens wenn das Kind zum Ausdruck bringt, daß es an diesen Informationen interessiert ist. Diese kleinen Informationen sollten nicht unterschätzt werden in ihrer Bedeutsamkeit für die Identitätsfindung des Kindes. Das heißt aber nicht, daß diese Informationen erst wichtig werden, wenn das Kind fünfzehn, sechzehn Jahre alt ist und die Phase eintritt, über die wir heute morgen schon einmal gesprochen haben, sondern für die Adoptiveltern kann es vom ersten Tag des Adoptivfamilienlebens an wichtig sein, diese Informationen zu haben, weil typischerweise in **Adoptivfamilien** in Problemsituationen der Blick immer zurückgewandt wird. Dann wird immer gefragt: "Was steckt eigentlich dahinter, wie hat sich das eigentlich aufgebaut, wo kommt diese **Aggressivität** her, wo kommt diese Verslossenheit her, was wissen wir über die Vorgeschichte des Kindes, was wissen wir auch über seine Eltern?" Wenn nun Adoptiveltern wenig Informationen haben über die gesamte Vorgeschichte, werden sie im luftleeren Raum hängen und sich ihre Bilder konstruieren. Es ist die Frage, ob diese Bilder dann so hilfreich sind, wie es eine Information wäre, die sie selbst in plausibler Weise an ihr Kind weitergeben können und hinter der sie auch stehen können. Das, was wir heute morgen schon kurz behandelt haben, ist wichtig: Dem Kind sollte die Information so gegeben werden, daß es die Möglichkeit zur Identifikation mit seinen leiblichen Eltern gewinnt. Sie **sollte** nicht mit all den Vorbehalten belastet sein; denn dies

vermittelt sich dem Kind sehr schnell. Das Kind wird so nicht zur Ruhe kommen. Es ist wichtig, daß die Adoptiveltern selbst sich mit der anderen Herkunft auseinandersetzen.

Ich weiß, daß gerade unter jüngeren Adoptionsvermittlern eine gewisse Tendenz besteht, die Akte als ein Instrument der **Etikettierung** zu betrachten, die Akte als eine Gefahrenquelle zu betrachten: Wenn jetzt Informationen über die leibliche Mutter festgehalten werden, dann sind sie für Jahrzehnte festgehalten, und das kann man doch der leiblichen Mutter nicht zumuten. Das ist alles richtig, daß eventuell in der Akte eine Information steht, die die leibliche Mutter etikettieren könnte, aber ich denke, wenn Sie jetzt mal vergleichen: Welcher Schaden wird der leiblichen Mutter zugefügt, und welcher Schaden entsteht für das Kind, wenn die Akte so spärlich geführt wird?, dann ist für mich eindeutig, daß zunächst einmal die Interessen des Kindes berücksichtigt werden müssen, weil für das Kind in seiner sich noch herausbildenden Persönlichkeitsentwicklung viel mehr auf dem Spiel steht. Ich meine, eine Akte, die **aufgrund** einer äußerst knappen Darstellung der Freigabe dem Vorwurf der **Stigmatisierung** entgeht, kann grausam sein, grausam für das Adoptivkind wie auch grausam für die Adoptiveltern, wenn sie für die Zeit des Adoptivfamilienlebens nicht die Möglichkeit haben, die Vergangenheit des Kindes zu rekonstruieren; sie können sich nicht bei bestimmten Problemsituationen ein Bild machen: "Aha, so hat sich das aufgeschichtet." Die Vergangenheit kann ja nicht einfach in der Adoption als Vergangenheit abgestreift werden, sondern die Vergangenheit ist lebendig, die Vergangenheit wirkt in die Gegenwart hinein. Gerade die unbekannte Vergangenheit absorbiert ungeheuer viel Kräfte, weil die Adoptiveltern und später auch das Kind ständig mit dem Thema beschäftigt sind: "Was war denn da?"*

• **Anmerkung der Herausgeber:** Zur Bedeutung der Aktenführung in diesem komplexen Beziehungsgeflecht (der "Adoptionstnangel") äußert sich die **Autorin** an anderer Stelle (Hoffmann-Riem 1989, S. 264 ff.) folgendermaßen:

"Die Voraussetzung für diese im Vermittlungsverfahren oder danach zu leistende Beratung ist die Erstellung einer Akte, die dem Ziel einer biographischen Rekonstruktion gerecht wird. Da der Rückgriff auf Informationen zum **Lebensanfang** des Kindes für die Entwicklung der Adoptivktern-Kind-Beziehung und damit für die **Persönlichkeitsentwicklung** des Kindes unerlässlich ist, wäre es eine falsche Argumentation **zugunsten** des Schutzes der in der Akte betroffenen Personen, wenn die Akte nur noch ein dürres Gerüst von Informationen zu Ort und Zeit der Geburt, den Eltern und sonstigen **Betreuungspersonen** wäre. Die Akte muß so angelegt werden, **daß** sie die leiblichen Eltern als Handelnde in einer (im allgemeinen) schwierigen **Lebenssituation** ausweist, mit ihren Beweggründen für die Adoption, vielleicht ihrem **Zögern** und ihrer Trauer. Detaillierte Informationen, die die leiblichen Eltern als handelnde Personen **rekonstruierbar** machen, können die Belastungen des Adoptivfamilien-

lebens reduzieren, denn ein Kind kann in seiner Suche nach Klärung des eigenen Ursprungs nur zur Ruhe kommen, wenn seine leiblichen Eltern nicht schemenhaft bleiben. Eine dürftige Akte kann grausam sein, **wenn** sie dazu beiträgt, einen Menschen von seiner Geschichte **abzuschneiden**. Welches Umdenken in der Adoptionsvermittlung erforderlich wird, wenn eine Akte der Situation der abgebenden Eltern gerecht werden soll, lassen kritische Darstellungen der **Freiwilligkeitsherstellung** bei der Übergabe eines Kindes erahnen (Napp-Peters 1978; Swienteii 1986). ... Der leiblichen **Mutter/den** leiblichen Eltern sollte im Verfahren das Recht zugesichert werden, sich nach ihrem Kind zu erkundigen und nicht mit allgemeinen Beruhigungen ("Dem Kind geht es gut", "Es ist alles in Ordnung", Swientek 1986) abgespeist zu werden. Bei einer Nachfrage der leiblichen Eltern sollte die **Adoptions-**vermittlung die Adoptiveltern um die Informationen bitten, von denen sie selbst meinen, sie könnten den leiblichen Eltern ihres Kindes in ihrer **Getrenntheit** vom eigenen Kind gut tun. Die leiblichen Eltern sollten die Möglichkeit haben, eine Botschaft an die Adoptiveltern oder ihr Kind zur Akte zu geben - Briefe, Gedichte und **Photos** bekunden, wie vor allem leibliche Mütter mit ihrem Kind - vermittelt über das Jugendamt und die Adoptiveltern - behutsam kommunizieren möchten. Auch der umgekehrte Weg sollte begangen werden: Adoptiveltern sollten noch im Verfahren darum gebeten werden, von **Zeit** zu Zeit eine Botschaft für die leiblichen Eltern zusammenzustellen, die über das Jugendamt - direkt oder bei Nachfrage - an sie weitergeleitet wird.

Eine derartige anhaltende Vermittlungsarbeit der Adoptionsvermittlung erfordert die Fortführung der Akte (einschließlich **Adressenänderungen**). Die Akte kann ebensowenig geschlossen werden, wie leibliche Eltern nicht durch Adoptiveltern ersetzt werden können. Alle Beteiligten der **Adoptionstriangel** müssen die doppelte Elternschaft in einem langen **Prozeß** bewältigen. Die fortgeschriebene Akte ist ein **unverzichtbares** Medium **für** das Gelingen dieses Prozesses, solange nicht die offene Adoption zum Normalfall geworden ist."

Es kann sein, daß der Bedarf nach Information sich bereits kurz nach Aufnahme des Kindes bemerkbar macht. Ich hatte dazu ein Beispiel von einer problematisch verlaufenden Schwangerschaft. Das Kind sah ungesund aus, aber die Adoptivmutter sagte, sie sei trotzdem stolz zum Kinderarzt gegangen, stolz, daß sie nun das zweite Kind gehabt habe, und da habe der gesagt: "Wie sieht denn der aus, können Sie den nicht umtauschen?" Und dann kam diese Frage für die Adoptiveltern: Was hat sich denn in der Schwangerschaft abgespielt? Dann fing diese Adoptivmutter an, sich ihr Bild zu machen - sie wußte nur, die leibliche Mutter hat in einer Gaststätte gearbeitet. Sie entwarf ein Bild von der Typik dieser Frauen: "Ja, das ist ja dann so, die nehmen **darauf** keine Rücksicht, daß sie schwanger sind, und die essen dann falsch und, was weiß ich, rauchen." So baute sie sich ihr Bild auf, und dann sagte der Vater: "Ja, aber toll finde ich eigentlich: Die Frau hat während der Schwangerschaft mal einen Unfall gehabt, und da hätte sie eigentlich bei der Behandlung später eine Narkose gebraucht. Aber sie hat gesagt, sie **wollte** diese Narkose nicht mit Rücksicht auf ihr Kind." Die Adoptivmutter hat, obwohl sie wußte: da war auch die gute Mutter, die einiges für ihr Kind getan hat, sich trotzdem in

diese ganze Konstruktion einer Typik der abgebenden Mutter hineinge-steigert. Das scheint in vielen **Fällen** zu passieren, daß man den Blick in einem Zeitpunkt zurücklenkt, wo ein Problem vorliegt, in diesem Fall das Problem der physischen Entwicklung des Kindes.

Ein anderes Ehepaar hatte ein Kind mit **einem** Jahr aufgenommen, ein Kind, das schon **Mißhandlungen** erfahren hatte, das durch viele Hände gegangen war und das zunächst ununterbrochen geschrien hatte. Nun wußten die Adoptiveltern auch nicht, wie es dazu gekommen war, daß dieses Kind derartig von Angst geplagt wurde, da sie so wenig Informationen hatten. Sie wußten nur, da sind verschiedene Personen gewesen, da sind Mißhandlungen gewesen, der Mutter ist das Sorgerecht entzogen worden. Sie haben angefangen, sich in Phantasien hineinzusteigern. Das einzige, was sie hatten, waren die Narben am Körper ihres Kindes. Anhand dieser Narben haben sie versucht zu rekonstruieren, was da alles gewesen ist: "Aha, da war ein Haustier und diese Narbe stammt wahrscheinlich von diesem Tier, und man kann auch sehen, die Narbe ist geklammert worden, **d.h.** also, das Kind hat Kontakt zu diesen Menschen im weißen Kittel gehabt. Damit hängt es vielleicht zusammen, daß es so hysterisch reagiert, wenn es einen aus dieser Gruppe sieht" - das Kind mußte wegen der Vaterschaftsbestimmung häufig zum Arzt und hat dann ungeheuer geschrien. Dann malten sich die Eltern aus, daß es etwas wiederbelebt aus diesen früheren schmerzhaften Erfahrungen. Aber Sie können sich vorstellen, daß das ein ungeheuer mühsamer Anfang von Familienleben ist.

Wenn Sie das jetzt mal vergleichen mit der biologisch begründeten Familie, die mit der Geburt des Kindes, mit der Schwangerschaft, von Anfang an auch über die Geschichte des Kindes verfügt, können Sie einen enormen Unterschied erkennen. Ich denke, die Adoptionsvermittlung sollte ihr Äußerstes tun, um den Adoptiveltern die Rekonstruktion der Vergangenheit zu ermöglichen, und zwar die Rekonstruktion einer Vergangenheit, die ja noch wirksam ist. Es ist eben nicht so, daß mit der Übergabe des Kindes ein **neues** Leben anfängt, sondern wie Sie alle wissen, geht das alte Leben in vielfacher Weise weiter, die Symptome des Kindes werden nicht von heute auf morgen überwunden. Da liegt eine lange Geschichte, und Sie sollten den Adoptiveltern helfen, mit dieser Geschichte fertig zu werden.

Nun dies vielleicht jetzt nur als Abschluß: Viele Informationen werden Sie erst geben können, wenn Sie den Adoptionsbewerbern sagen können: "**Wir** haben ein Kind für Sie, hier ist ein konkretes Angebot." Aber auch

hier müssen Sie sich jetzt überlegen, an welcher Stelle im Verfahren Sie die Information über die Herkunft des Kindes **plazieren**. In Hamburg ist es so gelaufen, daß die Bewerber informiert werden, typischerweise telefonisch, dann in die Adoptionsvermittlung eilen, wo ihnen gesagt wird: "Ja, über die Mutter wissen wir das und über den Vater das, und Sie können sich jetzt sofort das Kind ansehen." In dieser Situation, wenn die Bewerber also schon völlig mit ihren Gedanken bei dem Kind sind, sich damit beschäftigen: Werden sie dieses Kind akzeptieren können; wird der Funke überspringen?, ist die Plazierung der Information einfach **zum** Scheitern verurteilt. Denn die zukünftigen Adoptiveltern nehmen das auf, aber sie sind in Gedanken ganz irgendwo anders. Sie sollten sich überlegen, wo diese Information im Verfahren angebracht werden sollte. Sicher ist es gut, wenn die Adoptionsbewerber, bevor sie das Kind sehen, einiges über seine Herkunft wissen, aber es muß eine zweite, dritte oder vierte Situation geben **im** Verfahren, wo über diese Herkunft **geredet wird**. Auch wenn das Kind aufgenommen ist, ist es wichtig, das Thema wieder anzusprechen, um zu verhindern, daß mit dem Gefühl "es ist alles wie in einer **normalen** Familie" die falsche Weichenstellung einsetzt. Deshalb also meine Bitte, daß Sie bei Ihrer weiteren **schwierigen** Auswahlarbeit diese eine Linie mit im Blickfeld haben, nämlich einzuschätzen, wie Adoptiveltern mit der doppelten Elternschaft umgehen **werden**. Ich denke, daß diese Linie über den Erfolg eines Adoptionsverhältnisses ungeheuer viel zum Ausdruck bringen kann.

Literatur

Hoffmann-Riem, Christa, Die Vermittlungsarbeit im Adoptionswesen, in: Jürgen Blandow, Josef Faltermeier (Hg.), *Erziehungshilfen in der Bundesrepublik Deutschland. Stand und Entwicklungen*, Frankfurt/Main 1989, S. 259-267

Napp-Peters, Anneke, *Das alleinstehende Kind und seine Familien. Geschichte, Rechtsprobleme und Vermittlungspraxis*, Neuwied und Darmstadt 1978

Swientek, Chnstine, *Die "abgebende Mutter" im Adoptionsverfahren*, Bielefeld 1986

III. Der Verlust von Natur und "Natürlichkeit" am Beispiel von Zeugung und Schwangerschaft

Elternschaft ohne Verwandtschaft: Adoption, Stiefbeziehung und heterologe Insemination

1. *Neue Familientypen und ihre sprachliche Abbildung*

Noch macht es Schwierigkeiten, die in den letzten Jahren entstandenen neuen Formen familialen Zusammenlebens auf ihren Begriff zu bringen (vgl. auch Clason 1989). Die Befangenheit im Normaltypusdenken scheint dazu zu führen, daß neue Familienkonstellationen immer noch häufig eher durch **mühsame Umschreibungen** der verwandtschaftlichen und **rechtlichen Beziehungen** eingefangen werden, als daß eindeutige sprachliche Korrelate **geschaffen** wären, die die "Abweichung" vom Typ der Kernfamilie in nicht diskriminierender Weise reflektieren könnten. Nicht die Faktizität des **Wandels** allein scheint den Prozeß der sozialen Benennung in Gang zu setzen; auch der Grad **der** gesellschaftlichen Normalisierung alternativer Lebensformen entscheidet darüber, ob sprachliche Normalität erreicht wird. Das gegenwärtig zu **beobachtende** Auseinanderklaffen von sozialer und sprachlicher Entwicklung möchte ich an ein paar Beispielen verdeutlichen.

Der Elternbegriff ist in **den** Sog der familialen Veränderungen geraten. Während das Mittelalter - z.B. **im** Frühneuhochdeutsch - **die** Singularform "Elter" **gekannt** hatte (**Grimm/Grimm** 1862, S. 418), ging die weitere Sprachentwicklung dahin, "Eltern" als Paarbegriff zu verwenden, als Referenz auf eine Einheit **zweier** Menschen in Relation zu ihren Kindern. Zwar hat es zu **allen** Zeiten Beispiele dafür gegeben, daß sich diese Einheit auf die biologische Elternschaft beschränkte (Illegitimität) oder daß sich die biologisch-soziale Elternschaft auflöste (Tod, Verlassen der Familie). Erst das 20. Jahrhundert hat jedoch die von Menschen gewollte

Aufspaltung biologisch-sozialer Elternschaft zu einem quantitativ bedeutsamen Phänomen werden lassen.

Die Fragmentierung von Elternschaft betrifft vorerst in erster Linie die soziale Elternschaft, sei es, daß sie nie von den biologischen Eltern gemeinsam praktiziert wird (alleinerziehende Mütter oder Väter, Adoption, heterologe Insemination), daß ihre gemeinsame Wahrnehmung beendet (Scheidung, Adoption) und vielleicht in Formen getrennter elterlicher Verantwortung überführt wird oder daß die soziale Elternschaft weiteren Personen zugeteilt wird (Wiederverheiratung und Stiefelternbeziehung). Im Zuge der neuen Reproduktionstechnologien zeichnet sich jedoch bereits die Möglichkeit ab, auch die biologische Elternschaft aufzuspalten: Der Zugriff auf das Ei in der extrakorporalen Befruchtung (In-vitro-Fertilisation, "Retortenbaby") hat seine in der Logik der technologischen Entwicklung konsequente Fortsetzung gefunden, dadurch daß das befruchtete Ei nicht in den Uterus der "Eispenderin" zurückgeführt werden muß, sondern auch einer anderen Frau transferiert werden kann. So entsteht ein in der Menschheitsgeschichte **neues** Phänomen, geteilte biologische Mutterschaft.

Den verschiedenen Spaltungen am Kern der Familie wird der Elternbegriff als Pluralform nicht mehr gerecht. Die deutsche Sprachlehre weist inzwischen • wieder • die Möglichkeit des Singulargebrauchs "Elter" aus, wenn auch nur in der eingeschränkten Bedeutung von "naturwissenschaftlich und statistisch für: ein Elternteil" (**Duden**). Nachdem vor allem die Entwicklung in der Biologie den Anstoß zur begrifflichen Teilung der "Parentalgeneration" ausgelöst hat, scheint es mir sinnvoll, die Entwicklung hin zu fragmentierter Elternschaft sprachlich einzuholen: Die Singularisierung des Begriffs kommt nicht mehr nur allein den sprachlichen Erfordernissen in naturwissenschaftlich-statistischen, sondern auch in sozialwissenschaftlichen Kontexten entgegen (vgl. auch Clason 1989).

"Elter" hätte gegenüber "Elternteil" zudem den Vorteil einer sprachlichen Vereinfachung, die auch komplexe Familienkonstellationen noch eher benennbar macht. Mag es noch sinnvoll sein, bei der Scheidung von den **beiden** "Elternteilen" zu sprechen, dürften sich die Anforderungen an das sprachliche Abbilden der Realität wenige Jahre später erhöht haben, wenn vielleicht beide Partner mit oder ohne Heirat mit neuen Partnern zusammenleben und dadurch zwei Stiefelternteile hinzugetreten sind (die wiederum zu unterscheiden wären nach "Alltags-" und "Wochenendstiefelternteil", **z.B.** Moinet 1987, S. 15). Mit der Erweiterung der Elternkette verliert die Teil-Ganzes-Relation ihre Konturen; der Tendenz zur Verselbständigung

der Teile könnte mit der Singularisierung des Elternbegriffs entsprochen werden.

Schwierigkeiten bereitet es auch, die mit der Fragmentierung von Elternschaft entstehenden Familien auf den Begriff zu bringen. Anders als die Konstituierung einer Familie durch die Geburt des gemeinsamen Kindes erfordert die Konstruktion einer Familie als Abweichung von der Kernfamilie eine Benennung, solange im Alltagsverständnis wie auch in der wissenschaftlichen Betrachtung der Familie Verwandtschaft als **Orientierungsgröße** wirksam ist. Während in der Adoptivfamilie die verwandtschaftlichen und rechtlichen Beziehungen **beider** Eltern zum Kind übereinstimmen, sind andere Formen konstruierter Familien durch eine **Asymmetrie** der Mutter-Kind- und Vater-Kind-Dyade gekennzeichnet. Wählt man die Abweichung von der Kernfamilie zum Kriterium der terminologischen Differenzierung, entsteht die Gefahr, daß die partielle Differenz einer Familie gegenüber dem familialen Normalfall zu ihrem generellen Nenner erhoben wird, wie zum Beispiel im Begriff der Stieffamilie.¹ Mit der quantitativen Ausweitung dieser Familie kann neuerdings als ein Element von Normalisierungsstrategien beobachtet werden, daß den konnotativen Belastungen **des** Begriffs "Stieffamilie" durch die **Neuschöpfung** "Zweitfamilie" (z.B. Giesecke 1987, S. 10) entgegengearbeitet wird. Hingegen **bleibt** bisher die aus heterologer Insemination hervorgegangene Familie **namenlos**, jedenfalls in der Alltagssprache. Geheimhaltung und semantisches Vakuum **spiegeln** die noch nicht erreichte Normalisierung, während die Fachsprache das Phänomen durch einen dem technischen Konstruktionsakt **entsprechenden** Terminus einzufangen versucht ("**Inseminationsfamilie**", z.B. Delaisi de Parseval/Janaud 1986; "AID-Familie" = **Artificial** Insemination by Donor-Family, z.B. Snowden et al. 1983).

Der Prozeß sprachökonomischer Begriffsbildung wird fortschreiten und heute noch gebräuchliche mühsame Umschreibungen obsolet machen. Spaltungen am Kern der Familie werden sozusagen sprachlich eingeschmolzen werden. Der Wandel des Kerns **bzw.** die weitere **familiale** Geschichte der beiden Kernelemente spiegelt sich neuerdings in der "Zwei-Kern-Familie" ("**binuclear family**", Ahrons 1979), dem Begriff für

¹ Es gibt eine Vielzahl sprachlicher Darstellungen, die das Spezifikum der Stieffamilie z.B. aufgrund der Pluralform des Elternbegriffs überbetonen: mehr als eine Million Kinder "lebt bei Stiefeltern" oder "lebt im Haushalt von Stiefeltern", Schwarz 1984, S. 3. Zur auch unter therapeutischem Aspekt bewußt gewählten "Stieffamilie" vgl. Krähenbühl et al. (1986, S. 170 f.)

jene neue Verwandtschaftsform, in der biologisch-soziale Elternschaft unabhängig von einem gemeinsamen Haushalt in einem gewissen Umfang praktiziert wird.

Ich werde im folgenden zunächst einen Überblick über die quantitative Entwicklung der drei Konstruktionstypen von Familie geben. Danach werde ich der Frage nachgehen, wie jeder Familientyp seine **Andersartigkeit** nach außen und gegenüber dem Kind verarbeitet, ob er sie zu erkennen gibt oder verschweigt. Schließlich möchte ich die strukturelle Besonderheit eines jeden Familientyps dadurch herausarbeiten, daß ich die Fragmentierung biologisch-sozialer und sozialer Elternschaft in ihren Konsequenzen für Partnerschaft und elterliche Zuständigkeit darstelle und die gegenüber der Kernfamilie erhöhte Komplexität eines Familienlebens mit erweiterter Elternkette nachzeichne.

2. Die Adoptivfamilie, die Stieffamilie und die Familie aus heterologer Insemination in quantitativer Darstellung

Die von **René König** seit vielen Jahren betonte Pluralität von Familienformen (1969, S. 212) hat sich in unserer Gesellschaft in ihren **Entstehungsbedingungen** verändert. Während sich die Kernfamilie in der Bundesrepublik in den 50er und 60er Jahren in ungewöhnlich prägnanter Weise als **familiales** Normalitätsmuster hatte behaupten können (Nave-Herz 1988, S. 89; für die USA: Furstenberg 1987b, S. 42), traten in der Folgezeit aufgrund eines veränderten Wertklimas alternative Familienformen ins Blickfeld. Die Konstruktion einer Familie über das Kind oder den Partner fügte sich mehr oder weniger gut in die erweiterte Bandbreite des Normalen ein, und so kam es zu einer gesteigerten Verbreitung aller drei Typen konstruierter Familien.

Die wachsende gesellschaftliche Akzeptabilität ging im Fall der **Adoptiv-** und der **Stieffamilie** einher mit einer familieninternen **Neudefinition** von Beziehungsstrukturen; d.h. die **beiden** Jahrtausende alten Institutionen gewannen im Zuge allgemein gewandelter Wertorientierungen neue Konturen. Zum Beispiel ist die Stieffamilie nicht mehr - wie noch **im** vorigen Jahrhundert - weitgehend gleichzusetzen mit der auf **Verwitwung** folgenden "Wiedervere~ollständigung"(König 1969, S. 256), und die Adoptivfamilie bildet sich nicht **mehr** primär zur Sicherung des Erben und zur Fortführung des Namens (Napp-Peters 1978, S. 35). In beiden Fällen spiegelt der Konstruktionsakt **heute** weniger die Antwort auf sozial normierte **Erwar-**

tungen. Er geht **vielmehr** stärker als in der Vergangenheit aus **Handlungs-**entscheidungen hervor, **bei** denen die persönlichen Entfaltungsspielräume der Beteiligten ein größeres Gewicht erhalten als zu Zeiten der Vorherrschaft von Versorgungszwängen - mögen diese auch nach wie vor bei **der** Gründung mancher Sticffamilie existieren (**Krähenbühl** et al. 1986, S. 31; **Visher/Visher** 1987, S. 53, 63).

Die Verwirklichung persönlicher Interessen über familiäre **Beziehungs-**strukturen - das Kind oder der Partner für **mich/für** uns - ist nun aber auch die Basis für die Entstehung einer Familie aus heterologer Insemination. Die drei nebeneinander und neben anderen Familienformen stehenden Konstruktionstypen spiegeln jeder für sich die Bewertung von Familie heute. Sie bringen mit unterschiedlichen Mitteln zum Ausdruck, welchen **Stellenwert** Kind und Partner im eigenen Biographieentwurf besitzen.

Die Konstruktion einer Familie über das Kind ist überwiegend (Adoption) **oder** ausschließlich (heterologe Insemination) **darauf** zurückzuführen, daß die Natur das gemeinsame Kind des Paares versagt hat. Etwa 20% der Ehen bleiben in unserer Gesellschaft kinderlos (vgl. **Nave-Herz/Oßwald** 1989). Die Adoption als Lösung der als Problem empfundenen Kinderlosigkeit macht nach wie vor ein **Vielfaches** der über heterologe Insemination angestrebten Familiengründung aus. Die Zahl der **Fremd-**adoptionen **betrug** 1963 etwa 4.000 Kinder; sie stieg in den folgenden Jahren kontinuierlich bis auf mehr als 7.000 Kinder im Jahre 1978 an (Hoffmann-Riem 1984, S. 306) und sank seitdem recht drastisch auf 4.103 im Jahre 1985.² Ihr Rückgang ist jedoch in erster Linie auf die rückläufige Zahl **der** vermittelbaren Kinder zurückzuführen, nicht jedoch auf ein nachlassendes Interesse an einem Adoptivkind. Die "Nachfrage" übersteigt das "Angebot" immer noch erheblich. Die wegen Mehrfachbewerbungen schwer zu schätzende Zahl der Bewerber ist von 2.434 **im** Jahre 1950 rapide auf 20.282 im Jahre 1980 gestiegen (Hoffmann-Riem 1984, S. 308) und hat sich seitdem dort **stabilisiert**.³

Die Schwierigkeiten des bürokratischen Zugangs zur Familiengründung - vielfach als degradierend erfahrene Tests der eigenen "Elternwürdigkeit", lange Wartezeiten und ein prinzipiell offener Verfahrensausgang - sind

² Statistisches Bundesamt. Mitteilung für die Presse vom 23.6.1987.

³ Statistisches Bundesamt. Fachserie 13, Reihe 6.1, 1987, mit eigenen Umrechnungen zum Schätzwert der Fremdadoptionen entsprechend Hoffmann-Riem 1984, S. 308.

nicht der einzige Grund dafür, daß sich manche potentiellen **Adoptions-**bewerber nach einer Alternative umsehen. Die Weiterentwicklung der Reproduktionstechnologien hat die Möglichkeit geschaffen, über In-vitro-Fertilisation das eigene **oder** über heterologe Insemination das halb-eigene Kind anzustreben. Während der erstmals 1978 praktizierten extrakorporalen Befruchtung nach wie vor enge Grenzen gesetzt sind - bis 1987 wurden in der Bundesrepublik etwa 500 Kinder geboren (**Hirsch/Eberbach** 1987, S. 112) und weltweit mehr als **3.000⁴** -, ist die heterologe Insemination seit Beginn der **70er** Jahre verstärkt als Möglichkeit der Familiengründung ins Blickfeld getreten.⁵ 1983 schätzte man, daß in der Bundesrepublik **500-1.000** Kinder mit Spermiesamen gezeugt wurden (**Hölscher** 1986, S. 3). Seitdem soll jedoch die heterologe Insemination wieder in den Hintergrund getreten sein, nachdem eine Entscheidung des Bundesgerichtshofs den Samenspende unter bestimmten Bedingungen **zum Unterhalt** des von ihm gezeugten Kindes verpflichtet hat (**Stark** 1986, S. 25). **Wie intensiv** auch immer die Reproduktionstechnologien das Interesse an **einem** Adoptivkind bisher verändert haben, in jedem Fall stellt sich die **Adoptionsver-**mittlung langfristig auf Veränderungen ihrer Klientel ein. **Der** in unserer Gesellschaft relativ niedrige Anteil von Adoptivkindern an der Zahl der Minderjährigen - etwa **0,6%** (**Hoffmann-Riem** 1984, S. 307) gegenüber **z.B.** etwa **4%** in den USA (**Bonham** 1977, S. 297) - könnte sinken.

Die Zunahme von Geburten mit Hilfe der Fertilitätstechnologien dürfte für die Familiensoziologie auf längere Sicht weniger unter dem Aspekt der quantitativen Umformung von Eltern-Kind-Beziehungen beachtenswert sein als vielmehr als Indikator eines gewandelten Konzepts von Elternschaft: Sexualität und Zeugung werden entkoppelt (**Amendt** 1986, S. 25 ff.;

⁴ Auf dem **4.** Weltkongreß für In-vitro-Fertilisation und Embryotransfer in **Mel-**bourne **1985** wurde mitgeteilt, daß **aufgrund** von mehr als **26.000** **Follikelpunk-**tionen (**bei** einer Embryotransferrate von **73%**) mehr als **3.700** **Schwangerschaf-**ten ausgelöst wurden (Schwangerschaftsrate von **14%**; **Diedrich et al.** **1987**, S. **612**). Da die von der Universitäts-Frauenklinik in **Bonn** ausgewiesenen Zahlen **zeigen**, daß etwa **60%** ihrer **IvF-Schwangerschaften** zur Geburt eines Kindes führten (**Diedrich et al.** **1986**, S. **821**), würde dies bedeuten, daß bis **1985** weltweit etwa **2.200** Kinder geboren worden wären. Inzwischen dürften es mehr als **3.000** sein. • **Hirsch und Eberbach** (**1987**, S. **112**) sprechen davon, daß inzwischen mindestens ein Kind täglich durch **IvF** geboren wird.

⁵ Die erste in der Literatur dokumentierte heterologe Insemination wurde **1884** in Philadelphia durchgeführt (**Beuerlein** **1963**, S. **4**).

Peterson 1985, S. 65 ff.). Die "natürlichen" Vorgaben der menschlichen Entwicklung, Ei und Samen, sind • wie im Fall der heterologen Insemination • nicht mehr an die Identität von biologischer und sozialer Elternschaft gebunden. Biologische Elternschaft beruht • wie bei In-vitro-Fertilisation • auf dem "Walten" der menschlich gesteuerten Natur. Soziale Elternschaft wird als von den biologischen Entstehungsbedingungen unabhängig erwartet. Auch in der Stieffamilie treten biologische und soziale Elternschaft • in unterschiedlichen Graden • auseinander, jedoch nimmt der⁶ soziale Elter **im** Gegensatz zu den **beiden** bisher behandelten **Konstruktionstypen** meist nicht **im** umfassenden Sinn den Platz eines leiblichen Elters ein, **am ehesten** nach dessen frühem Tod. Er verfügt vielmehr im allgemeinen in seiner vom Partner abgeleiteten Elternschaft nur über einen begrenzten elterlichen Status, den er neben zwei leiblichen Eltern und **evtl.** einem anderen **Stiefelter** wahrnimmt. Viele Kinder haben sowohl einen Stiefvater als auch eine Stiefmutter, **weil** beide leiblichen Eltern • mit oder ohne Heirat • mit anderen Partnern **zusammenleben**.⁷ Visser und Visser definieren deshalb die Stieffamilie als "eine Familie, in der zumindest einer der Partner ein **Stiefelternteil** ist" (1987, S. 31), unabhängig davon, ob das **Kind/die Kinder** mit im Haushalt leben oder nur am Wochenende oder **im** Urlaub "zu Besuch" kommen. Diese Definition stellt auf die binukleare Struktur der Stieffamilie eines Kindes ab. Ich werde entsprechend der von den beiden **Teilen geleisteten** Betreuung von der primären und sekundären Stieffamilie **sprechen** (statt "Alltags-" und "Wochenendstieffamilie"). Das Ausmaß doppelter **Stiefelternschaft** ist in demographischen Übersichten meist nicht erkennbar.

Mit diesem Hinweis möchte ich zu den für eine quantitative Darstellung der Stieffamilie aufschlußreichen Berechnungen von Karl Schwarz übergehen, der auf der Grundlage des Mikrozensus von 1981 sowie einer Reihe

⁶ Die Singularisierung des Elternbegriffs wirft das Problem auf, welches Geschlecht die zu **"Mutter"** und "Vater" übergeordnete Kategorie aufweisen soll. Ich habe mich entschlossen, im Rahmen der sprachlichen Tradition zu bleiben: Sowohl der **Duden** als auch die Brüder Grimm weisen für "Elter" das Maskulinum und das Neutrum aus. Da die sächliche Form aus meiner Sicht die Künstlichkeit der sprachlichen Konstruktion verstärkt, wähle ich die maskuline Form. Die **geschlechtsneutrale** Darstellung (**der/die** Elter) würde den Gewinn der übergeordneten Kategorie wieder aufheben.

⁷ Die **Wiederverheiratsrate** geschiedener Mütter und Väter mit minderjährigen Kindern liegt bei etwa 40% ((Schwan. 1984, S. 3).

weiterer Quellen in einem komplizierten Verfahren Schätzungen zu Ausmaß und Vorgeschichte der Stieffamilie vorgenommen hat. **Seine** Angaben zur Stiefvater- und **Stiefmutterfamilie** könnten also für **einen** Teil der Kinder auch **spiegelbildlich gelesen** werden, d.h. zu vielen **Stiefvaterfamilien** gehört auch eine Stiefmutterfamilie und **umgekehrt**.

Auch wenn die Zahl der in Stieffamilien lebenden **Kinder** seit 1981 mit den erhöhten Scheidungsraten angestiegen sein dürfte, bieten **die** bundesrepublikanischen **Zahlen** keinen Anhaltspunkt für **eine** Dramatisierung der Entwicklung in Richtung auf die Stieffamilie als den quasi **familialen** Normaltyp des 21. Jahrhunderts⁸ (distanzierend auch Kaufmann 1988, S. 10). **Im** Gegensatz zu den von Schwarz geschätzten 8% **gehen** die **amerikanischen Familiensoziologen** von mehr als 15% gegenwärtig aus (**Furstenberg 1987b**, S. 44; ähnlich die Prognosen von Glick für 1990, 1979, S. 175) und **extrapolieren** die Linie noch einmal markant, **wenn** sie für die heute in den USA aufwachsenden Kinder unter Berücksichtigung der sekundären Stieffamilie mit einem Anteil von 33% Stiefkindern rechnen (**Furstenberg 1987b**, S. 44; **Clingempeel/Segal** 1986, S. 474). Von solchen Zahlen ist **die** bundesrepublikanische Gesellschaft recht weit entfernt, selbst wenn man einen Teil **der** in einer Ein-Elter-Familie lebenden Kinder über die **Hcirat bzw.** Wiederheirat des anderen Elters zu den **Stiefkindern** hinzurechnet (Fthenakis 1987, S. 14) oder wenn man den faktischen Stiefelterntestatus **z.B.** des **Partners der** Mutter in **einer nicht-ehelichen Lebensgemeinschaft einbezieht**.

Dem niedrigen Anteil von Stiefkindern in unserer Gesellschaft entsprechend sind auf Verwitwung folgende Stieffamilien relativ stärker verbreitet als in **den** USA. Während Cherlin bis in die **20er Jahre der** USA zurückgehen muß, um die zahlenmäßige Dominanz von **Verwitwungen** gegenüber Scheidungen als Vorgeschichte einer Wiederheirat aufzeigen zu können (Cherlin 1981, S. 92), lassen **die** Berechnungen von Schwarz erkennen, daß in **der** Bundesrepublik immer noch etwa genauso viele Stieffamilien in der Folge von Verwitwung wie von Scheidung entstehen.

⁸ Die Schätzungen der Deutschen Arbeitsgemeinschaft für Jugend- und Eheberatung, auf die häufig Bezug genommen wird (z.B. Krähenbühl et al. 1986, S. 17; Giesecke 1987, S. 11), scheinen mehr an Prognosen der USA orientiert zu sein als an der gegenwärtig beobachtbaren Situation in der Bundesrepublik: es wird geschätzt, daß 40-50% der Kinder, die gegenwärtig in unserer Gesellschaft zur Welt kommen, nicht in der Familie aufwachsen, in die sie geboren werden.

Tabelle 1:

Die Familienformen der minderjährigen Kinder in der Bundesrepublik Deutschland (1981)

Familienform	Zahl der minderjährigen Kinder	
	absolut	%
Kernfamilie	11.560.000	83
Ein-Elter-Familie	1.330.000	9
davon:		
alleinerziehende Mutter	1.140.000	
alleinerziehender Vater	190.000	
Stieffamilie	1.060.000	8
davon:		
Stieffvaterfamilie	860.000	
Stiefmutterfamilie	200.000	
.....		
Gesamt	13.950.000	100

Quelle: Berechnungen von Schwarz. Er stützt sich auf die Ergebnisse der Haushalts- und Familienstatistik und eine Reihe von Schätzungen auf der Grundlage dieser Statistik sowie auf die Statistik der natürlichen Bevölkerungsbewegung und der Jugendhilfestatistik im Jahre 1981: Schwarz 1984, S. 3. Die Berechnungen von Schwarz erfassen nicht, wie viele Alleinerziehende in nicht-ehelicher Lebensgemeinschaft leben.

Aus den Berechnungen von Schwarz kann ferner ermittelt werden, daß sich Stiefmutter- und Stieffvaterfamilie unterschiedlich rekrutieren. Primäre Stieffvaterfamilien entstehen mehr als doppelt so häufig wie Stiefmutterfamilien durch die **Scheidung** des Partners mit Kind (44% gegenüber 20%). Die leibliche Mutter hat in diesen Fällen - der herrschenden **Rechtspraxis** entsprechend (Krähenbühl et al. 1986, S. 28; **Ihinger-Tallman/Pasley** 1987, S. 81 ff.) - das Sorgerecht erhalten und nach einer Zeit des Zusammenlebens mit ihrem **Kind/ihren** Kindern wieder geheiratet (Phase der "**Teilfamilie**", Krähenbühl et al. 1986, S. 60). Für die **familiale** Vorgeschichte der Stiefmutterfamilie hat demgegenüber der Tod der leiblichen Mutter die zentrale Bedeutung: Nur etwa eine von fünf primären Stiefmutterfamilien

kommt aufgrund einer Scheidung zustande, alle anderen durch den Tod? Die von Schwarz ermittelte höhere Wiederverheiratsrate von Witvern als von Witwen deckt sich mit den Ergebnissen anderer Studien (z.B. Ihinger-Tallman/Pasley 1987, S. 37).

Tabelle 2: Stieffamilie und familiäre Vorgeschichte (1981)

Der Stieffamilie vorausgegangene Familienform	Zahl der minderjährigen Kinder absolut	%
Ein-Elter-Familie mit der Mutter	etwa 190.000	18.0
Ein-Elter-Familie mit dem Vater	?	?
Kernfamilie aufgelöst durch Scheidung	420.000	39.6
Kernfamilie aufgelöst durch Tod des Vaters	290.000	27.3
Tod der Mutter	160.000	15.1
Gesamt	1.060.000	100.0
.....		

Quelle: eigene Zusammenstellung der von Schwarz (1984. S. 3) genannten Zahlen

Tabelle 3: Der Zugang zur Stieffamilie je nach elterlichem Status (1981)

elterlicher Status	prozentualer Anteil derjenigen, die bei einem bestimmten elterlichen Status die Stieffamilie wählen
alleinerziehende Mutter	etwa 40%
geschiedene Eltern	etwa 40%
verwitwete Mutter	etwa 40%
verwitweter Vater	etwa 60%
.....	

Quelle: Schwarz 1984. S. 3

⁹ Zu berücksichtigen ist jedoch, daß Schwarz die Ein-Elter-Familie mit dem leiblichen Vater, die inzwischen etwa 1/7 der Alleinerzieherfamilie ausmacht, für die familiäre Vorgeschichte der Stiefmutterfamilie nicht ausweist.

Die Unterschiedlichkeit der stieffamilialen Vorgeschichte kann im folgenden nur begrenzt berücksichtigt werden. Allen Stieffamilien ist der Verlust eines Partners und Elters gemeinsam (**Visser/Visser** 1987, S. 45; **Krähenbühl et al.** 1986, S. 24). Diese Verlusterfahrung bildet den Rahmen für die Strukturierung der neuen familialen Beziehungen.

3. *Offenheit oder Verdecktheit der familialen Andersartigkeit*

3.1 *Die Verarbeitung der Andersartigkeit in den familialen Außenbeziehungen*

Die Vorgeschichte der **Adoptivfamilie** wie auch der aus heterologer Insemination **hervorgegangenen Familie** verdeutlicht, wie hoch der Wert des eigenen, leiblichen **Kindes** eingestuft wird. Das Leiden an unfreiwilliger Kinderlosigkeit **läßt** deutlich zutage treten, wie sehr das genealogisch zugehörige Kind **im** Normalitätskonzept vor allem von Frauen verankert ist. Die **Faszination** eines eigenen Kindes zeigt sich besonders markant in den neuen Fertilitätstechnologien. Das eigene Kind wird (**z.B.** bei **heterologer** Insemination) auch da noch angestrebt, wo die Frau das Kind nur mit Hilfe **technologischer** Vorkehrungen und der "Substanz" eines Dritten "aus ihrer eigenen physischen Substanz" (Malinowski 1984, S. 225) heraussetzen kann.

Auch wenn die eigene Kinderlosigkeit nur über das fremde oder das teil-eigene Kind überwunden **werden** konnte, erscheint die Familie **im** allgemeinen nach **außen** als **die** Einheit von Eltern und Kind. Entsprechend den Regeln der Mitgliedschaftskategorisierung (Sacks 1972, S. 332) werden andere diese Einheit im allgemeinen im Sinne der "**Normalformerwartung**" als auch **genealogisch** zusammengehörig einstufen. Das Gleiche kann für Stieffamilien gelten, sobald sie den Kreis der Eingeweihten verlassen haben. Für alle drei auf einen Konstruktionsakt zurückgehenden Familien stellt sich damit das Problem: Sollen wir am Schein von "natürlicher" Familie **partizipieren**, oder sollen wir ihn auflösen? (Hoffmann-Riem 1984, S. 215).

Forschungsarbeiten zu konstruierten Familien haben in vielfacher Weise die **Orientierungskraft** der Kernfamilie, ihren Modellcharakter und ihre normative Überlegenheit aus der Sicht "**abweichender**" Familien dargestellt (**Kirk** 1964; 1981; Sorosky **et al.** 1982; Huth 1983; Snowden **et al.** 1983).

Dementsprechend ist bei der Konstruktion einer Familie immer wieder versucht worden, nach außen "wie eine normale Familie" zu erscheinen und andere in dem Glauben zu lassen, die Familie sei biologisch begründet. David Kirk hat mit Blick auf die **Adoptivfamilie** von der Strategie gesprochen, den Unterschied zwischen sich und einer auf biologisch-sozialer Elternschaft beruhenden Familie zu leugnen ("**rejection-of-difference**", Kirk 1984, S. 58). Ich habe in meiner Adoptionsuntersuchung von der Tendenz mancher Adoptivfamilien gesprochen, so zu tun, als ob man eine normale Familie sei ("**Normalisierung als ob**", Hoffmann-Riem 1984, S. 217). Je nach dem Ausmaß, in dem Adoptivfamilien bei ihren Interaktionspartnern die Akzeptabilität und damit in gewissem Umfang die Normalität ihrer andersartigen Familie unterstellen, werden sie ihren eigenen Status aufdecken oder vom Schein der Normalität zu profitieren versuchen.

Adoptivfamilien befinden sich gegenwärtig auf dem Weg zu mehr Offenheit nach außen. Je mehr sie ihre Andersartigkeit, aber auch ihre dennoch bestehende Zusammengehörigkeit und elterliche Zuständigkeit für andere transparent machen, desto eher wird auch die Normalitätseinstufung ihrer Familienform in der Gesellschaft günstig **beeinflusst** (Hoffmann-Riem 1984, S. 217).

Weit entfernt von einer offenen Verarbeitung der eigenen **Andersartigkeit** ist hingegen die aus heterologer Insemination hervorgegangene Familie. Alle Studien weisen den Kampf um Geheimhaltung der eigenen Entstehungsgeschichte aus (Snowden et al. 1983, S. 94; Corea 1986, S. 56; **Delaisi de Perseval/Janaud** 1986, S. 153). In vielen Fällen von männlicher Sterilität begibt sich die Frau in die Patientinnenrolle und erklärt anderen ihre langen und häufigen Abwesenheitszeiten mit dem Hinweis auf gynäkologische Probleme (Snowden et al. 1983, S. 104; Herrmann et al. 1984, S. 722). Nach gelungener Schwangerschaft lassen die Paare - von wenigen Ausnahmen abgesehen - die Fiktion gemeinsamer biologischer Elternschaft entstehen. Sie hoffen **darauf**, daß der Samenspender in seinem Phänotyp Ähnlichkeit mit dem sozialen Vater aufweist (Snowden et al. 1983, S. 92; Herrmann et al. 1984, S. 721). Die Paare selbst erklären ihre "**Normalisierung als ob**" mit der Irrelevanz ihrer Familiengründung für andere: "Das geht niemanden etwas an" (Snowden et al. 1983, S. 80, 106). Doch während sie für sich selbst an der Irrelevanz der heterologen Insemination arbeiten, baut sich etwas zwischen ihnen und ihren Interaktionspartnern auf: Die Angst vor dem Aufdecken der eigenen Familiengründung und der Verständnislosigkeit selbst der eigenen Eltern wie auch das schwer **durch-**

zuhaltende Schweigen (Snowden et al. 1983, S. 115) bringen das Paar mit der Ankunft des Kindes in Distanz zu anderen wichtigen **Interaktionspartnern**.

Sofern Stieffamilien ihr Leben in einer erweiterten Familienform leben, sofern **z.B.** der außerhalb lebende leibliche Elter an Wochenenden oder in den Ferien eine Verbindung zu seinem Kind aufrechterhält, ist für andere der Sonderstatus der Familie erkennbar.' Das Sichtbarmachen der eigenen familialen Andersartigkeit dürfte für einen großen Teil der Stieffamilien der alternativlose Weg zur Verarbeitung der eigenen strukturellen Komplexität sein. Visser und Visser haben jedoch mit Nachdruck auf das Phänomen der "Stieffamilie mit der Tarnkappe" (1987, S. 35) verwiesen. An den von ihnen genannten Gründen wird deutlich, daß nicht allein die starke Orientierung am familialen Normalitätsmuster das Verschweigen der eigenen Andersartigkeit in Gang setzen dürfte. Vielmehr zeigt sich, daß das einmal erlebte Scheitern **familialer** Beziehungen zu einer ängstlichen **Überwachung** der Kommunikationsabläufe führen kann, zu einer übersteigerten Einstufung von Erziehungsschwierigkeiten und **Partnerkonflikten**, zu einer vorschnellen Antizipation eines neuen Scheiterns (**Visser/-Visser** 1987, S. 35-37). Um die eigene Verletzbarkeit zu verringern, folgen diese Familien der Strategie der "**Normalisierung als ob**", **zumal** die institutionellen Vorgaben für das Rollenspiel der Stieffamilie unklar sind. Sie vereinfachen zum Beispiel, wenn sie aufeinander Bezug nehmen, indem sie unter Vernachlässigung der genealogischen Beziehung (**Schneider/Homans** 1960, S. 475) vom "Vater" oder von der "Mutter" ihres Kindes sprechen; oder sie kopieren das Muster der kernfamilialen Anredeform (Krähenbühl et al. 1986, S. 93; Scheib 1987, S. 81; Furstenberg **1987a**, S. 34) und erhalten mit "Vati" oder "Mutti" auch nach außen den Schein der Normalität aufrecht. Mag die "**Normalisierung als ob**" auch die Folge einer mangelnden gesellschaftlichen Institutionalisierung der Stieffamilie sein, wie es Cherlin in seinem viel beachteten Aufsatz dargelegt hat (**1978**), so muß andererseits doch auch verdeutlicht werden, daß das Kopieren des **familialen** Normalfalls die weitere Institutionalisierung der Stieffamilie blockiert.

3.2 Die Verarbeitung der Andersartigkeit gegenüber dem Kind

Alle konstruierten Familien sind durch eine erweiterte Kette von Eltern gekennzeichnet, sei es, daß ein sozialer Elter an die Stelle eines leiblichen **Elters** oder neben ihn tritt. Ein Familienleben vor dem Hintergrund mehrfacher Elternschaft birgt das Problem der Rivalität um die **authenti-**

sche Elternschaft. Viele konstruierte Familien sind der Versuchung erlegen, die **anderen** Eltern im eigenen Familienleben zu leugnen und sie durch Verschweigen gegenüber dem Kind gar nicht erst in seinen Vorstellungen **existent** werden zu lassen. Die Adoptionsforschung hat jedoch gezeigt, welche Risiken **der** Ausschluß der leiblichen **Mutter/der** leiblichen Eltern für **die** Adoptiveltern-Kind-Beziehung in sich birgt: das Adoptivkind **verortet** sich - dem Normalitätsmuster entsprechend - als leibliches Kind seiner (Adoptiv-)Eltern. Es wächst in einer Täuschung auf, die **evtl.** - wie vielfach belegt (Sorosky et al. 1982, S. 82 ff.; Lifton 1982, S. 42 ff.) - durch Ahnungen zum **Argwohn** führt. Die späte Entdeckung der eigenen Herkunft bewirkt nicht nur einen schwer zu überwindenden Vertrauensbruch zwischen dem Adoptierten und seinen Adoptiveltern; sie **löst** vor allem eine oft gravierende Erschütterung der eigenen Identität aus (Lifton 1981). Die **Bedeutsamkeit** einer klaren genealogischen Verortung für die **Identitätsentwicklung** eines Menschen ist von Erikson **im** Rückgriff auf die "psychohistorische Dimension" der Identität herausgestellt worden (**Erikson** 1977, S. 25).

Mehr und mehr lassen sich Adoptiveltern **darauf** ein, die leiblichen Eltern ihres Kindes im eigenen Familienleben präsent werden zu lassen und mit ihnen **die** Elternschaft zu **teilen**. Während die biologische Aufklärung oft zum Erstaunen **der** Adoptiveltern undramatisch verläuft, kann sich später **im** Hinblick auf die "soziale Aufklärung", die Konkretisierung der leiblichen **Mutter/der** leiblichen **Eltern**, ein kompliziertes Wechselspiel von kindlicher Neugier und **gedanklicher** Beschäftigung sowie von elterlicher Zurückhaltung und **Abwehr** gegen eine Verlebendigung der anderen **Eltern einstellen**. Die **eigene** Uninformiertheit der Adoptiveltern zum **Beispiel** über die **Lebensgeschichte** der leiblichen Mutter und ihre Beweggründe zur Freigabe des Kindes wird oft erst in späten Phasen des **Adoptivfamilienlebens** als Problem erkennbar (Hoffmann-Riem 1984, S. 231 ff.). Die Adoptierten selbst kommen in ihrer Verarbeitung der doppelten Elternschaft manchmal erst zur Ruhe, wenn sie ihre **Mutter/ihren** Vater leibhaftig als Person vor sich gesehen und ihre Rekapitulation der Ereignisse um die Trennung von ihrem Kind in sich aufgenommen haben (Lifton 1981, S. 123; Sorosky et al. 1982, S. 155 ff.).

Ungeachtet der von der Adoptionsforschung ermittelten Relevanz des Wissens um die eigene genealogische Verortung steuern die Benutzer der heterologen Insemination im allgemeinen den Kurs des Verheimlichens

auch gegenüber **dem Kind**.¹⁰ Unter dem **Eindruck** der faktischen Elternschaft spielen **sie die** Bedcutsamkeit einer biologischen Offenbarung herunter (Snowden et al. 1983, S. 117). Mit der "Normalisierung als **ob**" wollen sie das Kind vor den hoch veranschlagten Risiken einer gesellschaftlichen Stigmatisierung oder einer persönlichen Verunsicherung schützen (Snowden et al. 1983, S. 90, 118). Vor allem die sozialen Väter lassen jedoch auch durchblicken, daß sie nicht Gefahr laufen möchten, die Zuneigung **des** Kindes zu verlieren (S. 118 ff.).

Snowden et al. haben in ihrer englischen Studie nur wenige Fälle beobachten können, in **denen** aus heterologer Insemination hervorgegangene junge Erwachsene über ihre Entstehung aufgeklärt waren. In mehreren dieser Beispiele hatte das Aufdecken der eigenen Fehlverortung kein Trauma ausgelöst, da die Nachricht vom anderen biologischen Vater wie eine Befreiung wirkte: So konnten zum Beispiel bei der eigenen **Familien**gründung aufbrechende Sorgen vor der **Erblichkeit** eines physischen oder psychischen Problems des (**sozialen**) Vaters dadurch überwunden werden, daß der wahre biologische Vater schließlich in die Lebensgeschichte eines Menschen eingeführt **wurde**. Die Studie spricht jedoch auch von der Last des Verdachts, **die** einige Kinder oder junge Erwachsene über Jahre getragen und nicht gegenüber den Eltern angesprochen haben (1983, S. 99).

In Anlehnung an die Adoptionsforschung muß davon ausgegangen werden, daß **die** falsche **genealogische** Verortung des Kindes Gefahren für seine Identitätsfindung in sich birgt, **selbst** wenn es sich nur um eine "halbe" Fehlverortung handelt (**Stauber** 1986, S. 9 ff.). So wie die Weggabe durch die leiblichen Eltern von einem Adoptivkind als Kränkung erfahren wird, kann vermutet werden, daß die Entwicklung aus den von einem anderen gegen ein Entgelt bereitgestellten Substanzen das **Selbstwertgefühl eines** Menschen verletzt (In-vitro-Fertilisation, Genom-Analyse und **Gen**-Therapie 1985, S. 13; Hoffmann-Riem 1988). So entsteht das Dilemma, daß die Eltern ihr Kind zugunsten seiner Identitätsfindung über seine genealogische Zugehörigkeit aufklären sollten, diese Eröffnung jedoch ihrerseits Gefahren der Identitätsbeschädigung in sich birgt.

Schon allein aufgrund der großen Zahl der Mitwissenden dürfte es für Stieffamilien schwer sein, das Kind in dem Glauben an die biologische

10

Der 56. Deutsche Juristentag hat 1986 eine gesetzliche Regelung vorgeschlagen, die die Anonymität des Samenspenders verbietet und den Samenspender durch einen Vermerk im Personenstandsbuch ausweist: **Hirsch/Eberbach** 1987, S. 97.

Elternschaft **beider** Eltern aufwachsen zu lassen. Auch die im Vergleich zur heterologen Insemination ungleich größere Akzeptabilität von Scheidung, Ein-Elter-Familie und Wiederheirat dürfte dazu beitragen, daß die Versuchung zur "Normalisierung als **ob**" gegenüber dem Kind gering bleibt. Dennoch sind aus der klinischen Praxis Fälle bekannt, in denen Stiefkinder ohne Aufklärung über ihre genealogische Zugehörigkeit aufgewachsen sind. Es gibt einzelne Beispiele dafür, daß in den Phantasien der Kinder zum **Beispiel zwei** Väter längst existierten (Krähenbühl et al. 1986, S. 105). **Im** allgemeinen dürfte jedoch für Stieffamilien weniger die völlige Verheimlichung zum Problem werden als vielmehr das Streben mancher Eltern nach Nichtthematisieren der anderen Elternschaft, um die das Kind jedoch weiß. Der Verlebung des außerhalb lebenden Elters soll damit entgegengearbeitet werden, doch führt diese Strategie häufig dazu, daß die psychische Präsenz des anderen Elters in der Phantasiearbeit der Kinder verstärkt zum Ausdruck kommt (Krähenbühl et al. 1986, S. 105).

4. Die Kreuzung familialer Kreise

Jede konstruierte Familie ist durch eine erweiterte Elternkette gekennzeichnet. Die Koexistenz eines anderen Elters außerhalb der eigenen familialen Einheit eröffnet in jedem Fall die Möglichkeit seiner "psychologischen Anwesenheit" (Pasley 1987, S. 207) in den Köpfen der Handelnden. Die aus der Sicht des Kindes doppelte, aus der Sicht der sozialen Eltern geteilte Elternschaft erfordert die Klärung von **Beziehungsstrukturen** und die familieninterne Abstimmung der Konzepte von Elternschaft. **Im** folgenden soll die "Kreuzung familialer Kreise"¹¹ zwischen den verschiedenen Elter-Kind-Dyaden in ihren je nach Konstruktionstyp unterschiedlichen Erscheinungsformen dargestellt werden. Ein Schwerpunkt der analytischen Aufbereitung liegt dabei auf der Frage, wie sich beim Fehlen gemeinsam praktizierter biologisch-sozialer Elternschaft die strukturelle Komplexität der Familie durch die verschiedenen Implikationen von doppelter Elternschaft erhöht.

¹¹

In Anlehnung an Georg Simmel: "Die Kreuzung sozialer Kreise" (Simmel 1983, S. 305).

4.1 Die Adoptivfamilie

Adoptiveltern **unterscheiden** sich im allgemeinen zu Beginn ihrer Ehe nicht von anderen Paaren: sie praktizieren ihre Partnerschaft und bauen ihren Haushalt auf in der Erwartung, eines Tages ihre eigene Familie gründen zu können (**Hoffmann-Riem** 1984, S. 26 ff.). Erste Anzeichen für eine Abweichung vom erwarteten Normalitätsmuster tauchen erst auf, nachdem **gezielte** Maßnahmen zur Schwangerschaftsverhütung aufgegeben worden sind und sich dennoch nach einiger Zeit keine Empfängnis eingestellt hat. Die Aktivitäten zur Rettung des eigenen **Biographicentwurfs** - die häufigen **Arztbesuche** der Frau und später auch des Mannes - finden meist dadurch ein Ende, daß ein Arzt die Unmöglichkeit oder - häufiger - die **Unwahrscheinlichkeit** einer Schwangerschaft feststellt. Die Verlagerung des Plans der Familiengründung vom Typ "eigenes Kind" zum Typ "Adoptivkind" wird meist von der Frau initiiert, da sie **die** Sinnstrukturierung ihres Lebens stärker als der Mann an die Realisierung von Elternschaft **gebunden** sieht. Beide Partner **begeben** sich **sodann** gemeinsam - wenn auch vielleicht mit unterschiedlicher Intensität - in das Adoptionsbewerbungsverfahren.

Die bürokratische Konstruktion einer Familie unterscheidet sich von der biologischen Familiengründung zum Beispiel dadurch, daß die Bewerber ihre Qualifikation **zur Elternschaft** unter Beweis stellen müssen (Kirk 1981, S. 91 ff.; Napp-Peters 1978, S. 225 ff.). **Sie** hebt sich ferner dadurch von **werdender** biologischer Elternschaft ab, daß die Bewerber bei prinzipiell offenem **Verfahrensausgang** nicht allmählich in ihre Elternrolle hineinwachsen können (Kirk 1981, S. 33). Anders als bei einer Schwangerschaft beginnt Adoptivelternschaft mit einer **im** allgemeinen plötzlichen "Angebotseröffnung": "Wir **haben** ein Kind für Sie".

Ist die häufig unter großer Anspannung erfolgende Entscheidung zur Aufnahme eines Kindes gefallen, treten die Adoptiveltern rechtlich an die Stelle der leiblichen Eltern. Doch die Sicherheit der eigenen Selbstver**ortung** als Eltern bildet sich nicht genauso abrupt heraus, wie sich elterliche Zuständigkeit für ein Kind gesellschaftlich zuschreiben **läßt**. In der Rekapitulation ihrer Adoptionsgeschichte betonen vor allem Adoptivmüt**ter** ihre anfänglichen Mühen beim Aufbau einer affektiven Beziehung zum Kind. Zunächst einmal muß die Fremdheit des Kindes überwunden werden; denn nur auf der Basis wechselseitiger Vertrautheit kann sich das Gefühl **familialer** Zusammengehörigkeit einstellen. Die Erzählungen vor allem von Adoptivmüttern lassen erkennen, wie sehr die Erreichung einer

emotionalen Beziehungsqualität in unserer Gesellschaft inzwischen zum Kriterium einer gelungenen **Eltern-Kind-Beziehung** geworden ist (Tyrell 1981, S. 419 ff.). Erst wenn das Kind "wie ein eigenes Kind ist, erst wenn "emotionale Normalisierung" (Hoffmann-Riem 1984, S. 187) erreicht ist, kann die den Adoptiveltern abrupt zugeschriebene elterliche Zuständigkeit von ihnen selbst überzeugend wahrgenommen werden.

Wenn sich **im** Erleben von Adoptiveltern und Kind die Einheit ihrer Familie verfestigt hat, können die alltäglichen Interaktionsabläufe über weite Strecken mit denen einer biologisch begründeten Familie übereinstimmen. Dennoch **löst** die biologische Zugehörigkeit des Kindes zu anderen Eltern eine nicht zu überspringende Differenz der **Adoptivfamilie** gegenüber der Kernfamilie aus. Auch wenn manche Adoptiveltern in ihrem Bemühen um die authentische Elternschaft die Rolle der biologischen **Eltern** auf die des Erzeugers und der Gebärerin des Kindes reduzieren möchten, bringen Adoptierte selbst doch immer wieder deutlich zum Ausdruck, wie sehr für sie genealogische Zugehörigkeit in ihrer anhaltenden Wirksamkeit zählt; **m.a.W.** für sie kreuzen sich die **familialen** Kreise lebenslang.

Die Öffnung der Familiengrenze würde der Situation der **abgebenden** Mütter eher gerecht. Die häufig das weitere Leben dieser Frauen bestimmende Verlusterfahrung ist als "psychological amputation" beschrieben worden (Sorosky et al. 1982, S. 43; Swientek 1982, S. 74 ff.; 1986, S. 195 ff.). Ein gewisser - **vielleicht** über die **Adoptionsstelle** - zu vermittelnder Informationsfluß über den weiteren Lebensweg des Kindes wie auch seiner biologischen Eltern würde dem Bedürfnis **beider** Seiten nach mehr Transparenz Rechnung tragen. Die Bewältigung der eigenen Selbstverortung auch als Kind der **leiblichen** Eltern kann - wie viele Beispiele zeigen - dazu führen, daß die Beziehung des Adoptierten zu seinen Adoptiveltern auf eine reifere Stufe gestellt wird (Lifton 1981, S. 123; Sorosky et al. 1982, S. 23 ff.; Halmes/Timms 1985, S. 74 ff.).

42 Die aus heterologer Insemination hervorgegangene Familie

Die Familiengeschichte der prospektiven Eltern beginnt bei heterologer Insemination im allgemeinen in gleicher Weise wie bei zukünftigen biologischen Eltern. Von den ersten Ahnungen drohender Kinderlosigkeit an ähneln die Verarbeitungsformen der biographischen Verunsicherung denen prospektiver Adoptiveltern. Die Wege **beider** Gruppe laufen erst auseinander, wenn die Ursache der ehelichen Infertilität auf seiten des

Mannes nachgewiesen und in dem Streben nach dem mehr eigenen Kind das technologische Angebot der Befruchtung mit Spendersamen als Zugang zur Familiengründung gewählt wird (Snowden et al. 1983, S. 87). Die Konstruktion einer **Familie** durch heterologe Insemination beruht von Anfang an auf einer widersprüchlichen Bewertung der Biologie. Während einer der **Partner** die Biologie und **ihr Potential** für soziale Bindung zu nutzen versucht, geht **der** andere eine Familiengründung ohne biologische Absieherung ein. Das "eigene" Kind eines Partners wird - wie die Strategien **der** Paare zeigen - als das mit-eigene des anderen gedeutet (Snowden et al. 1983, S. 37). Doch gleichzeitig mit der Akzentuierung des "Eigenen" entsteht die Gefahr, daß der Dritte ins Blickfeld tritt, dessen "eigen" das Kind auch ist (Hoffmann-Riem 1988).

Durch den **im** Gegensatz zur Adoption kontinuierlichen Aufbau sozialer Elternschaft sind die **Voraussetzungen** für eine emotionale Eltern-Kind-Beziehung relativ gut. Das Potential des Säuglings, durch die Sprache seines ganzen Körpers Eltern für sich zu vereinnahmen, scheint eine schnelle **wechselseitige** Vertrautheit und Zuneigung zu schaffen (Snowden et al. 1983, S. 81 ff.). Die elterliche Zuständigkeit für das Kind ist uneingeschränkt in Kraft. Die Kreuzung familialer Kreise ist - vordergründig - dadurch gebannt, daß der Dritte in der Elternkette in intensiver **Verdrängungsarbeit** zum blinden Fleck der Familiengeschichte gemacht wird (Snowden et al. 1983, S. 93; Delaisi de Parseval/Janaud 1986, S. 130).

Doch auch der gegenüber dem Kind verheimlichte biologische Vater entfaltet seine Präsenz in der Familie. Das zu kontrollierende Wissen kann die elterlichen Phantasien absorbieren (Amendt 1986, S. 131 ff.; Stauber 1986, S. 11). Eltern **können** in dem Kind den anderen, den "richtigen Vater" **sehen** (Snowden et al. 1983, S. 53, 91). Die **Eltern-Kind-Beziehung** könnte nach dem Aufdecken der genealogischen Zugehörigkeit dadurch belastet werden, daß die Existenzwerdung des Kindes - anders als bei Adoptivkindern - auf einen Entscheidungsakt seiner Eltern zurückgeht. Die biologische Mutter und der soziale Vater haben mit der Wahl des Dritten und des technologisch vermittelten Zeugungsaktes für das Kind die Kreuzung familialer Kreise selbst inszeniert. Ihr Handeln könnte aus der Sicht des Kindes legitimationsbedürftig sein (Hoffmann-Riem 1988).

Wie der Dritte selbst über seine möglichen, ihm unbekannten Vaterschaften denkt, konnte erst in Ansätzen erkundet werden. Es zeichnet sich ab, daß manche Samenspender ihre Dienstleistung später nicht als einmaliges abgeschlossenes Ereignis betrachten, sondern allmählich ihre eigene Verantwortung für menschliche **Existenzwerdung** erkennen. Vor

allem nachdem sie selbst eine Familie gegründet und Elternschaft in ihrer vollen Bedeutung erfahren haben, könnten sie in Gedanken um ihre imaginären Kinder in anderen Familien kreisen."

4.3 Die Stieffamilie

Der Beginn des Stieffamilienlebens ist für die Mehrzahl der Beteiligten gleichzeitig die Fortsetzung des bisherigen Familienlebens. Die Geschichte der alten Familie wirkt in die gegenwärtigen Beziehungen der neuen Partner zueinander und zum Kind hinein; die früheren durch Scheidung abgespaltenen oder durch Tod verlorenen Familienmitglieder sind bei der Inszenierung eines neuen Familienlebens als Orientierungspersonen präsent. Jede Dyade innerhalb der neuen stieffamilialen Einheit kann vor dem Hintergrund einer anderen Dyade **verortet** werden, einer vergangenen oder einer gegenwärtigen. Zum Beispiel kann die eigene Beziehung der neuen Partner mit Blick auf die frühere Ehebeziehung oder auf die aktuell weiter wirkende Beziehung der Ex-Partner bewertet werden, und diese Evaluierung kann aus der Perspektive jedes einzelnen wie auch aus der Metaperspektive des Partners vorgenommen werden. Auch für das Kind kann der Dritte in der Elternkette ständig mit im Bunde sein. Da in der Stieffamilie jede Dyade ihr Double haben kann, ist in der Literatur so häufig die Rede von Rivalität und Unterlegenheitsgefühlen.

In der nun folgenden Skizze der Stieffamilie werden einige mit den strukturellen Besonderheiten der Zwei-Kern-Familieverbundene Anforderungen an den Aufbau der familialen Wirklichkeit dargestellt. **Wenn** der Nachdruck auf strukturellen Belastungen **liegt**, soll damit nicht übersehen werden, daß viele Stieffamilien die aus der Fragmentierung von Elternschaft entstehenden Schwierigkeiten bewältigen und die Entwicklung einer befriedigenden Partnerschaft wie auch einer von wechselseitiger Akzeptanz geprägten Eltern-Kind-Beziehung meistern. Einige Stärken der Stieffamilien wie die mit größerer **Bewußtheit** betriebene "Pflege" der Partnerschaft oder die Chancen der Kinder zur Entfaltung von **Flexibilität** in der erweiterten Eltern- und Großelternkette können hier nur angedeutet werden (Cherlin 1981, S. 91; Furstenberg 1987a, S. 35 ff.; 1987b, S. 58; **Ihinger-Tallman/Pasley** 1987, S. 59 ff., S. 111). Auch wenn man nicht der Linie

der aus der klinischen Praxis entstandenen **Literatur** folgt und die Last der **stieffamilialen** Probleme in den Vordergrund rückt (**Ganong/Coleman** 1987, S. 102), **erscheint** es sinnvoll, bei den Anforderungen anzusetzen, die die Stieffamilie zusätzlich zu den einer Kernfamilie entstehenden Problemen bewältigen muß, sozusagen bei dem "binuklearen Konfliktpotential".

Einige strukturelle **Besonderheiten** der Stieffamilie sollen im folgenden ohne eine allzu weitgehende Differenzierung in Stieffamilientypen herausgearbeitet werden. Je nachdem, ob sich die Stieffamilie mit einem Stiefvater oder **einer Stiefmutter** bildet; ob der frühere Partner außerhalb der Familie **lebt oder** gestorben ist; je nachdem, ob der Stiefelter selbst auch **Kinder** hat und **diese bei** ihm oder seinem früheren Partner leben; je nachdem, ob eine Stieffamilie neben den Kindern eines oder **beider** Partner auch **gemeinsame** Kinder hat, und schließlich je nachdem, ob sich die Stieffamilie im Alltag oder am **Wochenende/im** Urlaub konstituiert, können Stieffamilien typologisch in grober oder minutiöser Weise gegeneinander abgesetzt werden (Krähenbühl et al. 1986, S. 25 ff.; Clingempeel et al. 1986). Die **Literatur** trägt der Tatsache wenig Rechnung, daß in der Bundesrepublik immer noch ein **recht** großer Anteil von Stieffamilien durch den Tod eines Elters **zustandekommt** (Tabelle 2). Die aus der therapeutischen Beratung von Stieffamilien hervorgegangene Arbeit von Krähenbühl et al., die die Feinstruktur der andersartigen Familienform eindrucksvoll aufdeckt, geht von einer weitgehenden Übereinstimmung der **Konflikte** nach dem Tod **eines** Elters und nach Abspaltung eines Elters durch **Scheidung** aus (1986, S. 75). In **beiden** Fällen bewegen sich die Familienmitglieder auch in einer Familienwelt jenseits ihrer konstruierten Familieneinheit.

4.3.1 Die Partnerschaft

Der Aufbau einer Partnerschaft ist in der Stieffamilie im allgemeinen begrenzt durch mehr oder weniger extensive Anforderungen an die Partner (**bzw.** einen Partner) als Eltern (Krähenbühl et al. 1986, S. 40 f.; Kohaus-Jellouschek 1987, S. 278; **Ihinger-Tallman/Pasley** 1987, S. 19). Wenn Zeit und Energien weitgehend von der Elternrolle absorbiert werden, kann die Partnerschaft nicht in der Weise fundiert werden, wie es für die Bewältigung der Anforderungen aus den asymmetrischen Beziehungen zum Kind günstig wäre (Krähenbühl et al. 1986, S. 79 ff.). Während einer der Partner seine aus Verwandtschaft und gemeinsamer Geschichte entstandene Verbundenheit mit dem Kind im täglichen Handeln auslebt, kann

der andere in seiner **mangelnden** Vertrautheit mit dem Familiengeschichten allmählich dahin kommen, sich **selbst** in der Peripherie zu verorten (Krähenbühl et al. 1986, S. 118, 157; Ihinger-Tallman/Pasley 1987, S. 65; Scheib 1987, S. 99). Die Bemühungen **des Stiefelers** um eine **Intensivierung** der Partnerbeziehung kollidieren häufig mit **den** gleichgerichteten Bemühungen des **Kindes** um **mütterliche** oder väterliche Zuwendung (Krähenbühl et al. 1986, S. 83; Ihinger-Tallman/Pasley 1987, S. 19). Vor allem **Stiefmütter** scheinen sehr schnell die Verfolgung eigener Interessen am Partner mit Schuldgefühlen zu **verarbeiten** - so als entsprächen sie nun völlig **dem** Bild der bösen Stiefmutter (Fallgeschichten **bei** Moinet und Köhler). Wenn in der Allgegenwart kindlicher Ansprüche die in die Partnerschaft **gesetzten** Erwartungen nicht **erfüllt** werden, ist das Fundament **gefährdet**, **deswegen** der Partner im allgemeinen die Rolle **des Stiefelers** in Kauf genommen hat (Visser/Visser 1987, S. 51; Furstenberg 1987a, S. 33; White/Booth 1985, S. 690; Krähenbühl et al. 1986, S. 151).

4.3.2 Die stiefelterliche Zuständigkeit

Die in der Literatur vielfach beschriebene **Vagheit** der **stiefelterlichen Rolle** (vor allem Cherlin 1978, S. 634 ff.) ist **darin** begründet, daß der **Stiefelter** im allgemeinen nicht den leiblichen Elter **ersetzt**, **sondern** neben ihn tritt (Ahrons 1979). Die Duplikation von Vater oder Mutter **ermöglicht** aber nun nicht einfach die Duplikation der Rollenmodelle. **Der Stiefelter** findet vielmehr im **allgemeinen** besetzte **Elternrollen** vor. Stiefvater und Stiefmutter stehen vor **der** Aufgabe, **ihre** eigene, gesellschaftlich wenig vorstrukturierte Rolle neben **einem Elter** eben als **die** für das Kind **mehr** oder weniger bedeutsame Neben-Rolle zu entwerfen. Sie ist auch rechtlich nicht **ausgestattet** (Krähenbühl et al. 1986, S. 88). **Jede Grenzüberschreitung** in den Kompetenzbereich des außerhalb lebenden Elters birgt Konflikte, aber auch die Verweigerung elterlicher Teilverantwortung. **Die** Rolle des dritten Elters **scheint** weniger die Rolle eines dritten Elters als **die** eines elterlichen Dritten, eines elterlichen Freundes zu sein.

Eine gewisse Distanzierung vom Stiefelter als Elter spiegelt das **Familienkonzept** von Kindern, wie es Furstenberg in einer Untersuchung ermittelt hat: auf die Frage nach den Mitgliedern **der** eigenen Familie übergang fast jedes dritte Kind den Stiefelter, während der außerhalb lebende leibliche Elter **je** nach der Intensität der Verbindung einbezogen wurde (Furstenberg 1987a, S. 33; Cherlin 1981, S. 86 f.). Entgegen dem in der wissenschaftlichen **Behandlung** der Familie immer noch verbreiteten

Denken in Haushaltseinheiten entsprechen Kinder in ihrem **Familienkonzept** der in der Gesellschaft generell verbreiteten Akzentuierung genealogischer Zugehörigkeit (**Schneider/Homans** 1960, S. 474; Schneider 1980, S. 222 ff.); d.h. **Haushaltsgrenzen** werden überschritten, während **Verwandtschaftslinien** bekräftigt werden.

Die dem Stiefelter auch aus der Sicht des Kindes zugewiesene begrenzte elterliche Zuständigkeit steckt den Rahmen ab für den Aufbau einer emotionalen Beziehung zum Kind. Die Probleme der Herstellung von Vertrautheit gegenüber dem fremden Kind werden dadurch verstärkt, daß das Kind häufig seine Loyalität gegenüber dem außerhalb lebenden leiblichen Elter nachkommen möchte. So ist in einer Gesellschaft, in der die Herstellung von Emotionalität zum hervorgehobenen Kriterium einer gelingenden Eltern-Kind-Beziehung werden konnte (**Schumacher/Vollmer** 1982, S. 263), für Stiefeltern der Spielraum für die Entfaltung von Affektivität eingeschränkt. Vor allem Stiefmütter - primäre wie sekundäre - leiden darunter, daß sie trotz intensiver und zugleich behutsamer Bemühungen nicht an den Punkt kommen können, wo sie das Kind "wie ein eigenes Kind erleben (Fallgeschichten bei Moinet, Köhler, **Reischies/Rudnitzki**). Was Visser und Visser den "Mythos von der plötzlichen Liebe" (1987, S. 91) nennen, ist ein Komplex von Erwartungen, der den Stiefvater in sehr viel geringerem Maße trifft als die Stiefmutter (Krähenbühl et al. 1986, S. 13; Scheib 1987, S. 50). Das vielfach beobachtete **Überengagement** mancher Stiefmütter ist die Antwort auf den unterstellten gesellschaftlichen Druck, als müsse die Frau das Klischee der bösen Stiefmutter widerlegen, und es ist oft die falsche Antwort, da das Kind mit der zunehmenden Mütterlichkeit der Stiefmutter den Verdacht gewinnen kann, ihm werde die Mutter genommen (Krähenbühl et al. 1986, S. 89). Wenn auch - wie die Fallgeschichten zeigen - manche Stiefmutter schließlich das Kind "wie ein eigenes" annehmen kann, erreichen viele andere erst mit der Geburt eines eigenen Kindes das Gefühl emotionaler Normalität (Moinet 1987, S. 226 ff.).

Die Ambiguität der stiefelterlichen Rolle ist in der Literatur häufig unter dem Aspekt der Autoritätsausübung behandelt worden. Sowohl Eltern als auch Kinder nennen an hervorgehobener Stelle das Stichwort Disziplin, wenn sie familiäre Konflikte lokalisieren wollen (**Ihinger-Tallman/Pasley** 1987, S. 63 f.; Cherlin 1981, S. 89). Das Fazit vieler Beobachtungen ist, daß Stiefeltern, die sich zu tief in die erzieherische Verantwortung hineinbegeben, auf Widerstand stoßen: zum Beispiel wird der **Erziehungsstil** des Stiefvaters an dem des leiblichen Vaters gemessen; die allzu

heftige Intervention des **Stiefvaters** kann zum Eingreifen der Mutter und damit zur Koalition der verwandtschaftlich Verbundenen führen - Spannungen in der Stiefeltern-Kind-Beziehung beeinträchtigen im allgemeinen auch die Partnerschaft (Ahrons 1979). **Wie** beim Aufbau einer emotionalen Beziehung so ist auch in der Erziehung der Konflikt vorprogrammiert, wenn Stiefeltern so tun, als ob sie Eltern wären, statt in betonter **Distanzierung** vom familialen Normalitätsmuster dem Leitbild vom Freund des Kindes zu folgen (Krähenbühl et al. 1986, S. 50; Visser/Visser 1987, S. 99).

4.3.3 *Das Beziehungsgeflecht der Zwei-Kern-Familie*

Wenn die ehemaligen Partner ihre Konflikte so weit verarbeitet haben, daß sie nicht in der Versuchung sind, sie über das Kind weiter auszutragen, **löst** die Zwei-Kern-Familie eine Reihe von Problemen: Sie ermöglicht dem Kind die für **seine** Identitätsfindung wichtige Beziehung zu **beiden** leiblichen Eltern (Krähenbühl et al. 1986, S. 104); sie erlaubt **dem außerhalb** lebenden Elter, sich durch Fortsetzung seiner Elternschaft mit seinem Kind zu identifizieren; sie ermöglicht **beiden** leiblichen Eltern, in der getrennten Elternschaft ihre nicht durch Scheidung aufkündbare gemeinsame Zuständigkeit für das Kind zu praktizieren. Nicht selten wird jedoch die Zwei-Kern-Familie nur über eine kurze Zeit realisiert, da sich der außerhalb **lebende** Elter - aus welchen Gründen auch immer - von seinem Kind zurückzieht (Furstenberg 1987b, S. 57; **Furstenberg/Peterson** 1983, S. 63; **Spanier/Furstenberg** 1987, S. 427; Ahrons 1979). In vielen anderen Fällen ist die Kommunikation in der erweiterten **Verwandtschaftseinheit** aufgrund "widersprüchlicher Familienkonzepte" (Pasley 1987, S. 207), einer widersprüchlichen Bewertung von gemeinsamer **Familiengeschichte** und aktueller Familienkonstellation belastet.

Das Kind ruft häufig schon allein durch seine Erscheinung und seine Handlungsmuster die Erinnerung an den außerhalb lebenden Elter wach und reaktiviert damit die alte Familiengeschichte (Krähenbühl et al. 1986, S. 47, 76, 108). Die binuklearen Konflikte schichten sich ferner deshalb so leicht auf, weil jede familiäre Untereinheit in vielfacher Weise in Abhängigkeit von der anderen geraten kann. Schon allein die Regelung der Besuche kann dazu führen, daß das Verfügen über die eigene Zeit - die gemeinsame Zeit mit dem Kind oder dem Partner - durchkreuzt wird, wenn einer der Eltern seine Erwartungen an den "Familienfahrplan" des Kindes äußert. Schuldgefühle gegenüber dem Kind **und/oder** dem ehemaligen Partner schaffen günstige Voraussetzungen dafür, daß Abhängigkeiten

entstehen bzw. fortgesetzt werden (Fallgeschichten bei Moinet und Köhler). Das Kind wird als Bindeglied der Zwei-Kern-Familie zum Medium der Ereignisse im anderen Teil. **Bei** seiner Rückkehr spiegelt es durch seine Erzählung, häufig aber **allein** schon aufgrund **seiner Erscheinung** die Wahrnehmung der **Elternschaft** durch den anderen (Moinet 1987; Köhler 1987). Getrennte Elternschaft kann mit hohen **Anforderungen** an die kindliche Verarbeitung **widersprüchlicher** Erwartungen verbunden sein.

Das Zwischen-den-Eltern-Stehen kann eine besondere Sensibilität der Rollenübernahme auslösen: Es kann dazu führen, daß Kinder zu einer kontrollierten Darstellung ihrer **Zeit bei dem** anderen Elter übergehen, um elterliche und **stiefelterliche Verletzungen** und Rivalitätsgefühle zu vermeiden (Krähenbühl et al. 1986, S. 78 ff.; S. 141 f.). Der Stiefvater zum **Beispiel** kann sich unterlegen fühlen, wenn **der Vater** in **wenigen Freizeitstunden** das Kind verwöhnt und für sich **vereinnahmt**.

Auch **wenn** sich die **Sozialforschung** bemüht, mit ihren Daten den von der klinischen Forschung **aufgezeigten Problemberg** zu entdramatisieren, stellt sie **dennoch** gewisse Entwicklungsprobleme von Stiefkindern (**Furstenberg** 1987b, S. 56) sowie Verunsicherungen von **Stieffamilien** in ihrem Selbstwertgefühl fest (Spanier/Furstenberg 1987, S. 426). In der **gegenüber** Ersi-Ehen **leicht erhöhten** Scheidungsrate von Wiederverheirateten wird das **stieffamiliale Konfliktpotential** noch einmal sichtbar (Goode 1956, S. 331 ff.; Cherlin 1978, S. 638 f.; White/Booth 1985, S. 692 f.; **Furstenberg/Spanier** 1984, S. 191).

4.4 *Die Konstruktion von Familien im Überblick*

Die **strukturelle** Besonderheit der verschiedenen **Konstruktionstypen** von Familie soll noch einmal in einem Überblick **ausgewiesen** werden.

Typen von Elternschaft im Überblick

	Kernfam.	Adoptivfam.	het.Ins.F.	Stieffam.
die Komplexität von Elternschaft				
- einfache Elternschaft	x			
- doppelte Vaterschaft mit elterlicher Zuständigkeit des soz. Vaters			x	
- doppelte Elternschaft mit elterl. Zuständigkeit der biol.-soz. u. soz. Eltern				x
- doppelte Elternschaft mit elterl. Zuständigkeit der soz. Eltern		x		
.....				
die Aufeinanderfolge von Partnerschaft und Elternschaft				
- durch gemeins. Hineinwachsen in die biol.-soz. Elternschaft	x			
- durch gemeins. Hineinwachsen in die biol.-soz. Elternschaft des einen u. die soz. Elternschaft des anderen Partners				
- durch die bereits bestehende biol.-soz. Elternschaft des einen Partners u. abrupten Beginn soz. Elternschaft für den anderen Partner				x
- durch abrupten Beginn der soz. Elternschaft für beide Partner		x		
.....				
die strukturell vorgegebenen Beziehungen beider zusammenlebender Eltern zum Kind				
- symmetrisch aufgrund biol.-soz. Elternschaft	x			
- asymmetrisch aufgrund biol.-soz. Elternschaft des einen u. soz. Elternschaft des anderen Elters				
* bei Aktualisierung der biol.-soz. Elternschaft durch den anderen biol. Elter				x
* bei fehlender Aktualisierung der biol.-soz. Elternschaft durch den anderen Elter			x	
- symmetrisch aufgrund soz. Elternschaft		x		
.....				

Der **Vergleich** der Familien macht deutlich, wie die Komplexität der Anforderungen an **elterliches** Handeln mit dem Abrücken von der **Kernfamilie** zunimmt, sei es **bei** der Koordination von Partnerschaft und Elternschaft, bei der **Strukturierung** der Eltern-Kind-Beziehung oder bei der Teilung von Elternschaft in einer erweiterten **Elternkette**. Unabhängig davon, wie die Entwicklung hin zur **Stieffamilie**, zur **Adoptivfamilie** und zu den Familien der Reproduktionstechnologie in den nächsten Jahren faktisch verlaufen wird, kann davon ausgegangen werden, daß die **Kernfamilie** aufgrund ihrer strukturellen Einfachheit ihre normative Orientierungskraft behalten wird.

Literatur

Ahrons. Constance R., **The Binuclear Family: Two Households, One Family**, in: *Alternative Lifestyles*. 2. Jg. 1979, S. 499-515

Ahrons. Constance R. u. Lynn Wallisch. Parenting in the Binuclear **Family: Relationships between Biological** and Stepparents, in: Pasley u. Ihinger-Tallman (Hg.), 1987

Amendt, Gerhard. **Der neie Klapperstorch**, Herstein 1986

Beurleln. I., Die künstliche Sanienübertragung beim **Menschen** im angloamerikanischen Bereich, Stuttgart 1903

Bonham, Gordon Scott, Who **Adopts: The Relationship of Adoption and Social-Demographic Characteristics of Women**. in: *Journal of Marriage and the Family*, 39. Jg. H. 2, 1977, S. 295-306

Cherlin, Andrew, Remarriage as an Incomplete Institution, in: *American Journal of Sociology*, M. Jg. 1978, S. 634-650

Cherlin, Andrew J., **Marriage, Divorce, Remarriage**, Cambridge/Mass., London 1981

Clason, Christine. Die **Einelterfamilie** oder die **Einelterfamilie?**, in: Nave-Herz u. Marckfeld (Hg.), 1989, S. 413-422

Clingempeel, W., Glenn u. Sion Segal. **Stepparent - Stepchild Relationships and the Psychological Adjustment of Children in Stepmother and Stepfather Families**, in: *Child Development*, 57. Jg. 1986, S. 474-484

Clingempeel, W. Glenn, Eulalee Brand u. Sion Segal, A Multilevel-Multivariable-Developmental Perspective for Future Research on Stepfamilies, in: Pasley u. Ihinger-Tallman (Hg.), 1987, S. 65-93

Corea, Gena, **Muttermaschine** (Original: The Mother Machine, New York 1985), Berlin 1986

Delais de **Parseval, G. u. A. Janaud**, Ein Kind um jeden Preis, Weinheim, Basel 1986

Diedrich, K., D. Krebs, S. Al-Hasani, H. van der Ven u. **V. Pless**, Verbesserung der Implantationsrate nach **Embryotransfer** in einem In-vitro-Fertilisationsprogramm, in: Geburtshilfe und Frauenheilkunde, 46. Jg., 1986, S. 821-824

Diedrich K., C. Diedrich, L. **Wildt**, H. van der Ven, S. Al-Hasani, A. Werner u. D. Krebs, Ovarielle Stimulation mit reinem FSH in einem In-vitro-Fertilisationsprogramm, in: Geburtshilfe und Frauenheilkunde, 47. Jg., 1987, S. 612-618

Erikson, Erik, Lebensgeschichte und historischer Augenblick (Original: Life **History** and the Historical Moment, 1975), **Frankfurt/M.** 1977

Furstenberg, Frank F. u. James L. Peterson, The Life Course of Children of Divorce: Marital Disruption and Parental Contact, in: American **Sociological Review**, 48. Jg. 1983, S. 656-668

Furstenberg, Frank F. u. Graham B. Spanier, Recycling the Family. **Remarriage after Divorce**, Beverly Hills, London, New Delhi 1984

Furstenberg, Frank. Fortsetzung sehen. Ein **neues** Lebensmuster und **seine** Folgen, in: Soziale Welt, 38. Jg., 1987, H. 1, S. 29-39 (1987a)

Furstenberg, Frank F., The New **Extended Family**: The **Experience** of Parents and Children **after** Remarriage, in: Pasley u. Ihinger-Tallman (Hg.), 1987, S. 42-61 (1987b)

Fthenakis, Wassilios E., Einleitung zur deutschen Ausgabe. **Emily B. Visser u. John S. Visser** Stiefeltern, **Stiefkinder** und ihre Familien, München, **Weinheim** 1987, S. 11-23

Ganong, **Lawrence H. u. Marilyn Coleman**, Effects of Parental Remarriage on Children: An Updated Comparison of **Theories**, Methods and Findings **from Clinical** and Empirical Research, in: Pasley u. Ihinger-Tallman (Hg.), 1987, S. 94-140

Giesecke, Hennann, **Die Zweifamilie**, Stuttgart 1987

Glick, Paul C., Children of **Divorced Parents** in **Demographic** Perspective, in: Journal of **Social Issues**, 35. Jg., 1979, Nr. 4, S. 170-182

Goode, William, Women in Divorce, New York, London 1956

Grimm, Jacob und Ludwig, Deutsches Wörterbuch, 3. Band, **Leipzig** 1862

Halmes, **Erica u. Noel** Timms. Adoption, **Identity** and **Social Policy**. The Search for Distant Relatives, London **1985**

Herrmann, H., G. Wild, Th. Schumacher, H. Unterberg u. E. Keller, Psychosoziale Situation von Ehepaaren vor der artifiziellen Insemination mit **Donorsamen**, in: Geburtshilfe und Frauenheilkunde, 44. Jg. **1984**, S. 719-723

Hirsch, Günter u. Wolfram **Eberbach**, Auf dem Weg zum künstlichen Leben. Retortenkinder • Leihmütter • programmierte Gene ..., Basel. Boston, Stuttgart **1987**

Hölscher, **Astrid**, Der **Samenspender** soll nicht zum **Zahlvater** werden, in: Frankfurter Rundschau, **12.9.1986**, S. 3

Hoffmann-Riem, Chnsta, Das adoptierte Kind. Familienleben mit doppelter Elternschaft, München **1984**

Hoffmann-Riem, **Christa**, Fragmentierte Elternschaft: Technologischer Fortschritt und **familiä**re Verarbeitung, in: K. Lüscher, F. Schultheis u. M. Wehnpaun (Hg.). Die "postmoderne" Familie. Familiäre Lebensformen und Familienpolitik im Übergang, Konstanz **1988**, S. 216-233

Huth, Wolfgang. Adoption und Familiendynamik, **Frankfurt/M.** **1983**

Ihinger-Tallman, Marilyn u. Kay **Pasley**, Remamage, **Newbury Park**, Beverly **Hills**, London, New **Delhi** **1987**

In-vitro-Fertilisation, **Genomanalyse** und Gentherapie. Bericht der gemeinsamen **Arbeitsgruppe** des Bundesministers für Forschung und des Bundesministers der Justiz ("**Benda-Kommission**"), München **1985**

Kaufmann, Franz-Xaver, Familie und Modernität. in: K. Lüscher, E. Schultheis u. M. Wehrspaun (Hg.), Die 'postmoderne' Familie. Familiäre Lebensformen und Familienpolitik im Übergang. Konstanz **1988**

Kirk, David, Shared Fate, **2. Aufl.**, Port Angeles, **Brentwood Bay** **1985** (zuerst **1964**)

Kirk, David, Adoptive Kinship. **A** Modern Institution in Need of Reform, Toronto **1981**

Kohaus-Jellouschek, **Margret**, Nachwort, in: U. Köhler, Du bist ja gar nicht meine Mutter, Köln **1987**, S. 273-286

König, **René**, Materialien zur Soziologie der Familie, **Bern** **1946**

König, **René**, "Familie". in: **ders.** (Hg.), Soziologie, **Frankfurt/M.** **1958**, S. 63-73

König, René, Soziologie der Familie. Handbuch der empirischen **Sozialforschung**, Bd. 2, Stuttgart **1969**

Krähenbühl, Verena, Hans **Jellouschek**, **Margret** Kohaus-Jellouschek u. Roland Weber, Stieffamilien. Struktur · Entwicklung · Therapie, Freiburg i.B. **1986**

Lifton, Betty **Jean**, Zweimal geboren (Original: **Twice Born**, **Memoirs** of an Adopted Daughter. **1975**), **Stuttgart 1981**

Lifton, Betty **Jean**, Adoption, **Stuttgart 1982**

Malinowski, Bronislaw, **Magic**, Science and Religion and Other Essays, Garden City, N.Y. **1948**

Moinet, **Sylvie**, Meine Kinder, deine Kinder, unsere Kinder, **Düsseldorf**, Wien, New York **1987**

Napp-Peters, Anneke, Adoption. Das alleinstehende Kind und seine Familien. Neuwied, **Darmstadt 1978**

Nave-Hen, Rosemarie. Kontinuität und Wandel in der Bedeutung, in der **Struktur** und Stabilität von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland, in: **Nave-Herz, Rosemarie** (Hg.), Kontinuität und Wandel in der Bundesrepublik Deutschland, **Stuttgart 1988**, S. 61-94

Nave-Herz. Rosemarie u. Manfred Markefka (Hg.), Handbuch der Familien- und **Jugendforschung**, **Bd. 1: Familienforschung**, Neuwied und **Frankfurt/M. 1989**

Nave-Hen, Rosemarie u. Unula Oßwald, Kinderlose Ehen, in: **Nave-Herz u. Markefka** (Hg.), **1989**, S. 375-388

Pasley, Kay. "Family Boundary **Ambiguity**: Perception of Adult Stepfamily Memben". in: Pasley u. Ihinger-Tallman (Hg.), **1987**, S. 206-224

Pasley, Kay u. Marilyn Ihinger-Tallman (Hg.). Remamage and Stepparenting, New York, London **1987**

Petenen, Peter, **Retortenbefruchtung** und Verantwortung. Anthropologische, ethische und medizinische Aspekte **neuer** Fruchtbarkeitstechnologien, **Stuttgart 1985**

Reischies, Andrea u. Ellen **Rudnitzki**, Und plötzlich hab' ich Kinder, **Düsseldorf 1987**

Sacks, Harvey, On the **Analyzability** of **Stories** by **Children**, in: John J. Gumpen u. **Dell Hymes**, Directions in **Sociolinguistics**, New York **1972**, S. 325-345

Scheib, Asta, Der zweite Anlauf zum Glück. Risiko und Chance der Stieffamilie, München **1987**

Schneider. **David M.**, **American Kinship, A Cultural Account**, 2. Aufl., Chicago, London **1980**

Schneider, **David M. u. George C. Homans**, Kinship **Terminology** and the **American** Kinship System, in: Norman W. Bell **u. Ezra F. Vogel** (Hg.), A Modern Introduction to the Family. New York, London **1960**, S. **465-481**

Schumacher, Jürgen **u. Randolph Vollmer**, "Differenzierungs- und Entdifferenzierungsprozesse im **Familiensystem**", in: **Karl Otto Hondrich**, Soziale Differenzierung. Langzeitanalysen zum Wandel von Politik, Arbeit und Familie, **Frankfurt/M.**, New York **1982**, S. **210-352**

Schwan, **Karl**, Eltern und Kinder in unvollständigen Familien, in: Zeitschrift für **Bevölkerungswissenschaft**, **10. Jg. 1984**, H. **1**, S. **3-36**

Simmel, Georg, Die Kreuzung sozialer Kreise, in: Soziologie, Bd. **2**, 6. Aufl., Berlin **1983**, S. **305-344**

Snowden, R., G.D. **Mitchell u. E.M. Snowden**, **Artificial** Reproduction. A **Social Investigation**, London, Boston, Sydney **1983**

Sorosky, Arthur D., **Annette Baran u. Reuben Pannor**. The Adoption Triangle, Garden City, N.Y. **1979** (deutsche Ausgabe: Zueinander kommen - miteinander leben. Eltern und Kinder **erzählen**, Reinbek **1982**)

Spanier, Graham B. **u. Frank F. Furstenberg**, Remarriage and Reconstituted Families, in: **Marvin B. Sussman u. Suzanne K. Steinmetz** (Hg.), Handbook of Marriage and the Family, New York, London **1987**, S. **419-434**

Stark, **Christian**, Die künstliche Befruchtung beim Menschen. Gutachten A für den **56. Deutschen Juristentag**. Verhandlungen des **56. Deutschen Juristentages** **Berlin 1986**, Bd. **1**, München **1986**, **A7-A58**

Stauber, M., Künstliche **Befruchtung**. Psychosomatische und ethische Aspekte, in: Psychosozial, **9. Jg.**, H. **30**, **1986**, S. **7-15**

Swientek, Christine, "Ich habe mein Kind fortgegeben" - Die dunkle Seite der Adoption, Reinbek **1982**

Swientek, Christine, Alleinziehende - Familien wie andere auch? Zur **Lebenssituation** von Ein-Eltern-Familien, Bielefeld **1984**

Swientek, Christine, Die "abgebende Mutter" im Adoptionsverfahren, Bielefeld **1986**

Tyrell, Hartmann, Familie und gesellschaftliche Differenzierung, in: Helge **Pross** (Hg.), Familie wohin?, Reinbek **1979**, S. **13-77**

Tyrell, Hartmann, Soziologische Überlegungen zur Struktur des bürgerlichen Typus der Mutter-Kind-Beziehung. in: Joachim **Matthes** (Hg.), **Lebenswelt** und soziale Probleme, **Frankfurt/M.**, New York **1981**, S. **417-428**

Tyrell, Hartmann, Literaturbericht, in: Bundesminister für Jugend, Frauen, Gesundheit (Hg.), Nicht-eheliche Lebensgemeinschaften in der Bundesrepublik, Stuttgart **1985, S. 93-140**

Visher, Emily B. u. John S. Visher. Stiefeltern, Stiefkinder und ihre Familien. Probleme und Chancen (Original: Stepfamilies: 'A Guide to Working with Stepparents and Stepchildren, New York **1979**), München, Weinheim **1987**

White, **Lynn K. u. Alan Booth. The Quality and Stability of Remarriages: The Role of** Stepchildren, in: American **Sociological Review**, **50. Jg., 1985, S. 689-698**

Fragmentierte Elternschaft: technologischer Fortschritt und familiäre Verarbeitung

I. *Der Wandel von Elternschaft durch die Reproduktionstechnologien*

Je weiter sich die Menschheit fortentwickelt, desto mehr durchbricht sie in ihrer eigenen Reproduktion das "Walten" der Natur'. Mit menschlich gesteuerter Nachahmung natürlicher Abläufe greift sie ein in den **Schöpfungsvorgang**. Der von ihr selbst mitgeschaffene Mensch unterscheidet sich äußerlich nicht von dem, der über Jahrtausende aus der traditionellen Bindung von Zeugung und Sexualität hervorgegangen ist² und weiter hervorgehen wird. "Technologisch möglich geworden" als eine besondere Qualität der Existenzwerdung könnte jedoch etwas sein, das über den Schöpfungsakt hinaus wirkt und neue Anforderungen an die **Selbstverortung** des Menschen nach sich zieht.

Die Entkoppelung von Zeugung und Sexualität bedeutet, daß ein **Mensch** nicht mehr aus einer **leib-seelischen** Vereinigung **zweier** Menschen hervorgeht (Amendt 1986, S.25 ff.), sondern aus den **reproduktionsrelevanten** Elementen zweier Körper. Mit dem in den letzten Jahren **rapide** gewachsenen **medizinischen** Wissen³ bietet sich die Möglichkeit, die neue Verfügbarkeit über die unverzichtbaren Substanzen, über Ei und Samen, zur Erweiterung des Konzepts von Elternschaft zu nutzen. Biologische Elternschaft wird von sozialer, soziale von biologischer Elternschaft **entkoppelt**. Die für die Menschheitsgeschichte bisher gültige **"biologisch-**

¹ **Silvia** Kontos betont, daß die Reproduktionstechnologien in eine lange Tradition von Eingriffen in die "natürlichen" Abläufe von Empfängnis, Schwangerschaft, Geburt und Mutterschaft einzuordnen seien: Kontos 1986, S.38.

² Die Befürchtung von Mißbildungen hat sich nicht bestätigt. Es sind Schädigungen von Embryonen beobachtet worden, die zu Fehlgeburten führten. Die Gynäkologen vertrauen auf das "Alles-oder-Nichts-Prinzip"; geschädigte Embryonen sind mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht entwicklungsfähig; **van** den Daele 1985, **S.19**; Bräutigam und Mettler 1985, **S.54**.

³ Die technologischen Möglichkeiten haben sich vor allem seit 1978, seit der Geburt des ersten "Retortenbabys (**Louise Brown**), **rapide** erweitert; vgl. **van** den Daele 1985. S.17 ff.

soziale Doppelnatur" der Familie (König 1946, S.66) kann je nach medizinischer Raffinesse abgeschwächt oder völlig aufgelöst werden.

Das Prinzip der Filiation⁴, der verwandtschaftlichen Bindung zwischen zwei Generationen, kann dadurch abgeschwächt werden, daß nur noch ein Elternteil mit dem Kind genealogisch verbunden ist. Durch künstliche Befruchtung der Frau mit dem Samen eines anderen als des Ehemanns (heterologe Insemination) oder durch künstliche Befruchtung einer **Leihmutter**⁵ mit dem Samen des Ehemanns kann jeweils eine teil-filiative Fundierung der Eltern-Kind-Beziehung erreicht werden. Die bisher gültige Symmetrie der biologischen Beziehung **beider** Ehepartner zum Kind löst sich auf. Während Ehe bisher als privilegierte Sexualbeziehung (Tyrell 1978, S.639) die physische Fundierung sozialer Elternschaft leisten sollte, wird soziale Elternschaft unter dem **Einfluß** der Reproduktionstechnik zu einem Unternehmen, bei dem die fehlende biologische Zusammengehörigkeit durch neue Sinnsetzungen einer Eltern-Kind-Beziehung ausgeglichen werden muß.

Die Bindung von biologischer und sozialer Elternschaft kann ferner dadurch abgeschwächt werden, daß biologische Teil-Elternschaft, genauer gesagt: Teil-Mutterschaft konstruiert wird. Der Zugriff auf das Ei in der extrakorporalen Befruchtung (In-vitro-Fertilisation) hat seine in der Logik der technologischen Entwicklung konsequente Fortsetzung gefunden, dadurch daß das befruchtete Ei nicht in den Uterus der "Eispenderin" zurückgeführt werden muß, sondern auch einer anderen Frau transferiert werden kann. Wer auch immer die soziale Mutterschaft übernimmt, ob die genetische Mutter oder die das Kind austragende Mutter, in jedem Fall entsteht ein in der Menschheitsgeschichte **neues** Phänomen: Die doppelte biologische Mutterschaft **bzw.** - aus der Perspektive des Kindes gesehen - die geteilte biologische Mutterschaft ruft die Interpreten auf den Plan, die **mehr** Mutterschaft mal der einen, mal der anderen Frau zuschreiben. So entstehen **z.B.** familienrechtliche Konstrukte, die nach der Falsifikation von "**mater** semper certa est" die neue Wirklichkeit vermessen und mütterliche Zuständigkeit für ein Kind **fixieren** wollen. Der gegenwärtige **Regelungs-**bedarf für die veränderte Konstellation macht noch einmal deutlich,

4

Vgl. die Darstellung des Zuordnungsprinzips der Filiation von Meyer Fortes bei Tyrell 1978, S.619 f.

5

Vgl. die Mehrdeutigkeit des Begriffs Leihmutter bei der extrakorporalen Verfügbarkeit über das Ei bei van den Daele 1985, S.47 ff.

welche Orientierungskraft das aus der Mutter-Kind-Dyade entwickelte Filiationsprinzip für mütterliche Zurechnung und familiäre Zusammengehörigkeit in der Vergangenheit besaß.

Die "biologisch-soziale **Doppelnatur**" der Familie kann schließlich dadurch völlig aufgelöst werden, daß weder die genetische noch die das Kind austragende Mutter die **soziale** Mutterschaft übernimmt. Das Kind mit fünf Eltern - drei biologischen und zwei sozialen Eltern - ist die vorläufig letzte Konstruktion der Reproduktionsmedizin, solange nicht im frühen Stadium der Zellteilung die Zellkerne ausgewechselt werden und ein Kind mit vier genetischen Eltern entstehen kann⁶. Eine über fünf Eltern hinausgehende Fragmentierung von Elternschaft wird von ihren biologischen Voraussetzungen her zumindest gedanklich durchgespielt, wenn auch im allgemeinen aus ethischen Gründen verworfen (Bericht der **Benda-Kommission** 1985, S.35). Sie liegt von den Voraussetzungen der sozialen Elternschaft her auf der Hand; denn nichts spricht dafür, daß eine **Paarbeziehung** ohne gemeinsame biologische Elternschaft oder ohne jede verwandtschaftliche Beziehung zum Kind stabiler ist als andere (es sei denn, man unterstellt die aus der "Abweichung" entstehende Kohäsion)⁷. Das Phänomen ehelicher Sukzession könnte mit recht hoher Wahrscheinlichkeit noch einmal zu einer weiteren Fragmentierung von Elternschaft beitragen (vgl. Furstenberg, i.d. Band).

Während die Reproduktionstechnik das bisher weitgehend gültige Muster von Elternschaft aufbricht und auf den physisch gesunden Säugling setzt, taucht die Frage auf, wie alle an der biologisch-sozialen Elternkette Beteiligten und vor allem das aus fragmentierter Elternschaft hervorgegangene Kind das familiengeschichtliche Novum verarbeiten. Ich möchte im folgenden der Frage nachgehen, ob das Abrücken von institutionalisierten Mustern der Elternschaft in ähnlicher Weise machbar ist wie Eientnahme, Retortenbefruchtung und Embryotransfer. Ich möchte klären, ob die in ihrer Bedeitung für die Fundierung von Elternschaft heruntergespielte Biologie nur die **Existenzwerdung** eines Menschen und damit lediglich die

⁶ Vgl. zur im Tierexperiment bereits erreichten Verbindung von Zellkernen, die auf vier Elternteile verweisen, die Darstellung in: In-vitro-Fertilisation, Genomanalyse und Gentherapie 1985, S.34.

⁷ Gelegentlich wird auf die besondere Stabilität der Ehen nach heterologer Insemination verwiesen (Delaisi de Parseval, Janaud 1986, S.157); kritisch dazu Amendt 1986, S.140.

familiale Vorgeschichte berührt oder ob die biologische Familienkonstellation ihre Orientierungskraft für die gesamte Familiengeschichte behauptet.

Wenn ich **im** folgenden dem Aufbau familialer Wirklichkeit bei technologisch vermitteltem Lebensanfang nachgehe, beschränke ich mich auf die Fälle, bei denen nur einer der sozialen Eltern mit dem Kind verwandt ist. **D.h.** die künstliche Befruchtung mit dem Samen des Ehemanns oder die In-vitro-Fertilisation mit Eizelle und Samen der Ehepartner bleiben ausgespart^e. Auch die Situation der außerhalb der Kernfamilie stehenden biologischen Eltern, ihre Verarbeitung der Ei-, Samen oder **Embryo"spende"**, soll unberücksichtigt bleiben, **zumal** hierzu kaum empirische Daten vorliegen^s.

II. Eine sozialwissenschaftliche Folgeeinschätzung in Orientierung an der Adoptionsforschung und ersten empirischen Daten

Familiengründung unter dem Vorzeichen immer **neuer** Eingriffe in die Natur erscheint im Augenblick wie eine Kette neuartiger Geburtsstunden, über deren soziale Verarbeitung mit sozialwissenschaftlich befriedigender Sicherheit erst etwas gesagt werden kann, wenn alle Beteiligten ihr Leben gelebt haben. Da die technologische Entwicklung ihre Eigendynamik entfalten und auf Expansionskurs setzen wird, erscheint es sinnvoll, die Bedingungen von Familiengründung jenseits des traditionellen Musters von Elternschaft hypothetisch durchzuspielen und die Komplexität der Entscheidungssituation bei geplanter Elternschaft zu verdeutlichen. Der beginnenden gynäkologischen **Normalisierung** künstlicher **Familiengründung** (vgl.

⁸ Ausgeklammert werden ferner die Fälle, in denen durch **Gefrierkonservierung** von Samen oder Embryo für die Elternschaft bisher gültige Gleichzeitigkeit von Zeugung und Lebensanfang **durchbrochen** wird und die Generationenfolge nicht mehr klar auf der Zeitachse **verortet** werden kann.

⁹ Delaisi de **Parseval** und Janaud beschreiben den Samenspender als altruistischen Helfer und lassen die ökonomischen Aspekte in den Hintergrund treten. Sie thematisieren allerdings auch ungünstige Spenderkameran (1986, S.131 ff.). Pannor greift eine kalifornische Gesetzesvorlage zur **Legalisierung** der Surrogatmutter-schaft u.a. damit an, daß die Surrogatmütter in ähnlicher Weise wie die ein Kind zur Adoption freigebenden Mütter die Trennung vom Kind mit **Schuldgefühlen** und Trauer verarbeiten werden (**Brief** an eine Abgeordnete vom **26.3.1985**); vgl. auch Amendt **1986**, S.83 ff.

den Beitrag von Beck-Gernsheim, i.d. Band) sollen soziologische Überlegungen zum **Familienleben** und der zu der von den Beteiligten selbst zu leistenden Normalisierung gegenübergestellt werden.

Als Orientierungsrahmen für die Analyse **familialer** Wirklichkeit mit durchbrochenem Filiationsprinzip wähle ich die Adoptionsforschung, da sie den Extremfall einer biologisch nicht fundierten Eltern-Kind-Beziehung darstellt. Die von mir an der **Adoptivfamilie** beobachteten strukturellen Besonderheiten (Hoffmann-Riem 1984) sollen als roter Faden genutzt werden, um das nach technologischer Familienkonstruktion betretene Neuland der Eltern-Kind-Beziehung zu vermessen. Die **Adoptionsforschung** kann den Blick schärfen für die Leistungen, die die künstlich geschaffene Familie bei der Verarbeitung ihrer eigenen Andersartigkeiten bringen muß. Der **Übertragbarkeit** ihrer Ergebnisse sind jedoch durch die teilweise bestehende **filiative** Bindung sowie durch die Beteiligung der Eltern an der **Existenzwerdung** des Kindes Grenzen gesetzt.

Der an der Adoptionsforschung entwickelte Orientierungsrahmen soll soweit wie möglich durch empirische Daten gefüllt werden. Die **Absicherung** meiner Problemskizze ist jedoch im Hinblick auf die technologisch fortgeschritteneren Verfahren (**z.B.** die seit 1978 erfolgreich praktizierte extrakorporale Befruchtung) dadurch begrenzt, daß das Familienleben der immer noch geringen Zahl von "Pionierfällen" der **Fertilitätstechnologien**¹⁰ in ersten Anfängen steckt und zudem sorgfältig abgeschirmt wird. Erste Einblicke in die Verarbeitung der eigenen neuartigen **Familiengründung** liegen lediglich für die Phase vor, die in die Verantwortung des Arztes fällt, nämlich für die Zeit von der angestrebten Schwangerschaft bis wenige Wochen nach der Geburt des Kindes (Petersen 1985a, S.61).

Während die künstliche Familiengründung in ihren technologisch fortgeschrittenen Varianten **hier** außer acht bleiben muß, **läßt** sich der aus der Adoptionsforschung entwickelte Orientierungsrahmen mit Daten über eine mehr als 100 Jahre alte **Fertilitätspraxis** verbinden, die heterologe **Insemi-**

¹⁰

Die Zahl der Geburten nach In-vitro-Fertilisation betrug - weltweit - Anfang des Jahres 1984 bereits über 500 mit insgesamt fast 600 Kindern; bis Mitte 1985 wurden allein in der Bundesrepublik über 130 Kinder geboren: van den Daele 1985, S.18.

nation¹¹. Diese Form der Familiengründung ist in den Sozialwissenschaften so lange kaum beachtet worden, als man davon ausgehen konnte, es handle sich um eine sehr **kleine** Zahl von Fällen. Der aus der doppelten Vaterschaft entstandene Regelungsbedarf hat jedoch den deutschen Gesetzgeber schon 1908 auf den Plan gerufen (**Coester-Waltjen** 1986, B 27). Es wird vermutet, daß die heterologe Insemination erst seit Beginn der **70er Jahre** in Kliniken und gynäkologischen Praxen in größerem Ausmaß angewandt worden ist. 1983 schätzte man die Zahl der in der Bundesrepublik so gezeugten Kinder auf **500 - 1000** (Hölscher 1986, S.3). Seitdem soll jedoch die heterologe Insemination wieder in den Hintergrund getreten sein, nachdem eine Entscheidung des Bundesgerichtshofs den **Samenspender** unter bestimmten Bedingungen zum Unterhalt des von ihm gezeugten Kindes verpflichtet **hat**¹².

In deutlichem Gegensatz zur Routinisierung der heterologen Insemination in Kliniken und Praxen steht das Fehlen von Untersuchungen über den Aufbau des Familienlebens. Die mehr und mehr von Gynäkologen unterstellte Selbstverständlichkeit dieser Art von Problemlösung ist nicht durch Wissen über die Verarbeitung der **teil-filiativen** Elternschaft fundiert. Die Entwicklung bezieht **vielmehr** ihren Impetus aus der Faszination für das Machbare wie inzwischen auch aus den ökonomischen Interessen, die sich um das kostbare Gut Sperma angesiedelt **haben** (**Samenbanken**)¹³.

Mangels detaillierter **Forschung**¹⁴ werde ich mich im folgenden vor allem auf die Studie von drei englischen Bevölkerungswissenschaftlern stützen, die die Unterlagen einer seit **1940** die heterologe Insemination anwendenden gynäkologischen Praxis für die Zusammenstellung einer Stichprobe nutzen konnten (Snowden et al. 1983). Aufgrund der starken

¹¹ Die erste in der Literatur dokumentierte heterologe Insemination hat der amerikanische Arzt Pancoast 1884 in Philadelphia durchgeführt; vgl. Ingrid Beuerlein 1963, S.4.

¹² Vgl. Stark 1986: A 25; das Urteil des Bundesgerichtshofs wird dargestellt in Neue Juristische Wochenschrift 1983, S.2073; vgl. ferner Hölscher 1986, S.3.

¹³ Vgl. die Darstellung zum Apparat der Samenbanken bei Delaisi de Parseval und Janaud 1986, S.110 ff.; vgl. ferner Corea 1986, S.34-59.

¹⁴ Hinweise auf erste Studien zu vor allem noch sehr kleinen Kindern geben Delaisi de Parseval und Janaud 1986, S.153 ff.

Geheimhaltungsinteressen von Ehepaaren, die über die **heterologe** Insemination einer Familie gründen konnten, waren die Forscher in der Gesamtzahl von 480 **Geburten**¹⁵ auf jene angewiesen, bei denen ein Brief mit der Bitte um Forschungsbeteiligung keine unliebsamen Enthüllungen auslösen konnte, nämlich auf Ehepaare mit nicht mehr im Haus lebenden volljährigen Kindern bzw. auf Paare mit noch sehr kleinen Kindern (19 bzw. 57) Interviews, Snowden et al. 1983, S.77, 80). Die Interviews wurden in Orientierung an einem situationsflexibel eingesetzten Leitfaden durchgeführt (S.77). Das **Übergewicht** der noch sehr jungen Familien in der Stichprobe sowie die Selbst-Selektivität bei den älteren - kontaktiert wurden nur diejenigen, die die Verbindung zur gynäkologischen Praxis gehalten hatten - müssen in Rechnung gestellt werden, wenn es darum geht, die strukturellen Besonderheiten eines Familienlebens mit nur teilweise bestehender **filiativer** Bindung herauszuarbeiten.

In grober Orientierung an der Chronologie des Ereignisablaufs soll nun ein Ausblick auf die Anforderungen vermittelt werden, die sich einem Familienleben mit fragmentierter Elternschaft stellen können.

111. *Vom Kinderwunsch zum Kind*

Unfreiwillige **Kinderlosigkeit** durchkreuzt die biographische Planung **zweier** Menschen an einem zentralen Punkt; der so entstehende **Leidensdruck** kann gar nicht überschätzt werden. Erzählungen von Adoptiveltern¹⁶ verdeutlichen, wie sehr das eigene, das leibliche Kind in den **Biographieentwurf** von Erwachsenen eingegangen ist. Gerade die Erfahrung fehlender Handlungsautonomie in der eigenen Reproduktion läßt den Wert des biologisch zugehörigen Kindes zutage treten. Insofern bietet die Leidenserfahrung unfreiwillig kinderloser Paare einen Zugang auch zum "Normalfall" von Familiengründung: Was im allgemeinen aufgrund der unbezweifelten Normalität biologischer Familiengründung nicht reflektiert

¹⁵ Die Zahl der heterologen Inseminationen in der gynäkologischen Praxis, auf deren Daten die Studie beruht, verdoppelte sich fast jedes Jahrzehnt: 1940 - 50 76 Fälle; 1951 - 60 128 Fälle; 1961 - 70 256 Fälle; 1971 - 80 437 Fälle; Snowden et al. 1983, S.73.

¹⁶ Zusammen mit Studenten habe ich 1978 30 narrative Interviews mit Adoptiveltempaaren durchgeführt. Zur Auswertung der detaillierten Familiengeschichten siehe Hoffmann-Riem 1984.

wird, aber dennoch handlungsleitend ist, tritt im "abweichenden Fall" zum Vorschein.

Die Adoptionsforschung verdeutlicht **z.B.**, wie sich der **Kinderwunsch** bei unfreiwilliger Kinderlosigkeit steigert, weil das Kind zur Einlösung des eigenen Biographieentwurfs *gebraucht* wird. Solange der Zugang zum Kind wie selbstverständlich gegeben ist, wird nicht erkennbar, wie sehr das Kind zur Realisierung des eigenen **Lebensplans** instrumentalisiert wird (Hoffmann-Riem 1984, S.35). Je mehr die Natur das Kind zu versagen droht, desto deutlicher tritt der instrumentelle Charakter des Kindes zutage. Während prospektive Adoptionsbewerber ihren Plan der **Familiengründung** vom Typ "mein Kind" auf den Typ "fremdes Kind verlagern, eröffnen die Fertilitätstechnologien neue Zwischenformen.

Mit den Angeboten der Medizin bietet sich unfreiwillig kinderlosen Paaren die Möglichkeit, die Adoption als Familiengründung ohne filiative Bindung zu umgehen und die geplante **Elternrolle** bei einem der Partner auch biologisch zu begründen. Dieses Halb- und-Halb - das Festhalten an uralten für Elternschaft konstitutiven Elementen bei gleichzeitigem Verstoß gegen sie - spiegelt die schillernde **Bedeutung** der Biologie bei der neuen künstlichen Familiengründung. Während die Biologie als Fundament einer lebenslang zu lebenden sozialen Elternschaft für einen Elternteil in Geltung bleiben soll, wird sie für den anderen (sozialen) Elternteil außer Kraft gesetzt. Während die biologische Bindung zu dem einen Elternteil zählen soll, wird gleichzeitig die verwandtschaftliche Beziehung zu dem außerhalb der Familie stehenden (biologischen) Elternteil heruntergespielt. Meine These lautet:

- (1) ***Familiengründung mit verwandtschaftlicher Zugehörigkeit des Kindes zu nur einem Elternteil beruht auf einem Entscheidungsprozeß, der widersprüchliche Tendenzen in der Bewertung von Biologie und Verwandtschaft aufweist.***

Die Faszination für das eigene, das leibliche Kind tritt ganz besonders deutlich zutage, wenn das eigene Kind auch da noch angestrebt wird, wo es nicht mehr das gemeinsame leibliche Kind **beider** Ehepartner ist. Die archaische Sogkraft der Identität von Fleisch und Blut, die in der Anthropologie so häufig nachgewiesen worden ist (Tyrell 1978, S.622), entfaltet ihre Anziehung auch da noch, wo die Mutter das Kind nur mit Hilfe technologischer **Vorkehrungen** und der "Substanz" eines Dritten "aus ihrer eigenen physischen Substanz" (Malinowski 1948, S.225) heraussetzen kann.

Die von den englischen Bevölkerungswissenschaftlern interviewten Paare begründen die **Überlegenheit** der heterologen Insemination gegenüber der Adoption damit, daß das Kind als Teil eines der Partner *mehr* ihr eigenes sei (Snowden et al. 1983, S.87; Herrmann et al. 1984, S.723). Schwangerschaft und Geburtserfahrung werden als sozial bedeutsames biologisches Ereignis herausgestellt: Ganz auf der Linie der oben beschriebenen **Instrumentalisierung** des Kindes verhelfen sie der Frau, sich als Frau vollständig zu fühlen (Snowden et al. 1983, S.86 f.). Sie begründen zudem eine engere Bindung zum Kind (Snowden et al. 1983, S.87; Herrmann et al. 1984, S.723).

Während so einer der Partner die Biologie und ihre sozialen Leistungen mit allen verfügbaren Mitteln zu nutzen versucht, geht der andere eine Familiengründung ohne biologische Absicherung ein. Je mehr ein Partner auf das "eigene" Kind setzt, desto mehr muß die eheliche Wirklichkeit so konstruiert werden, daß das nicht-eigene Kind nicht als das nicht-eigene, sondern als das mit-eigene erfahren wird¹⁷. Dies wird über die Sozialisation zur **Vaterrolle** - durch Anteilnahme an Schwangerschaft und Geburt - angestrebt (Snowden et al. 1983, S.87).

Der Weg zur Wahrnehmung des Kindes als "unser Kind ist jedoch ferner dadurch erschwert, daß mit der Akzentuierung des "Eigenen" auch der Dritte ins **Blickfeld** treten könnte, dessen "eigen" das Kind auch ist. Wie die englische Studie verdeutlicht, arbeiten viele Ehepaare **daran**, den Samenspender als Person nicht ins **Bewußtsein** treten zu lassen (Snowden et al. 1983, S.93)¹⁸. Folgt man den Äußerungen der Befragten, so erscheint er im allgemeinen wie eine Leerstelle ("a complete **blank**", S.93) im Leben der von ihm **mitbegründeten** Familie. Er ist der schemenhaft **bleibende Zulieferer**, auf dessen sorgfältige genetische Prüfung man hofft (Snowden et al. 1983, S.88). Der Bremer Psychoanalytiker Gerhard Amendt geht jedoch davon aus, daß der Dritte im Bunde **die** Phantasien der Partner nicht nur am Rande beschäftigt (Amendt 1986, S.127 ff.). Auch die Adoptionsforschung verdeutlicht, daß die leiblichen Eltern tief in das Familienleben eindringen können (Hoffmann-Riem 1984, S.228 ff.,

¹⁷ Bei Snowden et al. (1983) wird über die Ehepartner berichtet, sie hätten als Vorteil der heterologen Insemination gegenüber der Adoption hervorgehoben "that the child would be more 'theirs'" (S.37).

¹⁸ Ähnliche Beobachtungen werden berichtet bei Herrmann et al. 1984, S.721 f.; Delaisi de Parseval und Janaud 1986, S.124, 130, 143.

285 ff.). So ist nicht auszuschließen, daß die Faszination für das Eigene ihre konsequente Fortsetzung **darin** findet, daß auch der Genitor - mehr als den anderen Eltern lieb - in der Existenz des Kindes gespiegelt wird.

Die Hervorbringung des eigenen Kindes durch heterologe Insemination wie erst recht durch In-vitro-Fertilisation ist von technologischen **Prozeduren** abhängig, bei denen sich die Frau im allgemeinen über einen längeren Zeitraum hinweg **der** künstlich korrigierten Biologie körperlich ausliefert. Sie vertraut sich der Eigengesetzlichkeit der medizinischen **Handlungsmuster** an und verzichtet - um des Kindes willen - auf die Selbstbestimmung über ihren Körper, ihre Zeit und ihre alltäglichen Handlungsabläufe. Der Leidensdruck der Kinderlosigkeit **verwandelt** sich im Kampf mit der technologisch gestützten Biologie in Leidensbereitschaft. Ich möchte deshalb die folgende These formulieren:

- (2) *Familiengründung mit verwandtschaftlicher Zugehörigkeit des Kindes zu nur einem Elternteil beruht auf einem technologischen Konstruktionsakt, der im Durchbrechen der "natürlichen Ordnung" den prospektiven Elternteil auf seine Biologie zurückwirft.*

So wie der Samenspender als Mann auf sein Ejakulat reduziert wird, wenn er - vielleicht angeregt durch pornographische Poster - seine Leistung^{ig} erbringt, so tritt auch die Frau als Person hinter ihrer Biologie zurück. Die **sexualitätslose** Zeugung **verweist** den prospektiven Elternteil mit der Überwindung der **leib-seelischen** Vereinigung auf seine Biologie und **deren** technologische Beherrschung. Auch wenn die heterologe Insemination einen etwa im Vergleich zur extrakorporalen Befruchtung relativ **geringfügigen** Eingriff darstellt, dominiert sie den Alltag der Frau bereits in beträchtlichem Maße. So begaben sich die Hälfte der in der englischen Studie erfaßten Frauen zu mehr als fünf Inseminationsterminen in **die** für sie meist weit entlegene gynäkologische Praxis; **d.h.** während mehr als fünf Menstruationszyklen mußte der voraussichtliche Eisprung berechnet und der Bestimmung des Inseminationszeitpunkts **zugrundegelegt** werden

(Snowden et al. 1983, S.61)²⁰. Vier Schwangerschaften wurden erst nach mehr als 30 Versuchen ausgelöst (Snowden et al. 1983, S.62). Der extrakorporalen **Befruchtung** geht im allgemeinen eine durch verschiedene Hormongaben ausgelöste "Superovulation" voraus: Durch einen operativen Eingriff (Bauchspiegelung) werden der Frau **sodann** mehrere Eier entnommen, die in einer Lösung mit männlichem Samen (im allgemeinen dem Samen **des** Ehemanns) befruchtet und bis zum Vier- bis Acht-Zellstadium kultiviert werden. Sie werden danach mit **einem** Katheter in den Uterus eingeführt (Mettler et al. 1984, S.672), und die Frau muß zur Begünstigung der Einnistung mehrere Stunden still (in Schräglage) liegen. Diese nicht nur unangenehm, sondern zum Teil auch schmerzhaften Prozeduren führen in einer **kleinen** Zahl von Fällen - etwa 15 % - zu der erhofften Schwangerschaft²¹, während bei heterologer Insemination in der englischen Studie eine Erfolgsquote von knapp 50 % ermittelt wurde (Snowden et al. 1983, S.62).

Das Durchbrechen der "natürlichen Ordnung" kann dazu führen, daß der Körper der Frau - für sie selbst nicht durchschaubar - Signale des Widerstands ausstrahlt. Petersen weist auf das Beispiel einer Patientin hin, die ihm nach heterologen Inseminationsversuchen nach acht Monaten berichtete: "Eine halbe Stunde vor der Sameneinspritzung merke ich, wie mein Unterleib sich verkrampft - aber ich muß das **über** mich ergehen lassen" (Petersen 1985b, S.69). Diese heroische Opferhaltung bietet den Nährboden für den Fortschritt der Reproduktionstechnologie, während **sie** gleichzeitig **eine** Reihe von Psychoanalytikern und Psychosomatikern zu Kritikern des "**Kinder-Machens**" **werden** läßt. Amendt hat **z.B.** die Reproduktionstechnologie zum medizinischen "Bypass-Prinzip" erklärt, das - indem es Symptombeseitigung statt Konfliktbearbeitung betreibt (Amendt 1980, S.100) - eine Fülle neuer Konflikte entstehen läßt: Für die Eltern bleibt die Differenz zwischen "ein Kind haben" und "ein Kind gezeugt haben" lebenslang bestehen (Amendt 1986, S.109).

Als Psychoanalytiker deutet Petersen verschiedene in der Berliner "Kinderwunschsprechstunde" (Petersen 1985a, S.57 ff.) ermittelte Einblicke

²⁰ Eine noch ungünstigere Erfolgsbilanz stellen Delaisi de Parseval und Janaud (1986, S.148) dar: Nach den Berechnungen einer Samenbank ereignen sich 50 % der Schwangerschaften erst innerhalb eines Jahres.

²¹ Vgl. Mettler et al. 1984, S.675; van den Daele 1985, S.18; Corea 1986, S.116; Trotnow et al. 1984, S.375.

in die Verarbeitung von **Fertilitätseingriffen** als Zeichen eines psychischen Widerstandes von Frauen gegen ein Kind: Die erhöhte Rate von **Aborten**²² und operativen Entbindungen, von klinisch behandlungsbedürftigen Schwangerschaftserbrechen sowie die geringe Häufigkeit und Dauer des **Stillens** weisen aus seiner Sicht **darauf** hin, daß die Sterilität der Ehe als Schutzmechanismus gegenüber Forderungen durch Elternschaft gewirkt hat. Petersen deutet den Rückgriff kinderloser Frauen auf die **reproduktions**stechnologischen Angebote als einen Akt der Verdrängung, den der Arzt wie in einer zweiten Verdrängung - "der iatrogenen Verdrängung" (Petersen 1985b, S.70) - überlagert und damit verstärkt.

Ich möchte im folgenden nicht den Ursachen der Kinderlosigkeit und ihrer angemessenen Verarbeitung nachgehen (vgl. auch den Beitrag von Nave-Herz, i.d. Band), sondern mich auf die sozialen Folgen des **Fertilitätseingriffs** konzentrieren. Es wird sich zeigen, daß die ambivalente Bewertung einer verwandtschaftlichen Beziehung zum Kind die **Selbstverortung** als Eltern, ihre Beziehung zum Kind wie auch zu signifikanten Interaktionspartnern entscheidend beeinflusst.

IV. Der Aufbau der teil-filiativen Familie: die emotionale Beziehungsqualität

Ob sich die durch heterologe Insemination zu Eltern gewordenen Paare nach der Geburt des Kindes als authentische **Eltern** fühlen können, hängt entscheidend davon ab, ob sie eine affektive Beziehung zu ihrem Kind herstellen können. Die Adoptionsforschung verdeutlicht, wie sehr **Familie** heute als emotionale Einheit typisiert wird. Die narrativen Interviews mit Adoptiveltern lassen erkennen, daß das Erreichen einer emotionalen Beziehungsqualität zwischen Adoptiveltern und Kind das Kriterium wird, an dem sich das Einholen des "Normalfalls" von Familie, der biologisch begründeten Familie, **entscheidet** (Hoffmann-Riem 1984, S.185 ff.). Die durch heterologe Insemination zur Elternschaft gekommenen Paare haben mit ihrer Teil-Filiation gegenüber Adoptiveltern den Vorteil, daß nicht beide Eltern der aus der Adoptionsforschung bekannten bangen Frage

nachgehen müssen: "Kann ich ein fremdes Kind liebhaben?" (Hoffmann-Riem 1984, S.151). Das emotionale **Bindungspotential** von Verwandtschaft wird bei der Begründung der heterologen Insemination von den Paaren selbst angeführt. Wir wissen jedoch nichts darüber, wie etwa während der Schwangerschaft die Asymmetrie der verwandtschaftlichen Beziehung zum Kind **verarbeitet** wird. Die durch heterologe Insemination zu Eltern gewordenen Paare haben gegenüber Adoptiveltern ferner den Vorteil, daß sie vom Beginn des kindlichen Lebens an in ihre Elternrolle hineinwachsen können. Die Geschichte des Kindes ist für sie transparent * abgesehen von seinem väterlichen Ursprung.

Berücksichtigt man das hohe Potential eines Säuglings, Eltern für sich zu gewinnen, sie in seiner Kleinheit und Hilfsbedürftigkeit für sich zu vereinnahmen, dann kann das Erreichen einer emotionalen Beziehungsqualität bei teil-filiativer Elternschaft mit großer Wahrscheinlichkeit erwartet werden. Wenn das noch junge Adoptivkind bei seinen Eltern sehr bald die Gewißheit auslösen kann: "Es ist wie ein eigenes Kind", wird auch das aus heterologer Insemination hervorgegangene Kind seinen sozialen Vater so an sich binden können, daß er das Kind - gegen alle anfänglichen **Zweifel**²³ - wie ein eigenes erlebt. Ich möchte deshalb die folgende These formulieren:

- (3) *Der Aufbau einer emotionalen Beziehungsqualität zwischen Eltern und Kind ist nicht an die Filiation gebunden. Die Asymmetrie der (biologischen) Beziehung beider Eltern zum Kind kann im familialen Alltag über weite Strecken peripher bleiben.*

Der Tenor der englischen Studie ist denn auch mit Blick auf die noch jungen Familien: "They all loved their babies and were happy to have them". Einige Väter wurden als besonders eng ihrem Kind verbunden dargestellt. Der mühevolle Weg zum Kind scheint das Glück der Zusammengehörigkeit besonders ins **Bewußtsein** treten zu lassen (Snowden et al. 1983, S.81).

Die keineswegs selbstverständliche, sondern erst herzustellen Zuordnung des Kindes zu sich selbst spiegelt sich in der folgenden Äußerung eines Vaters: "The fact it was not mine - they are, I know, they are mine - but it was in the back of my mind that it was **never** mine, **never** my child - I wasn't the one, the father - but I mean I know they are mine **now**, they always will be mine (.../)", Snowden et al. 1983, S.91.

Es deutet jedoch auch einiges **darauf** hin, daß die Asymmetrie der biologischen Beziehung zum Kind den Aufbau einer selbstverständlichen familialen Zusammengehörigkeit und elterlichen Zuständigkeit **belasten** kann. Die Verunsicherung des sozialen Vaters zeichnet sich in **der** englischen Studie weniger an der Perspektive des Ehemanns als an der **Meta-**perspektive seiner Frau ab: **Indem Frauen** die mögliche Distanziertheit ihres Mannes antizipierten, versuchten sie, ihn **besonders** intensiv in **die** Kommunikation mit dem Kind einzubeziehen (S.90) oder ihn besonders intensiv vor der Kommunikation mit dem Kind zu schützen, wenn dieses seine weniger freundlichen Seiten zeigte (S.91). Bei gelegentlichen Hinweisen auf ungünstige Folgen, wenn dem sozialen Vater die Ressource der leiblichen Beziehung **zum** Kind fehlt, wird insgesamt das Bild einer emotional gelingenden Eltern-Kind-Beziehung gezeichnet. Die Geschichte der "emotionalen Normalisierung" ("es ist wie ein eigenes Kind", **Hoffmann-Riem** 1984, S.187) birgt nun jedoch Gefahren, wenn es darum geht, die dennoch bestehende Andersartigkeit **der** eigenen Familie zu verarbeiten.

V. Das gewonnene Kind und die sozialen Barrieren gegenüber anderen

Die teilweise bestehende verwandtschaftliche Beziehung zum Kind verleitet dazu, das Kind als das eigene Kind des Ehepaares erscheinen zu lassen und sich dem Zuordnungsprozeß zu **überlassen**, **der** familiale Zusammengehörigkeit **unterstellt**: Die Einheit von Eltern und Kind oder von schwangerer Frau und Ehemann wird nach **allen** in unserer Gesellschaft gültigen "Regeln der Mitgliedschaftskategorisierung" (Sacks 1972, S.332 ff.) als Familie gedeutet.

Gerade das biologische Hineinwachsen in die Elternrolle **verführt** dazu, die Andersartigkeit der **eigenen** Statuspassage zu verschleiern. Dagegen stehen Adoptiveltern unter einem anderen Legitimationsdruck, wenn sie ihre meist plötzlich durch sozialbürokratische Vermittlung entstandene Familie ausweisen sollen. Doch selbst in Adoptivfamilien sind viele Strategien eingesetzt worden, die eigene Andersartigkeit zu verheimlichen und so zu tun, als ob man eine normale Familie sei. Diese "Normalisierung als

ob" durch Verschweigen (durch die Schaffung eines "geschlossenen **Bewußtheitskontextes**"²⁴: Hoffmann-Riem 1984, S.217) beruht auf der Unterstellung, daß die eigene vom Normalitätsmuster der biologisch begründeten Familien abweichende Familienform von anderen als unterlegen eingestuft werden könnte und deshalb diskreditierbar sei. Während jedoch unter Adoptivfamilien die Zahl derjenigen zunimmt, die sich zu ihrer Andersartigkeit bekennen und die dennoch bestehende Normalität ihrer Eltern-Kind-Beziehung offen ausleben ("Normalisierung eigener Art"), scheinen die durch heterologe Insemination zu Eltern gewordenen Paare in der überwältigenden Mehrheit ihre "Abweichung" zu verbergen²⁵.

Dazu noch einmal ein Blick auf die Entstehungsgeschichte der Familie: In vielen Fällen von männlicher Sterilität begibt sich die Frau in die Patientinnenrolle und erklärt anderen ihre langen und häufigen Abwesenheitszeiten mit dem Hinweis auf gynäkologische Probleme (Snowden et al. 1983, S.104; Herrmann et al. 1984, S.722). Nach gelungener Schwangerschaft lassen die Paare - von wenigen Ausnahmen abgesehen - die Fiktion gemeinsamer biologischer Elternschaft entstehen. Sie hoffen **darauf**, daß der Samenspender in seinem Phaenotyp Ähnlichkeit mit dem prospektiven sozialen Vater aufweist (Snowden et al. 1983, S.92; Herrmann et al. 1984, S.721). Da im übrigen auch zum Zeitpunkt der Insemination der eheliche Geschlechtsverkehr aufrechterhalten wird - manche Ärzte empfehlen dieses Arrangement zur Minimierung der Differenz (Snowden et al. 1983, S.100), gewinnt die gemeinsame Elternschaft weitere Plausibilität. Die Paare selbst erklären ihre "Normalisierung als **ob**" mit der Irrelevanz ihrer Familiengründung für andere: "Das geht niemanden etwas an" (Snowden et al. 1983, S.80, 106; Berger 1980, S.1049). Doch während sie für sich

²⁴ Mit **der** Unterscheidung von "offenem" und "geschlossenem" Bewußtheitskontext habe ich auf die von Glaser und Strauss geprägte **Begrifflichkeit** zurückgegriffen, mit der die Steuerung der **Wissensvermittlung** bei einer **potentiell** bedrohlichen Nachricht erfaßt wird: Glaser und Strauss 1974, S.215.

²⁵ Die in verschiedenen Studien genannten Zahlen zur Geheimhaltung schwanken. So wird in der englischen **Studie** berichtet, von 57 Paaren hätten nur zwei einen offenen Bewußtheitskontext gegenüber Verwandten und Freunden hergestellt, während 33 Paare niemandem etwas mitgeteilt hätten (Snowden et al. 1983, S.94). Corea (1986, S.56) berichtet über Informationen einer Samenbank, nach denen 99 % der **Bewerber** niemandem etwas sagen wollten. Delais de **Parseval** und Janaud (1986, S.153) gehen von 80 % **Geheimhaltungsplänen** aus; ebenso **Herrmann et al.** (1984, S.720).

selbst an der Irrelevanz der heterologen Insemination arbeiten, baut sich etwas zwischen ihnen und ihren Interaktionspartnern auf: Die Angst vor dem Aufdecken der eigenen Familiengründung und der **Verständnislosigkeit** selbst der eigenen Eltern wie auch das schwer durchzuhaltende Schweigen (Snowden et al. 1983, S.115) bringen das Paar mit der Ankunft des Kindes in Distanz zu anderen wichtigen Interaktionspartnern. Meine These lautet:

- (4) *Familiengründung mit verwandtschaftlicher Zugehörigkeit des Kindes zu nur einem Elternteil beruht auf einem Konstruktionsakt, der mit dem Durchbrechen der "natürlichen Ordnung" soziale Barrieren für die Eltern errichtet.*

Wenn Paare Verwandte und **Freunde** der Täuschung überlassen, als sei das Kind ihr gemeinsames Kind und als sei es das Enkelkind der Großeltern (väterlicherseits), dann steht diese Strategie der "Normalisierung als ob" in deutlichem Gegensatz zu heute hochbewerteten Qualitäten von Kommunikationsbeziehungen: Offenheit und Authentizität treten als Orientierungsgrößen in den Hintergrund. Der falsche Schein von Normalität muß ständig erneut in Geltung bleiben, etwa wenn Freunde und Verwandte die Ähnlichkeit des Kindes mit seinem sozialen Vater konstatieren. Eine der wenigen Frauen in der englischen Untersuchung, die ihre Eltern und Schwiegereltern über die heterologe Insemination aufgeklärt hatte, begründete ihren Schritt so: "Ich hätte es nicht ausgehalten, wenn Leute (nach der Geburt, **C.H.-R.**) ins Krankenhaus gekommen wären - vor allem meine Schwiegereltern - und gesagt hätten: 'Oh, er hat *seine* Nase oder *seine* Ohren' oder was auch immer" (Snowden et al. 1983, S.94).

Während unsere Gesellschaft insgesamt zur Enttabuisierung privater, intimer Ereignisse neigt und Themen wie Sexualität und Kinderwunsch gegenüber signifikanten anderen außerhalb der Ehe nicht "exkommuniziert" werden, scheint sich mit den Reproduktionstechnologien eine von modernen Wertorientierungen teilweise abgekoppelte Welt reduzierter Reziprozitätserwartungen herauszubilden, in der der Sozialforscher als Mitwisser schon fast wie ein Therapeut wirkt und erwartungsvoll als Botschafter der Ereignisse in den anderen - unbekannten - **"Inseminationsfamilien"** aufgenommen wird (Snowden et al. 1983, S.79). Insoweit kollidiert die moderne Fertilitätstechnologie mit den kommunikativen Anforderungen, denen Paare beim Aufbau einer auch mit andern geteilten Welt ausgeliefert sind. Die gynäkologischen Normalisierungsbemühungen finden

vorerst kein Pendant in den allgemeinen gesellschaftlichen **Normalitätsvor-**stellungen von Familie, wie sie Ehepaare bei Nutzung der heterologen Insemination als in der Gesellschaft wirksam unterstellen. **Der** Arzt bleibt in vielen Fällen **der einzige** Dritte im Geheimbund beim Durchbrechen der "natürlichen Ordnung".

Die gesellschaftliche Bewertung der heterologen Insemination kann sich zweifellos ändern, **wie** sich der Status des nichtehelichen Kindes oder der **Adoptivfamilie** gewandelt hat. Aber eine gesellschaftliche Normalisierung kann nur einsetzen, **wenn** die Paare selbst die Andersartigkeit ihrer Familie nicht leugnen, sondern offen ausleben ("Normalisierung eigener Art") - mit allen Risiken für sich und das Kind, die in **der** nächsten Zeit bei diesem Prozeß zu erwarten wären^B. Aber selbst wenn denkbar wäre, daß fragmentierte Elternschaft als Lösung von Sterilitätsproblemen mit wachsender **gesellschaftlicher** Akzeptanz rechnen könnte, **bliebe** die Frage, wieweit sich das Kind in dem **Geflecht** von biologischer und sozialer Elternschaft **zurechtfinden** kann. **Dazu im** folgenden mehr.

VI. Die Kommunikation zwischen Eltern und Kind: wahrheitsgemäße oder falsche Selbstverortung und ihre Belastungen für das Kind

Das **allmähliche** Hineinwachsen in die **Elternrolle** während der Schwangerschaft und die bald einsetzende emotionale Bindung an das Kind begünstigen die Verdrängung **der** eigenen **familiären** Andersartigkeit. Das Wissen um die Differenz bricht sich manchmal Bahn, etwa wenn die sozialen Väter **den** biologischen **Vätern** die authentische Elternschaft zuschreiben ("the real father": Snowden et al. 1983, S.53, 91), doch scheinen die Partner insgesamt an **einem** elterlichen Selbstkonzept zu arbeiten, das die aus vielen **Adoptivfamilien** bekannte "Normalisierung als **ob**" spiegelt: **Sie** minimieren die biologische Differenz ("rejection-of-difference"; Kirk 1964, S.58) und beschränken **die** Rolle des Genitors auf den Moment der Befruchtung, jenen kurzen **Moment**, der vor dem Hintergrund von Schwangerschaft und sozialer Elternschaft verblassen kann (Snowden et al. 1983,

²⁶ Ein offener **Bewußtseinskontext** wird von einigen lesbischen Frauen praktiziert, die mit dem Hinweis auf eine Samenbank **oder** die Selbst-Insemination die Umgehbarkeit einer Partnerbeziehung betonen; vgl. Corea 1986, S. 46.

S.141). Der für Verwandte und Freunde so leicht herstellbare Schein biologischer Elternschaft begünstigt das elterliche Selbstverständnis, daß das Kind *ihr* Kind sei. Die von anderen im ungebrochenen Vertrauen in die biologische Zusammengehörigkeit von Eltern und Kind erbrachte **filiative** Zuordnung verstärkt den Rahmen, in dem die Eltern die Filiation simulieren und ihre **biologische** Teilelternschaft in Vollerlternschaft umdeuten.

Dem geschlossenen Bewußtheitskontext gegenüber anderen außerhalb der Kernfamilie entspricht, daß fast alle der durch heterologe Insemination zu Eltern gewordenen Paare ihr Kind nicht über seine genealogische Zugehörigkeit aufklären möchten (Snowden et al. 1983, S.116). Unter dem Eindruck der faktischen Elternschaft spielen sie die mögliche Relevanz einer derartigen Offenbarung herunter (Snowden et al. 1983, S.117). Mit der "Normalisierung als **ob**" wollen sie das Kind vor den hoch veranschlagten Risiken einer gesellschaftlichen Stigmatisierung oder einer persönlichen Verunsicherung (Snowden et al. 1983, S.90, 118) schützen. Vor allem die sozialen Väter lassen jedoch auch durchblicken, daß sie nicht Gefahr laufen möchten, die Zuneigung des Kindes zu verlieren (Snowden et al. 1983, S.118 f.).

Die Strategien der Paare ähneln denen, die lange Zeit das Geschehen in der **Adoptivfamilie** beherrschten. Die Adoptionsforschung hat jedoch in der Zwischenzeit gezeigt, daß die so häufig von den sozialen Eltern unterstellte Irrelevanz des Wissens um die eigene Herkunft von den betroffenen Kindern selbst als Fiktion enthüllt wird. Die Adoptierten geben ihren Eltern zu verstehen, daß für sie genealogische Verbundenheit zählt, so wie sie für ihre Eltern gezählt hat, als sie das ihnen verwandtschaftlich zugehörige Kind erreichen wollten. Im Hinblick auf die heterologe Insemination stellt sich die Frage, ob die quantitative biologische Differenz zur Adoption (Teil-Elternschaft) den Stellenwert des Herkunftswissens qualitativ verändert, oder anders gefragt: Verarbeitet das Kind die halbe **Fehl**verortung als ganzheitliche Fehlverortung oder als nur periphere **Korrektur**bedürftigkeit des eigenen Selbstbildes?

Die britische Studie trägt zur Klärung dieser Frage wenig bei, da die Forscher nur auf insgesamt sieben Fälle von Aufklärung gestoßen sind (Snowden et al. 1983, S.97 f.). In mehreren dieser Beispiele löste das Aufdecken der eigenen Fehlverortung kein Trauma aus, da die Nachricht vom anderen biologische Vater wie eine Befreiung wirkte: So konnten **z.B.** bei der eigenen Familiengründung aufbrechende Sorgen vor der Erbllichkeit eines physischen oder psychischen Problems des (sozialen) Vaters

dadurch überwunden werden, daß der wahre biologische Vater schließlich in die Lebensgeschichte eines Menschen eingeführt wurde. Die Studie spricht jedoch auch von der Last des Verdachts, die einige Kinder oder junge Erwachsene über Jahre getragen und nicht gegenüber den Eltern angesprochen haben (Snowden et al. 1983, S.99). Während insgesamt jedoch der Tenor der Untersuchung - mit Blick auf sieben Erwachsene - positiv ist²⁷, weisen erste Ergebnisse einer noch nicht veröffentlichten kalifornischen Studie in eine andere Richtung: Die nicht selten in **familialen** Konfliktsituationen offenbarte andere Herkunft kann eine Erschütterung der Selbstverortung auslösen, die die soziale Handlungskompetenz nachhaltig beeinträchtigt²⁸. Da die fundamentale Verunsicherung bei der Aufklärung über die andere Herkunft aus **Adoptiv-** wie auch **Stiefkindstudien** bekannt ist, möchte ich folgende These formulieren:

- (5) *Die durch heterologe Insemination zu Eltern gewordenen Paare können nicht darauf hoffen, daß ihre soziale Elternschaft wie auch die teilweise bestehende biologische Elternschaft die falsche genealogische Selbstverortung des Kindes nicht zu einem Problem werden lassen.*

Spätestens seit Erikson vor dem Hintergrund eigener leidvoller Erfahrungen als Stiefkind die Bedeutung der psychohistorischen Dimension in der **Identitätsfindung** herausgestellt und den Blick auf die genealogische **Verortung** gelenkt hat (Erikson 1977, S.17), kann nicht mehr unterstellt werden, eine liebevolle und verantwortungsbereite Hinwendung der sozialen Eltern zu ihrem Kind könne das Wissen um den eigenen Ursprung überflüssig machen.

²⁷ Eine Aussage wie die: "**They were all enjoying** life and happy to be **alive** and realised that they owed their **existence** to **AID**" (Artificial Insemination by Donor, C.H.-R., Snowden et al. 1983, **S.98**) muß vor dem **Hintergrund** der **Selbst-Selektivität** der Stichprobe gesehen werden.

²⁸ Gespräch mit Pannor (Vista del Mar **Child-Care Service**) am 25.4.1985 in Los Angeles: Er verweist auf ernste psychologische Probleme, vor allem Probleme geringen **Selbstwertgefühls**, bei einer Reihe von Kindern aus **heterologer** Insemination. Er beschreibt Einzelfälle, bei denen nach einer von ehelichen Konflikten umrahmten Offenbarung die Jugendlichen oder jungen Erwachsenen lange Zeit nicht zur Bindung an einen Partner fähig waren.

Wenn Eltern in gutem Glauben, ihr aus heterologer Insemination hervorgegangenes Kind zu schützen, die Herkunft aus der Kommunikation ausklammern, wird sich das Kind als leibliches Kind seiner Eltern **verorten**²⁹. Die Eltern können auf diese Weise die Rivalität um die authentische Elternschaft überspielen und den biologischen Vater vermeintlich aus dem Familiengeschehen entrücken, sie bauen jedoch gleichzeitig eine Barriere zwischen sich und dem Kind auf. Die Chancen der Familie zur Selbstthematisierung (vgl. den Beitrag von **Alois Hahn**, i.d. Band) sind begrenzt, **zumal** die Fiktion der gemeinsamen biologischen Elternschaft ständig erneut inszeniert werden muß (**z.B.** bei Themen wie Ähnlichkeit und Vorfahren). Die Angst vor einer Enthüllung der Herkunft durch andere belastet die elterliche Selbstvergewisserung.

Die in der **Adoptivfamilie** beobachtbare Entwicklung hin zu mehr Offenheit in der Eltern-Kind-Beziehung ist bei heterologer Insemination dadurch erschwert, daß die Komplexität der eigenen Entstehungsgeschichte dem Kind erst vermittelt werden kann, nachdem es sich längst als Kind seiner Eltern **verortet** hat. Wollten die Eltern den Vertrauensbruch zwischen sich und dem Kind vermeiden, müßten sie die falsche Verortung zu einem Zeitpunkt auflösen, in dem das Kind in seiner kognitiven und emotionalen Entwicklung der Nachricht vermutlich nicht gewachsen wäre: **Die** kindliche Aufordnung seine familialen Welt dürfte den eigenen technologisch vermittelten Lebensanfang nicht reibungslos integrieren. Im **Gefolge** fragmentierter Elternschaft entsteht das Dilemma, daß der Vertrauensbruch zwischen Eltern und Kind nur über einen anderen Vertrauensbruch zu vermeiden wäre, über den Bruch des kindlichen Vertrauens in sein Selbstwertgefühl. Die tiefreichende Verunsicherung, die auf die Nachricht von den anderen Eltern folgen kann, ist für Adoptivkinder häufig beschrieben worden (beispielhaft Lifton 1981).

Die Adoptionsforschung hat deutlich herausgearbeitet, daß das Kind die Weggabe durch seine leiblichen Eltern als Kränkung verarbeitet (Sorosky, **Baran**, Pannor 1979, S.78 ff.). Es spricht manches dafür, daß die Entwicklung aus den von einem anderen gegen ein Entgelt bereitgestellten Substanzen das Selbstwertgefühl eines Menschen verletzt (**In-vitro-Fertilisa-**

tion, Genomanalyse und Gentherapie 1985, S.13). Welche Schwierigkeiten sich auftun, wenn der aus heterologer Insemination hervorgegangene Mensch - ähnlich wie der Adoptierte - seine Vorstellung vom leiblichen Vater konkretisieren und etwas über die Person erfahren möchte, kündigt sich bereits in dem Themenkatalog an, um den sich erste **Selbsthilfegruppen** organisiert haben. Daß die Anonymität des Samenspenders die **Identitätsfindung** eines Kindes oder Jugendlichen blockieren könnte, dringt als **Orientierungswissen** inzwischen in rechtspolitische Vorschläge zur Gestaltung des Kindschaftsverhältnisses bei künstlicher Befruchtung ein, zumindest in der Bundesrepublik, wenn auch noch nicht in Europa **generell**³⁰.

Die Herstellung eines offenen Bewußtheitskontextes zwischen Eltern und Kind ist schließlich dadurch belastet, daß die Schwierigkeiten der kindlichen Identitätsfindung nicht nur auf die Beteiligung eines anderen biologischen Elternteils an der eigenen Existenzwerdung verweisen, sondern auch auf den Entscheidungsakt der eigenen Eltern (der biologischen und sozialen Mutter und des sozialen Vaters). Während Adoptiveltern nicht die Verantwortung für **den** Lebensanfang ihres Kindes tragen, dürfte in der **durch** heterologe Insemination entstandenen Familie die Inszenierung der Existenzwerdung durch die Eltern in die Beziehungsstruktur hineinwirken, sei es in offener Thematisierung oder latent³¹. Der durch heterologe Insemination ins Leben gekommene Mensch verdankt seine Existenz einem Konstruktionsakt, der ihm - wie die Studien zur **psychohistorischen** Dimension der Identität nahelegen - das Gefühl des **Andersseins** aufbürdet (Erikson 1977, S.25). Die ambivalente Bewertung der Biologie durch die Eltern bei der Existenzwerdung des Menschen dürfte in der Familiengeschichte ihre Fortsetzung finden in der Ambivalenz des Menschen gegenüber dem eigenen Entstehungsakt und dem elterlichen Handeln. Die Reproduktionstechnologie schafft mit dem Durchbrechen der "natürlichen Ordnung" eine Elternschaft mit neuen **Legitimationszwängen**. Da die am Beispiel der heterologen Insemination erkennbaren Belastungen der Eltern-Kind-Beziehung bei weitergehender **Fragmentie-**

30

Die "Benda-Kommission" spricht mit Blick auf die heterologe Insemination von dem "in doppelter Hinsicht künstlichen Vorgang", den das Kind verarbeiten muß: In-vitro-Fertilisation, Genomanalyse und Gentherapie 1985, S.12.

31

Petersen hält eine Schwächung des "pschosomatischen Organismus", der "pschosomatischen Feinstruktur" für denkbar: Petersen 1985b, S.27, 67.

nung von Elternschaft verstärkt zu erwarten sind, möchte ich folgende These formulieren:

- (6) *Durch die weitere Fragmentierung der Elternschaft bis hin zur Fragmentierung biologischer Mutterschaft wachsen die Anforderungen an das Kind, sich selbst in Beziehung zu den "Fragmenten" zu bestimmen. Die gedankliche Beschäftigung mit den biologischen Eltern, die auf Lieferanten von Substanzen (Ei, Sante) oder Schwangerschaftsleistende (Uterus) reduziert sind und als Personen schwer konkretisierbar sein dürften, wird die Kräfte des Kindes in erheblichem Umfang absorbieren. Die Beteiligung der sozialen Eltern an der Herstellung fragmentierter Elternschaft wird legitimationsbedürftig sein.*

Das gedankliche Kreisen des Adoptivkindes um seine Entstehung wie auch z.B. die aus der Biographieforschung bekannte Beeinträchtigung des eigenen Selbstwertgefühls durch den Verdacht des Unerwünscht-Seins legen die Vermutung nahe, daß der aus der Fertilitätstechnologie hervorgegangene Mensch von den technischen Bedingungen seiner Existenzwerdung nicht unberührt bleibt: Mag auch seine physische Gesundheit erreicht sein, so könnte doch die Hereinnahme des Lebensanfangs in die eigene Biographie durch das von Menschenhand Gemachte gezeichnet sein. Während ein Mensch bei natürlicher Zeugung seine Existenz als ein zumindest in der "natürlichen Ordnung" abgesichertes Ereignis erfahren kann, ist nicht auszuschließen, daß sich der von der Reproduktionstechnologie hervorgebrachte Mensch seine Beziehung zum eigenen Lebensanfang erst einmal über vielfältige Fragen erarbeiten muß. Um nur einige markante zu nennen: Was bedeutet es für mich, daß ich als Embryo tiefgefroren war? Was bedeutet es für mich, daß ich aus der befruchteten Eizelle hervorgegangen bin, die der Arzt in den Mutterleib zurückverpflanzt hat, während andere absterben mußten? Was bedeutet es für mich, daß ich aus dem Leib der einen Mutter ausgeschwemmt und in den Leib der anderen Mutter transferiert wurde? Amendt vergleicht die möglichen neuen Belastungen des Lebensanfangs mit der Bedrohlichkeit des Lebensendes: "Der Eintritt in das Leben außerhalb der Gebärmutter könnte sich angesichts der neuen Zeugungstechnologien als etwas ähnlich Furchterregendes darstellen wie die Frage: was kommt nach dem Tod, oder was ist das Ende des Lebens" (Amendt 1986, S.187). Meine letzte These lautet:

- (7) *Es könnte sein, daß mit dem Durchbrechen der "natürlichen Ordnung" dem aus der Reproduktionstechnologie hervorgegangenen Menschen eine Basis des Vertrauens in sein Leben entzogen wird. Es könnte sein, daß der von der Natur - autonom - geschaffene Lebensanfang ein Leben anders absichert als ein Konstruktionsakt von Mensch und Natur, der die Kontingenz der eigenen Existenzwerdung zum Ausdruck bringt.*

Es könnte sein, daß die Reproduktionstechnologie uns eines Tages mehr über die anthropologischen Fundamente und ihre Verletzbarkeit erkennen läßt. Der künstlich geschaffene Mensch könnte die Existenzbedingungen des natürlich gezeugten Menschen deutlicher hervortreten lassen. Aber sollen wir **darauf** warten? Es könnte sein, daß das von Hans Jonas (1985b, S.15) mit Blick auf die Gentechnologie behauptete **Zuweit** auch für die Reproduktionstechnologie gilt, weil die familiäre Verarbeitung nicht mit dem technologischen Fortschritt Schritt halten kann.

Literaturverzeichnis

Amendt, G., Der neue **Klapperstorch**, Herstein **1986**

Berger, M., Couples' Reactions to Male **Infertility** and Donor Insemination, in: American Journal of **Psychiatry**, **137**, 9, Sept. **80**, S. **1047-1049**

Beuerlein, I., Die künstliche Samenübertragung beim Menschen **im** angloamerikanischen Bereich, Stuttgart **1963**

Bräutigam, H. und L. Mettler. Die programmierte Vererbung, Möglichkeiten und Gefahren der Gentechnologie. **Hamburg 1985**

Coester-Waltjen, D., Die künstliche Befruchtung beim Menschen - Zulässigkeiten und **zivilrechtliche** Probleme, Gutachten B für den 56. Deutschen Juristentag, in: Verhandlungen des 56. Deutschen **Juristentages** Berlin **1986**, Bd. I, Gutachten, München **1986**, B 9 - B 127

Corea, G., **MutterMaschine**, Berlin 1986

Van den **Daele, W.**, Mensch nach Maß? Ethische Probleme der Genmanipulation und Gentherapie, München **9185**

Delaisi de **Parseval, G.** und **A. Janaud**, Ein Kind um jeden Preis, **Weinheim** und Basel **1986**

Erikson, E.H. Lebensgeschichte und historischer Augenblick. **Frankfurt/Main 1977**

Glaser, B. und A. Strauss. Interaktion mit Sterbenden, Göttingen **1974**

Herrmann, H. et al., **Psychosoziale** Situation von Ehepaaren vor der artifiziellen Insemination mit Donorsamen, in: Geburtshilfe und Frauenheilkunde, 44. **1984**, S. **719-723**

Hölscher, A. Der Samenspender soll nicht zum **Zahlvater** werden, in: Frankfurter Rundschau. **12.9.1986**, S. 3

In-vitro-Fertilisation, Genomanalyse und **Gentherapie**, Bericht der Gemeinsamen **Arbeitsgruppe** des Bundesministers für Forschung und des Bundesministers der Justiz ("**Benda-Kommission**"), München **1985**

Jonas, H., Technik. Ethik und biogenetische Kunst • Betrachtungen zur **neuen Schöpferrolle** des Menschen. in: R. **Flöhl** (Hg.), Genforschung • Fluch oder Segen? München **1985**, S. 1-15

König, R., Materialien zur Soziologie der Familie, **Bern 1946**

Kontos, S., Wider die Dämonisierung **medizinischer** Technik, in: Frauen gegen **Gentechnik** und Reproduktionstechnik, Dokumentation zum Kongreß vom **19.-24.4.1983** in Bonn, Köln **1986**, S. **137-148**

Lifton, B., Zweimal geboren. Memoiren einer **Adoptivtochter**, Stuttgart **1981**

Malinowski, B., **Magic**, Science and Religion and Other Essays, Garden City, New York **1948**

Mettler, L. et al., Schwangerschaft und Geburt monozygoter weiblicher Zwillinge nach In-vitro-Fertilisation und **Embryotransfer**, in: Geburtshilfe und Frauenheilkunde. 44. **1984**, S. **670-676**

Petersen, P., **Sondervotum** zum abschließenden Bericht der Arbeitsgruppe **In-vitro-Fertilisation, Genomanalyse** und Gentherapie, in: **In-vitro-Fertilisation**, Genomanalyse und **Gentherapie**, München **1985** (a). S. **55-65**

Petersen, P., **Retortenbefruchtung** und Verantwortung. Anthropologische, ethische und medizinische Aspekte **neuer Fruchtbarkeitstechnologie**, Stuttgart **1985** (b)

Sacks, H., On the **Analyzability** of Stories by **Children**, in: J.J. **Gumperz** und D. **Hymes** (Hg.), Directions in **Sociolinguistics**, New York **1972**, S. **325-345**

Snowden, R und G.D. Mitchell, The Artificial Family " A **Consideration** of **Artificial** Insemination by Donor, London, Boston, Sydney **1981**

Snowden, R., G.D. Mitchell und E.M. Snowden, Artificial Reproduction: A **Social Investigation**, London. **Boston**, Sydney **1983**

Sorosky, A.D., **A. Baran** und R. Pannor, **The Adoption Triangle**, Garden City, New York **1979**

Stark, C., Die künstliche Befruchtung beim Menschen, Gutachten A für den **56. Deutschen Juristentag**, in: Verhandlungen des **56. Deutschen Juristentages Berlin 1986**, Bd. I, Gutachten. München **1986**. A 7 - A **58**

Trotnow, S., T. Kniewald, T. Hünlich und E. Kreuzer. Das Erlanger In-vitro-Fertilisationsprogramm, in: Geburtshilfe und Frauenheilkunde, 44, **1984, S. 375-387**

Tyrell, M., Die Familie als "Urinstitution", in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 30. Jg., **1978**, H. 4, **S. 611-651**

Chancen und Risiken der gentechnologisch erweiterten pränatalen Diagnostik*

Zusammenfassung:

Die pränatale Diagnostik verwandelt werdende Elternschaft in eine **zunehmend** komplexere Institution. War sie bisher dem "Walten der Natur" unterworfen, entwickelt sie sich mehr und mehr zu **einer** Kette von Entscheidungen und Kontrollhandlungen, deren Normierungen an neuen Möglichkeiten der Evaluierung von Natur und der Bewertung menschlichen Lebens ausgerichtet sind. Anhand narrativer Interviews mit Eltern (Klienten von Beratungsstellen) soll sowohl das Entlastungspotential der neuen Technologien (Ermöglichung einer Schwangerschaft, unbesorgtes Austragen) ausgeleuchtet werden als auch das Auftauchen **neuer Belastungsmomente**: Das Entstehen **neuer** elterlicher Verantwortlichkeiten, **neuer** Legitimationszwänge, **neuer** Konflikte um den Wert menschlichen Lebens sollen als Folgeerscheinungen herausgearbeitet werden, die bei der Entscheidung über die Akzeptabilität der pränatalen Diagnostik in Rechnung zu stellen sind.

Stand der Forschung

Später als Philosophen¹ und Theologen² haben Sozialwissenschaftler begonnen, sich mit den Auswirkungen der Gentechnologie auseinanderzusetzen und das Ausmaß der bevorstehenden Umstrukturierung von Wert-

* Auszüge aus einem Antrag an die Deutsche **Forschungsgemeinschaft**. Das Projekt nahm am 1.4.1990 seine Arbeit auf, als Mitarbeiterinnen wurden **Christa** Noack und Marianne Pieper eingestellt. Nach dem **Tod** von Christa Hoffmann-Riem ging die **Projektleitung** an **Wolfgang** Hoffmann-Riem (unter Beteiligung von **Fritz** Schütze, Kassel) über.

1 **Hervorgehoben** sei vor allem die Arbeit von Hans Jonas 1984.

2 Die Intensität der theologischen Beschäftigung mit der Gentechnologie schlägt sich **z.B.** nieder in der großen Zahl theologischer Beiträge in dem Sammelband von Rainer **Flöhl** (Hg.) 1985.

vorstellungen und Sozialbeziehungen abzuschätzen. Als Soziologen das Phänomen der immer schon durch die gentechnologische Entwicklung vollendeten Tatsachen erkannten, kam es zunächst vorrangig **darauf** an, den von der Technik ausgelösten sozialen Wandel vor dem Hintergrund seines Gefahrenpotentials zu bestimmen und mit einzelnen Fakten der gentechnologischen Entwicklung eine Extrapolation der gegenwärtig beobachtbaren Linien zu verbinden³. Die Sorge vor einer besonderen historischen Kontinuität in unserer Gesellschaft, wenn die pränatale Diagnostik einer neuen Eugenik den Weg ebnen könnte, verlieh der Vision vom "achten Schöpfungstag" eine besondere Schärfe⁴.

Die bisher gründlichste und auf breitester Materialbasis angelegte Arbeit zum erreichten und in Kürze erreichbaren Stand der **gentechnologischen** Folgen entstand nicht durch einen Sozialwissenschaftler, sondern durch einen Juristen und Philosophen, Wolfgang van den Daele⁵. Soziologen haben sich bisher weitgehend konzentriert auf **Überblicksdarstellungen**. **Sie** haben in loser Orientierung an empirischen Fakten sich damit auf die der Soziologie von **Beginn** ihrer Geschichte an zugewiesene Deutung gesellschaftlicher Veränderungen eingelassen. Bei diesem Unterfangen haben sie die von der gentechnologischen Entwicklung ausgehende Bedrohung stärker ins Blickfeld gerückt als die Frage nach den sozialen Voraussetzungen des technologischen Einflusses: Die gentechnologischen Entdeckungen konnten jedoch nur ihre Wirkung entfalten, weil sie lange bestehende Trends verstärkten. Sie **fielen z.B.** auf fruchtbaren Boden durch eine veränderte Bewertung des Schwangerschaftsabbruchs, durch eine neue Ideologie der Steuerbarkeit von Schwangerschaft (**Reproduktionstechnologien**) und Gesundheit des Kindes sowie durch eine gesellschaftliche **Neudefinition** "verantworteter **Elternschaft**"⁶. Diese wiederum nahm im Zuge einer erhöhten Sensibilität für die von einer **Medikamen-**

³ Verwiesen sei auf Beck-Gernsheim 1988; Beck 1988.

⁴ Vgl. Altner 1988, S.11-20; verschiedene Beiträge in: Frauen gegen Gentechnik und Reproduktionstechnologie 1986; Kaupen-Haas 1988, S.88-97.

⁵ van den Daele 1985.

⁶ Dieser Normenkomplex wurde von Franz-Xaver Kaufmann 1981 herausgearbeitet und bezog sich auf neue Verbindlichkeiten der Familienplanung, vgl. Kaufmann 1988, S.395.

teneinnahme, von Suchtmitteln, Röntgenstrahlung und Umweltgiften ausgehenden Gefährdungen einer Schwangerschaft⁷ eine veränderte Form an.

Um eine eindimensionale Sicht der von den Humangenetikern verursachten Entwicklung zu vermeiden, wären soziologische Arbeiten notwendig, die mit den Mitteln empirischer Sozialforschung die Auseinandersetzung von Gesellschaftsmitgliedern mit dem neuen gentechnologischen Angebot, speziell seiner Anwendung in der pränatalen Diagnostik, **erfaßten**. Nur so ließe sich die Wechselwirkung zwischen von außen erzeugtem und subjektiv vorbereitetem Wandel klären. Die gentechnologische Veränderung der Gesellschaft würde dann in ihren vielen kleinen alltäglichen Konstitutionsakten sichtbar, und ihre bedrohliche Zwangsläufigkeit erschiene noch einmal in schärferem Licht.

Neben großzügigen empirisch orientierten Ausblicken auf die Entwicklung finden sich einige wenige empirische Studien, die sich weitestgehend auf die Stelle des "Umschlags" von naturwissenschaftlichem Wissen in medizinische Beratung beziehen: diese Arbeiten richteten sich auf die Institution der humangenetischen Beratung, deren veränderte Inanspruchnahme überwiegend von Medizinerinnen, seltener von **Sozialwissenschaftlern**⁸ beschrieben wurde. Hervorgehoben sei vor allem die detaillierte Studie zur Interaktion zwischen Humangenetikern und Klienten, wie sie Maria Reif, Psychologin und Sozialwissenschaftlerin, zusammen mit Helmut Baitsch, einem Humangenetiker und Anthropologen, durchgeführt hat⁹. Ihr Ziel war es, durch eine Feinanalyse von Beratungsgesprächen die Bedingungen herauszuarbeiten, die eine selbstverantwortliche Entscheidung der Klienten begünstigen. Diese Studie liefert gute Einblicke in häufige **Problemkonstellationen**, die zum Aufsuchen der Beratungsstelle führen, wie auch in einige Bearbeitungsformen der durch die Beratung veränderten eigenen Problemgeschichte. Sie ist jedoch insgesamt so stark dem institutionellen Rahmen des Beratungsgesprächs verhaftet, daß eine weitergehende Analyse der Ergebnisse im Hinblick auf allgemeinere familiäre **Wandlungsprozesse** unterbleibt. Die Stärke der Untersuchung liegt in den **Einzelfallanalysen**. Die Möglichkeiten des Fallvergleichs werden jedoch kaum

7

Vgl. die Gründe des **Beratungsbedarfs** bei Fischer 1988, S.37 ff.

8

Aus der Vielzahl von Arbeiten seien genannt: Moser 1980; Schroeder-Kurth 1985, S.86-108; Wendt 1984, S.145-157; Albrecht 1984, S.163-180.

9

Vgl. Reif und Baitsch 1986.

genutzt, so daß weder die veränderten Voraussetzungen des **Beratungs-**bedarfs noch die Herausbildung **neuer** elterlicher Verantwortlichkeiten systematisiert werden.

Die von mir geplante Studie soll - auf empirischer Grundlage - eine Verbindung herstellen zwischen **beiden** Typen von sozialwissenschaftlicher Literatur, zwischen den großen "Würfen" und den Detailanalysen zur Beratungssituation. Indem ich nach den Wandlungen der Institution werdender Elternschaft frage, stoße ich auf einen Mikrokosmos, der in seiner sozialen Konstitution ausgeleuchtet und als Element einer umfassenderen gesellschaftlichen Entwicklung begriffen werden soll. Die Auseinandersetzung mit dem pränatalen Diagnoseangebot soll den Ausgangspunkt bieten, um die veränderten Bedingungen der Herausbildung einer neuen **Rollen-**konzeption von werdender Elternschaft erfassen zu können.

Eigene Vorarbeiten

In den letzten Jahren habe ich mich beschäftigt mit Elternschaft, die durch eine Abweichung vom Normalitätsmuster der Familiengründung entstanden ist. Am Beispiel der Adoptivfamilie habe ich gezeigt, wie das eigene Familienleben durch eine Orientierung am Normalfall von biologisch begründeter Familie aufgebaut wird (Hoffmann-Riem 1984). Die am Beispiel der Adoption gewonnenen Kategorien familialer Verarbeitung habe ich **sodann** bei einer Durchsicht der Literatur zu neuen **Reproduktions-**technologien auf Familien angewandt, die aus heterologer Insemination hervorgegangen sind (Hoffmann-Riem 1988). Zur Zeit betreue ich eine Diplomarbeit, die auf der Basis von fünf narrativen Interviews mit Frauen, die über In-vitro-Fertilisation ein Kind zur Welt gebracht haben, entwickelt wird. Geplant sind zwei Dissertationen zu den neuen **Fort-**pflanzungstechnologien in ihrer gesamten Palette, mit einem Schwerpunkt auf der In-vitro-Fertilisation und unter **Einbezug** auch von Gynäkologen, deren Perspektive vom eigenen Handeln, auch den eigenen **Entscheidungs-**konflikten, und deren Bild von den Hilfe suchenden Frauen analysiert werden sollen. Ich habe mich ferner beschäftigt mit Stieffamilien und deren Problemen, die aus dem Überspringen werdender Elternschaft entstehen (Hoffmann-Riem 1989).

Als unmittelbare Vorarbeit des hier geplanten Projekts können zwei bei mir entstehende Arbeiten dienen. (1) Es läuft eine Promotion zu **Biogra-**phieverläufen Behinderter. **Die Autorin** geht speziell der Frage nach, was jenseits der physischen Behinderung als gesellschaftlich hervorgebrachte

Behinderung zu betrachten ist. Ein Schwerpunkt der Arbeit **liegt** ferner auf den Bewältigungsstrategien von Eltern eines behinderten Kindes. Die Arbeit bietet auf diese Weise einen Rahmen für die geplante Untersuchung, da sie der Frage nachgeht, was Elternschaft mit einem behinderten Kind für die eigene Biographie bedeutet. (2) Es entsteht eine **Diplomarbeit** auf der Basis von narrativen Interviews mit **Eltern/Müttern**, die aufgrund unterschiedlicher Gefährdungen die pränatale Diagnostik genutzt oder **bewußt** - entgegen dem Erwartungsdruck einer Reihe von Bezugspersonen - gemieden haben. Die vorliegenden Daten lassen den **im** Umfeld von werdenden Eltern verlaufenden Normalisierungsprozeß von Gesundheitskontrolle und Schwangerschaftsabbruch deutlich erkennen.

Ziele

Die Studie konzentriert sich auf das Geschehen um die pränatale Diagnostik, weil sie zur **Zeit** der Bereich ist, in dem die Erkenntnisse **der** Gentechnologie auf den Menschen in seiner frühesten Entwicklung angewandt werden. Die Nutzung der auf DNA-Ebene erweiterten pränatalen Diagnostik dürfte jedoch auch ein Licht werfen auf die Bedingungen, unter denen eine weitere **Vorverlagerung** gentechnologischer Verfahren bis hin zur Geschlechtsbestimmung oder gar zum Eingriff in die menschliche Keimbahn ablaufen könnte¹⁰. Die Bewertung der heute verfügbaren pränatalen Diagnoseergebnisse impliziert eine neue Bewertung menschlichen Lebens, die den Weg zu weiteren Eingriffen in die Entstehung des Menschen ebnen könnte. Die zur Zeit beobachtbare Ausdehnung des **Indikationskatalogs** für die Anwendung der pränatalen Diagnostik¹¹ dürfte das Potential für Eingriffe in die menschliche Entwicklung ab ovo erhöhen. Bevor die Gentechnologie die extrakorporal verfügbare Eizelle erreicht, erscheint es notwendig, die im Bereich der pränatalen Diagnostik inzwischen bestehenden Erfahrungsstrukturen zu analysieren und eine Grundlage dafür herzustellen, daß die Anwendung der Gentechnologie auf entstehendes

¹⁰ Aus der umfangreichen Literatur zur Darstellung der bereits beherrschten Verfahren und zu Ausblicken auf weitere gentechnologische Zielsetzungen seien genannt: Chancen und Risiken der Gentechnologie: Dokumentation (1987); In-vitro-Fertilisation. Genomanalyse und Gentherapie (1985); van den Daele 1985; Hohlfeld und Kolle 1988, S.146-171.

¹¹ Vgl. Schroeder-Kurth 1985, S.91 ff.

Leben unter Abwägung ihrer sozialen Folgen gesteuert werden **kann**.¹² In diesem Sinn sollen die Ergebnisse der geplanten Untersuchung den gesellschaftspolitischen Entscheidungsprozeß zur Umsetzung des technologisch Möglichen ein Stück weit fundieren.

Im folgenden sollen einige aufgrund einer theoretischen Betrachtung plausibel erscheinende Grundprobleme der pränatalen Diagnostik aufgezeigt werden, bevor das Programm zu ihrer empirischen Erkundung ausgearbeitet wird.

Die unter dem Vorzeichen des humangenetischen Fortschritts stehende pränatale Diagnostik kann als ein Ausschnitt der gesellschaftlichen Wirklichkeit betrachtet werden, dessen theoretische Aufarbeitung sowohl unter dem Aspekt wachsender Handlungsmöglichkeiten und der Verhinderung von Krankheit und Behinderung erfolgen kann als auch gleichzeitig unter dem Aspekt **neuer** Entscheidungszwänge und Belastungsmomente. Dieses Doppelgesicht der pränatalen Diagnostik, das für die Entscheidung ihrer Akzeptabilität zu berücksichtigen ist, soll an einigen Punkten aufgezeigt werden.

(a) *Reduktion des Risikos und Anstieg interventionsbedürftiger Konstellationen*

Ein behindertes Kind fügt sich heute schwerer in familiales Zusammenleben ein als zu Zeiten der erweiterten Familie. Es kollidiert mit dem Biographieentwurf vieler Frauen, die neben ihrer Familie ein Stück **Eigenständigkeit** über ihren Beruf anstreben. Der zunehmend komplexer **gewordene** Entscheidungsprozeß von Frauen zur Realisierung ihres **Kinderwunsches**¹³ wird durch die Furcht vor einem behinderten Kind noch einmal erschwert. Deshalb fällt das Angebot der pränatalen Diagnostik vermutlich auf fruchtbaren Boden, da es die Frau ein Stück weit davor schützen kann, vom Leben mit einem behinderten Kind absorbiert zu werden.

¹² Zu den Verbindungsstellen von Gentechnologie und In-vitro-Fertilisation vgl. van den Daele 1985; Arditti, Duelli und Minden 1985; Amendt 1986; Corea 1986; Petersen 1985; Frauen gegen Gentechnik und Reproduktionstechnologie (1986); Bräutigam und Mettler 1985.

¹³ Vgl. Beck-Gemsheim 1984 und 1988.

Neben primär **elternzentrierten** Motiven zur Vermeidung einer Behinderung haben in unserer Gesellschaft auch solche Überlegungen ein verstärktes Gewicht erhalten, die auf das zu erwartende Schicksal des Kindes ausgerichtet sind. So wie sich im Laufe des 20. Jahrhunderts die elterliche Orientierung an den psychischen Bedürfnissen ihrer Kinder verstärkt **hat**¹⁴, dürften sich vor dem Hintergrund möglicher physischer Belastungen des **Embryos/Fötus** auch die **Sorgen** der Eltern vor einem verminderten Lebenswert aus der Sicht des **Kindes** selbst erhöhen. Die Besorgnis um die Lebensbedingungen des Kindes dürfte in dem Maße gewachsen sein, wie die Gesellschaft durch den medizinischen Fortschritt das Erscheinungsbild von Krankheit verändern konnte und sich **die Toleranzschwelle** für Behinderte senkte.

Die pränatale Diagnostik bietet die Möglichkeit der Reduktion des Risikos einiger schwerer Behinderungen, da bei bestimmten Diagnosen ein Schwangerschaftsabbruch aufgrund genetischer Indikation (§ 218a Abs.2 **StGB**) erfolgen kann. Als Eingriff in bisher dem "**Walten der Natur**" vorbehaltene Entwicklungsprozesse eröffnet die pränatale Diagnostik eine menschliche Steuerung, die elterliche Verantwortung bis in die Phase des entstehenden Lebens **vorverlagert**¹⁵.

Der Erleichterung über die Vermeidbarkeit bestimmter Behinderungen könnte langfristig in **zunehmendem** Maße die Belastung durch weitere steuerungsbedürftige Konstellationen gegenüberstehen. Eltern könnten sich genötigt sehen, gesellschaftlichen Erwartungen entsprechend auch Geschlecht, Körpergröße und Haarfarbe zu steuern¹⁶. Jaques Testart, einer der "Väter" des ersten französischen Retortenbabys, weist aufgrund seiner Erfahrungen mit neuen elterlichen Begehrlichkeiten auf die mit den technologischen Möglichkeiten wachsenden Leidenserfahrungen hin. Da hier nicht die Phantasie eines Pessimisten am Werk ist, sondern die Einsicht eines "Praktikers" in eine neue Realität, möchte ich ausführlicher zitieren: "Man glaube nur nicht, man **könne den** Eltern den Personalausweis des Eies verweigern, wenn er sich erst einmal erstellen läßt. Dagegen spricht die Inflation anerkannter Rechte auf Absicherung gegen Risiken. **Dagegen** spricht vor allem, daß es für Not nie einen objektiven Maßstab geben

¹⁴ Vgl. Lüscher 1976, S.129-150.

¹⁵ Vgl. Beck-Gernsheim 1984, S.21 ff.

¹⁶ Vgl. Corea 1986.

wird. Ich bin der Meinung, daß die Geburt eines Kindes unerwünschten Geschlechts ebenfalls Schmerz verursachen wird, und zwar keinen geringeren, als ihn heute Paare empfinden, **deren Kinderwunsch** unerfüllt bleibt."

17

(b) Ermöglichte Schwangerschaft und belastete Eltern-Kind-Beziehung

Die pränatale Diagnostik ermöglicht es Paaren, das Risiko einer Schwangerschaft mit einem genetisch belasteten Fötus einzugehen, da das Risiko selbst durch die Möglichkeit des Schwangerschaftsabbruchs begrenzt werden kann. Das Angebot an pränataler Diagnostik verändert die Familienplanung von Paaren, die bisher aus **Sorge** vor einem behinderten Kind auf eine Schwangerschaft verzichtet hätten: **d.h.** das Angebot an gentechnisch erweiterten pränatalen Diagnosemöglichkeiten schafft sich teilweise seine Nachfrage selbst durch zusätzliche **Risikoschwangerschaften**¹⁸. Die Betroffenen selbst werden diesen Schritt hin zur Elternschaft als Bereicherung ihrer Handlungsmöglichkeiten erleben. Statt auf **Wahrscheinlichkeitsaussagen** zu Gesundheit oder Krankheit ihres Kindes angewiesen zu sein, können sie sich auf **gesicherte Aussagen stützen**¹⁹.

Gleichzeitig dürften neue Belastungen für die **Betroffenen** entstehen, da das werdende Leben eingeplant wird als möglicherweise Abzutötendes ("Schwangerschaft auf **Probe**"²⁰). Die ungesicherte Zukunft der **Eltern-Kind-Beziehung** dürfte für das Erleben der Schwangerschaft Folgen haben, die die Eltern selbst nicht innier haben vorhersehen können. Die vor der Empfängnis eines Kindes vielleicht erwartete Verfügbarkeit eines Schwangerschaftsabbruchs dürfte sich bis zur 14. oder 16. Schwangerschaftswoche, dem frühest möglichen Zeitpunkt für einige Diagnoseverfahren, verändern, wenn sich die Eltern auf eine Bindung an das entstehende Kind **eingelas-**

17 Testart 1988, S.25.

18 Zum Anstieg der **Risikoschwangerschaften** aufgrund der technologischen Möglichkeiten vgl. Wendt 1984, S.151; Chancen und Risiken der Gentechnologie: Dokumentation (1987), S.149.

19 Vgl. Chancen und Risiken der Gentechnologie: Dokumentation (1987), S.149.

20 Der Begriff stammt von Barbara Rothnian, zitiert bei Beck 1988, S.35.

sen haben. Es ist nicht auszuschließen (aber durch die Studie auch nicht zu klären), daß die durch einen möglichen Schwangerschaftsabbruch ausgelöste mütterliche Belastung das Kind berührt. Geprüft werden kann, ob werdende Mütter selbst ihre Unruhe und Besorgtheit in einen Zusammenhang mit der Entwicklung des Kindes bringen. In einer Zeit wachsenden Interesses an pränataler Psychologie kann nicht ausgeschlossen werden, daß die "psychosomatische **Feinstruktur**"²¹ des **Embryos/Fötus** durch mütterliche **Ängste und/oder** ärztliche Eingriffe berührt und eine frühe Belastung der Eltern-Kind-Beziehung ausgelöst wird.

(c) Freiheit der Schwangerschaftsplanung und Abhängigkeit von Experten

Die Freiheit der Planung einer Schwangerschaft und ihres eventuellen Abbruchs kann nur dadurch realisiert werden, daß sich prospektive Eltern in die Abhängigkeit von medizinischen Experten begeben. Verantwortliche Elternschaft im Sinne der Nutzung technologischer **Schwangerschaftskontrollen** verläuft über die Delegation von Verantwortung an Professionelle. Ein Spannungsverhältnis ist dadurch vorprogrammiert, daß die Bewertung einer Diagnose zwischen emotional nicht tangierten Experten und werdenden Eltern differieren kann. So besteht **z.B.** die Gefahr, daß werdende Eltern mit dem Einholen der genetischen Information durch die "Logik" des Verfahrens gefangen werden, auch wenn sie zunächst in der Beratung geglaubt hatten, sie könnten sich ihre Entscheidungsautonomie bewahren. Wie auch die Empfehlungen der Enquete-Kommission zeigen²² ist der pränatalen Diagnostik das Problem inhärent, daß **bei** einem **ungünstigen** Untersuchungsergebnis der Schwangerschaftsabbruch als konsequenter nächster Handlungsschritt angesehen werden **könnte**. Wie **weit** Appelle an die Experten, von einer direktiven Beratung abzusehen, eine Beschneidung von Handlungsautonomie auf Seiten der Klienten **verhindern** können, erscheint fraglich, **zumal** klare ökonomische Interessen für die Verhinderung einer Behinderung sprechen²³.

²¹ Petersen sieht die psychosomatische Feinstruktur durch die neuen Reproduktionstechnologien gefährdet: Petersen 1985, S.67.

²² Vgl. Chancen und Risiken der Gentechnologie: Dokumentation (1987), S.153.

²³ Vgl. Chancen und Risiken der Gentechnologie: Dokumentation (1987), S.150.

Zur Abhängigkeit von Experten und möglicherweise Versicherungen kommt die Steuerung durch Verwandte und Freunde, die - **aufgrund** größerer Distanz - den Schwangerschaftsabbruch leichter als Option erscheinen lassen können als **eine** Frau, die gerade im Zuge des gesamten Vorsorgeprogramms die Hörbarkeit (Herztöne) und Sichtbarkeit (Ultraschall) des **Fötus**²⁴ sehr früh erfahren hat und die vielleicht eine Entscheidung über den **Schwangerschaftsabbruch** erst in einer Phase treffen kann, in der sie das Kind als Subjekt durch seine ersten Bewegungen fühlt. Bei der Suche nach einer selbstverantwortlichen Entscheidung müssen werdende Eltern ihre Beziehung zum Kind vor dem Hintergrund divergierender Signale von Experten, Verwandten und Freunden - unter dem Druck der ablaufenden Zeit - neu bestimmen.

(d) Die Vermeidbarkeit einiger Behinderungen und die sich ausbreitende Ideologie einer generellen Vermeidbarkeit von Behinderungen

Während sich mit Hilfe der pränatalen Diagnostik die Zahl der Geburten von genetisch belasteten Kindern reduzieren läßt, besteht andererseits die Gefahr, daß sich gesamtgesellschaftlich die Toleranzschwelle gegenüber Behinderten weiter reduziert. Die Vorstellung von der Vermeidbarkeit einer Behinderung dürfte Eltern Behinderter vor neue **Rechtfertigungszwänge** stellen, gleichgültig, ob sie **die** Behinderung haben voraussehen können oder nicht. **Der** Ausbau der technologischen Möglichkeiten könnte die Bewertung von Leben weiteren Rationalitätserwägungen ausliefern. Die **Gesellschaft** dürfte **die** Nachricht vom technologischen Fortschritt **bei der** Risikovermeidung eher aufnehmen als die differenzierende Darstellung der noch **immer** begrenzten Interventionsmöglichkeiten. Die Ideologie einer umfassenden Vermeidbarkeit von Behinderungen könnte sich durchsetzen. Werdende Eltern sähen sich verstärkt **dem** Druck der Risikovermeidung ausgesetzt; die pränatale Diagnostik hätte sich dann selbst ihre weitere Nachfrage geschaffen.

Arbeitsprogramm

(a) *Das Erhebungsinstrument, Verzicht auf Hypothesen, Herstellung des Zugangs zu den Forschungssubjekten*

Die gerade skizzierten Grundprobleme wurden überwiegend theoretisch entwickelt. Sie sollten **einen** Eindruck vom zu erwartenden Datentyp vermitteln, ohne den Rang von forschungsleitenden Hypothesen zu erhalten. Ich möchte in dieser wie in meinen früheren Arbeiten die **Hypothesenbildung** ex ante vermeiden, um stattdessen auf der Grundlage der von den Handelnden selbst geäußerten Relevanzsetzungen eine theoretische Strukturierung der Daten anzustreben. Ich orientiere mich dabei an **den** Leitlinien der von Glaser und Strauss entwickelten "grounded theory"²⁵. (Ich habe **meine** Konzeption von der Datenerhebung dargestellt in: Hoffmann-Riem 1980).

Zur Sicherung **eines** ergiebigen "Datengrundes" für die Theoriebildung möchte ich mich auch in dieser Studie auf das narrative **Interview** stützen. Das gedankliche **Kreisen** von Eltern um Gesundheit oder Krankheit, Leben oder Tod **ihres** Kindes **bietet** genau den Typ von Erfahrungen, der für die **Erzähler** selbst **zweifellos** von höchster Relevanz ist und ihre biographische Selbstverortung als **Eltern** an einem zentralen Punkt berührt. Deshalb ist zu **erwarten** - und unsere ersten Interviews belegen **dies** -, daß die Erzählungen, wenn sie einmal in Gang gekommen sind, eine Fülle von Einblicken in die Handhabung **der** neuen Diagnosemöglichkeiten vermitteln, in ihre denkbare Nutzung, **ihre** ängstliche Befolgung aus **Rationalitätserwägungen** und Konformitätszwängen, vielleicht aber auch in **den** entschlossenen Widerstand gegen sie und alle ihre Befürworter **im** eigenen Umkreis.

Die schwierigste **Aufgabe** des Datengewinns wird in der **Erstellung** des Zugangs zu den **Forschungssubjekten** liegen. Die Preisgabe eigener Schwierigkeiten **der** Familiengründung (oder **-erweiterung**), das Ansprechen diskreditierbarer genetischer Belastungen **einer** Familie oder unerklärlicher physischer Abweichungen eines Kindes, das Eingeständnis eines für möglich gehaltenen Schwangerschaftsabbruchs oder gar seines Vollzugs - dies alles sind Themen, die gegenüber einem Fremden nur angesprochen werden, wenn dessen Forschungsanliegen überzeugt. Es wird

25

Vgl. Glaser und Strauss 1967.

darauf ankommen, den Eltern zu vermitteln, daß ihre eigenen Erlebnisse mitteilenswert sind: Ihre "Pioniererfahrungen" mit einer neuen Technologie sind wichtig für deren weitere gesellschaftliche Steuerung; nur sie als Betroffene können ermessen, was von dem neuen Diagnoseangebot ausgeht und welche Richtung die Entwicklung nehmen sollte.

(b) Der Befragungskreis

Geplant werden maximal 30 narrative Interviews mit Eltern, die sich während einer Schwangerschaft mit der pränatalen Diagnostik **auseinandersetzen**, sei es daß sie sie nutzen oder verweigern. Das Interview muß nicht während der Schwangerschaft, es kann auch nach der Geburt des Kindes geführt werden. Erstrebenswert wäre es, auch solche Eltern in die Untersuchung einzubeziehen, die sich nach einem ungünstigen **Diagnoseergebnis** für den Schwangerschaftsabbruch entschieden haben^m. Da ein Interview jedoch leidvolle Erfahrungen wiederbeleben würde, ist nicht sicher, ob uns der Zugang zu diesen **Frauen/Paaren** gelingt.

Wir werden versuchen, Interviewpartner über einige Humangenetiker anzusprechen, zu denen bereits im Zuge der jetzt laufenden Diplomarbeit Kontakt aufgenommen wurde. Ich habe die geplante Studie vor allem mit Herrn Prof. Dr. Karsten Held, dem Direktor der Abteilung für **Cytogenetik** im Universitätskrankenhaus Eppendorf, durchgesprochen. Er sieht den Forschungsbedarf und wird mich bei der Aufnahme von Kontakten zu **Forschungssubjekten** unterstützen. Er hält die Zugangsbarrieren im Rahmen dieses Projektes für überwindbar. Wir werden uns ferner an **Elterngruppen** wenden, die sich auf der Basis von Behinderungen und Krankheiten ihrer Kinder zusammengeschlossen haben. Auch hier sind erste Kontakte im Zuge des Diplomarbeits- und **Promotionsprojekts** hergestellt worden. Wir hoffen ferner, wie in früheren Untersuchungen, auf die Vermittlung weiterer **Forschungssubjekte** durch erste Interviewpartner selbst.

Die geplanten Interviews sollen mit Eltern durchgeführt werden, die sich in vier unterschiedlichen Problemkonstellationen mit der pränatalen Diagnostik auseinandersetzen.

²⁶ Die Enquete-Kommission geht davon aus, daß bei etwa 97 Prozent aller schwangeren Frauen, die zu einer pränatalen Diagnostik kommen, die befürchtete Anomalie oder **Krankheit** ausgeschlossen werden kann.

1. Die seit etwa 1976 in größerem Umfang angewandte pränatale Diagnostik entwickelt sich allmählich, wie mir Herr Professor Held erklärte, zu einer generellen Methode der Schwangerschaftskontrolle. Die zunächst bei **hohem Altersrisiko** eingesetzte Amniozentese hat sich als empfohlene Diagnoseform immer weiter vorverlagert (bis hin zu **20** Jahren). Die Generalisierung der Methode entwickelte sich aus den Schwierigkeiten der **Grenzziehung** zwischen kleinen Unterschieden der **mit dem Alter der Frau** (und des Mannes) verbundenen Risikowerte. Die Logik **des Im-Zweifel-für-die-Amniozentese** setzte sich mehr und mehr als Tendenz zumindest bei eingeweihten Medizinerinnen in ihren privaten Planungen durch.

Dementsprechend sollen in die Untersuchung einige Frauen (etwa sieben) einbezogen werden, die die Amniozentese ohne **spezifizierbare** Gefährdungen vornehmen lassen. In diesem Fall dürften die narrativen Interviews relativ kurz verlaufen.

2. Die pränatale Diagnostik wird ferner von Paaren benutzt, die sich aufgrund einer belasteten Familiengeschichte (Chromosomenanomalien, Fehlbildungen des zentralen Nervensystems und neurologische Erkrankungen, Stoffwechseldefekte, **Muskelerkrankungen** etc.) an eine **human-genetische** Beratungsstelle mit der Bitte um Risikokontrolle wenden. Diese Paare hätten vermutlich teilweise vor dem "Zeitalter" **der** pränatalen Diagnostik auf ein Kind verzichtet²⁷. Über verschiedene Krankheitsbilder gefächert, sollte diese traditionelle Klientel der humangenetischen Beratungsstellen erfaßt werden (etwa sieben bis **10** Interviews). Die zu erwartenden Erzählungen werden **umfangreicher** sein als bei der ersten Gruppe, da sich die Erzähler mit langfristigen biographischen Belastungen durch die Antizipation einer möglichen eigenen "Trägerschaft" auseinandersetzen und besonders intensiv die Bedeutung eines Kindes für sie und ihre Partnerschaft thematisieren werden.

3. Für die Bewertung der pränatalen Diagnostik dürfte die Gruppe von werdenden Eltern besonders aufschlußreich sein, die - ohne einen spezifischen Anlaß zur Sorge um gesundheitliche Gefährdungen - ein behindertes oder krankes Kind zur Welt gebracht haben und nun - unter völlig veränderten Vorzeichen - die zweite Schwangerschaft erleben. Die bisher vorliegenden Interviews, die überwiegend dieser Kategorie von Klienten zuzurechnen sind, lassen erkennen, wie stark der Wunsch dieser **Frauen/Paare** nach einem zweiten (oder dritten) Kind ist. In einer

Gesellschaft, deren durchschnittliche **Kinderzahl** pro Familie inzwischen auf etwa 1.3 Kinder gesunken ist, mag es auf den ersten Blick überraschen, welchen Rang das **zweite** Kind in der familialen Planung erhält. Bei näherem Hinsehen wird erkennbar, **daß** dem zweiten Kind eine Reihe von Normalisierungsleistungen zugeschrieben werden: Es ist wichtig zur Heilung der eigenen **Verletzungen**, die Eltern mit der Geburt eines behinderten Kindes erfahren können; es wird ferner gebraucht als Partner des kranken Geschwisters, genauer gesagt, es soll eine Art familialer sozialer Selbstversorgung sichern in einer Umgebung, die **nicht** als behindertenfreundlich eingeschätzt wird.

Dieses gesteigerte Bedürfnis nach dem zweiten Kind kollidiert nun mit den Rationalitätserwägungen Dritter. Vor dem Hintergrund diffusen Wissens von Erblichkeit, Wiederholungsrisiko und pränataler Diagnostik konfrontieren Verwandte, Freunde und sonstige Dritte, die sich zum Sprachrohr des gesunden Menschenverstandes machen, die werdenden Eltern mit der drohenden Gefahr einer erneuten Behinderung: War die erste Behinderung Schicksal, müßte die zweite der Leichtfertigkeit der Eltern zugeschrieben werden. Die Prozesse des elterlichen Abwägens **im** Hinblick auf Chancen und Risiken für die Familie, ihr Bemühen um eigene Maßstäbe für die Bewertung lebenswerten Lebens und ihre Verarbeitung der von Dritten formulierten alten oder neuen **Normorientierungen** sollten anhand von etwa 10 Interviews analysiert werden. Gerade der Vergleich der "arglosen" ersten Schwangerschaft und der im Vorzeichen allgemeiner Alarmbereitschaft erlebten zweiten Schwangerschaft **läßt** den Wandel gesellschaftlicher Wertvorstellungen gegenüber einem ehemaligen "Naturereignis" erkennen.

4. Um das Bild des elterlichen Umgangs mit der pränatalen Diagnostik abzurunden, werden wir uns bemühen, auch präsymptomatische Tests einzubeziehen, **d.h.** Tests, bei denen nicht eine gegenwärtige Behinderung festgestellt, sondern eine erst in späteren Lebensjahrzehnten manifest werdende Behinderung vorhergesagt wird (**z.B.** Chorea Huntington). Aufgrund der vielschichtigen Beeinträchtigungen von Lebensqualität, die für Eltern (und Kinder) mit dem Wissen um eine zukünftig zu erwartende Krankheit verbunden sind, dürfte es äußerst schwer sein, diese **Personengruppe** zu erreichen²⁾, **zumal** Eltern und Kinder "unauffällig" sind. Ich kann deshalb an dieser Stelle nur unser Bemühen bekunden, die pränatale

Diagnostik auch in ihrer prognostischen Variante zu berücksichtigen - ein verbindliches Element der geplanten Studie kann der Einbezug dieser Klienten nicht sein.

(c) Auswertung

Die Auswertung der zu transkribierenden Interviews soll mit **fallspezifischen** Analysen beginnen. Im Stil der "grounded **theory**" von Glaser und **Strauss**²⁹ sollen die schrittweise an den Daten gewonnenen Konzepte im systematischen Fallvergleich ähnlicher und stark differierender Fälle erweitert und auf ihre Reichweite überprüft werden. Das Ziel ist eine fallübergreifende Analyse, die den Umgang mit der pränatalen Diagnostik in ihren allgemeineren auf die Institution werdender Elternschaft bezogenen Aspekten darstellt.

d) Zeitplan

Die Erkenntnismöglichkeiten qualitativer Sozialforschung können nur ausgeschöpft werden, wenn Datengewinn und **-auswertung** einigen **Forschungsmaximen** gerecht werden, deren Beachtung ein erhebliches Maß an Zeit erfordert. Die Herstellung einer Kommunikation mit den **Forschungs-**subjekten, die Sicherung einer von eigenen Relevanzsetzungen geleiteten Forschungsteilnahme wie auch die je nach ersten Interviews zu bestimmende weitere Auswahl von **Forschungssubjekten** sind **Arbeitsschritte**, die vor dem Hintergrund einer Fülle nicht vorhersehbarer Ereignisse ablaufen. Ein mit aller Sorgfalt vollzogener Datengewinn ist die **Voraussetzung** dafür, daß die gegenüber herkömmlichen Untersuchungsverfahren kleine **Fallzahl** die Tiefe und Reichweite ihrer Ergebnisse überzeugend ausweisen kann. Ein solcher Nachweis gelingt jedoch nur, wenn die Fülle der Daten geordnet und in dem Bemühen um immer weitergehende Abstraktion durchleuchtet wird. Um über eine paraphrasierende Darstellung hinauszukommen, die auch bei interessanten Fakten wegen ihrer fehlenden theoretischen Orientierungskraft letztlich nur von beschränktem Wert ist, sollen allein für die fallübergreifende Datenanalyse 16 Monate angesetzt werden - nach meinen Erfahrungen keine üppig bemessene Kalkulation für zwei **wissenschaftliche Mitarbeiter/innen** (1 1/2 Stellen). Deren Arbeitsteilung

soll so organisiert werden, daß für die verschiedenen Untergruppen des Befragungskreises klare Zuständigkeiten entstehen, in gemeinsamen **Team-**besprechungen jedoch über einen Austausch der an den Daten gewonnenen Beobachtungen eine Koordination der analytischen Aufbereitung möglich wird.

Literatur

Albrecht, Regina, Genetische Beratung und pränatale Diagnostik in Bremen, in: **Schloot 1984, S.163-180**

Altner, Günter, Leben auf Bestellung? Das gefährliche Dilemma der Gentechnologie. **Freiburg, Basel, Wien 1988**

Amendt, Gerhard, Der neue Klapperstorch, **Herbststein 1986**

Arditti, Rita, Renate Duelli Klein und Shelley Minden (Hg.), Retortenmütter • Frauen in den Labors der Menschenzüchter. **Reinbek 1985**

Beck, Ulnch, Gegengifte. Die organisierte Unverantwortlichkeit, **Frankfurt/Main 1988**

Reck-Gemsheim, Elisabeth, Vom Geburtenrückgang zur neuen Mütterlichkeit?, **Frankfurt/Main 1984**

Beck-Gernsheim, Elisabeth, Zukunft der Lebensformen. in: **Joachim Jens Hesse, Hans-Günter Rolff, Christoph Zöpel (Hg.): Zukunftswissen und Bildungsperspektiven, Baden-Baden 1988, S.99-118**

Reck-Gemsheim, Elisabeth, Die **Kinderfrage**. Frauen zwischen Kindewunsch und Unabhängigkeit. München **1988**

Bräutigam, Hans Harald und Lieselotte Mettler, Die **programmierte** Vererbung. Möglichkeiten und Gefahren der Cientechnologie, Hamburg **1985**

Chancen und Risiken der Gentechnologie. Enquete-Kommission des deutschen Bundestages: Dokumentation des **Berichts** an den Deutschen Bundestag, **hrsgg.** von Wolf-Michael **Catenhusen** und **Hanna** Neumeister, in: Chancen und Risiken **der** Gentechnologie, Bd. 12, München **1987**

Corea, Gena, Muttermaschine. Reproduktionstechnologien. Von der künstlichen Befruchtung zur künstlichen Gebärmutter, **Berlin 1986**

van den Daele, Wolfgang. Mensch nach Maß. Ethische Probleme der Genmanipulation und Gentherapie, München 1985

van den Daele, Wolfgang, Der **Foetus** als Subjekt und die Autonomie der Frau, in: Kritische Justiz, Jg. 21. H. 1, 1988. **S.16-31**

Fischer, Martin. Möglichkeiten und Grenzen telefonischer Beratung bei teratologischen und genetischen Problemen. Eine Analyse der Beratungssituation in Telefonsprechstunden und persönlichen Gesprächen am **Institut** für Humangenetik der Universität Hamburg der Jahre 1981-1983, Dissertation, Fachbereich Medizin der Universität **Hamburg**, 1988

Flöhl, Rainer (Hg.), Genforschung - Fluch oder Segen?, in: Chancen und Risiken der Gentechnologie, Bd. 3. München 1985

Frauen gegen Gentechnik und Reproduktionstechnologie. Dokumentation zum Kongreß vom 19.-21.4.1985 in Bonn, hrsgg. von Die Grünen im Bundestag, AK **Frauenpolitik & Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V.**, Köln 1986

Glaser, Barney und **Anselm** Strauss. The Discovery of Grounded **Theory**, Chicago 1967

Hirsch, Günter und Wolfram Eberbach. Auf dem Weg **zum** künstlichen **Leben**, Basel. Boston, Stuttgart 1987

Hoffmann-Riem, Christa. Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie • der **Datengewinn**, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und **Sozialpsychologie**, Jg. 32. 1980, H. 2, **S.339-372**

Hoffmann-Riem, Christa, Das adoptierte Kind. **Familienleben** mit doppelter Elternschaft, München 1984

Hoffmann-Riem, Christa, Fragmentierte Elternschaft: technologischer Fortschritt und **familiale** Verarbeitung. in: Kurt **Lüscher**, Franz **Schultheis** und Michael Wehrspaun (Hg.), Die "postmoderne" Familie, **Familiale** Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit, Konstanz 1988, **S.216-233**

Hoffmann-Riem, Christa. Elternschaft ohne Verwandtschaft: Adoption. **Stiefbeziehung** und heterologe Insemination. in: Rosemarie **Nave-Herz** und Manfred **Markeska** (Hg.), Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Bd. **1**: Familienforschung. Neuwied und **Frankfurt/Main** 1989, **S.389-411**

Hohlfeld, Rainer und Regine Kollek, Menschenversuche? Zur Kontroverse um die Forschung mit **Reagenzglasembryonen**, in: Menschenversuche: Wahnsinn und Wirklichkeit, hrsgg. von Rainer **Osnowski**, Köln: Kölner **Volksblatt**, 1988, **S.146-171**

In-vitro-Fertilisation. Genomanalyse und Gentherapie. Bericht der Gemeinsamen **Arbeitsgruppe** des Bundesministers für Forschung und Technologie und des Bundesministers der Justiz, in: Chancen und Risiken der Gentechnologie. Bd. 6, München 1985

Jonas, Hans, Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation, **Frankfurt/Main** 1984

Kaufmann, **Franz-Xaver**, Familie und **Modernität**, in: Kurt **Lüscher**, **Franz** Schultheis und Michael Wehrspaun (Hg.), Die "**postmoderne**" Familie. **Familiale** Strategie? und **Familien-**politik in einer Übergangszeit, Konstanz 1988, S.391-415

Kaupen-Haas, Heidrun. Das **Experiment** Gen- und Reproduktionstechnologie.in: **Menschen-**versuche: Wahnsinn und Wirklichkeit, **hrsgg.** von Rainer Osnowski, Köln 1988, S.88-97

Lüscher, Kurt, Die Entwicklung der Rolle des Kindes, in: **Klaus Hurrelmann** (Hg.), Sozialisation und Lebenslauf, Reinbek 1976, S.129-150

Moser, Heinz, Genetische **Beratung** und Familienplanung, Bern 1980

Petersen, **Peter**, **Retortenbefruchtung** und Verantwortung. Anthropologische, ethische und medizinische Aspekte **neuerer** Fruchtbarkeitstechnologien, Stuttgart 1985

Reif, Maria und **Helmut Baitsch**. Genetische **Beratung**. Hilfestellung für eine **selbstver-**antwortliche Entscheidung, Berlin, **Heidelberg**, **New York** 1986

Reiter, Johannes **und Ursel Theile (Hg.)**, Genetik und Moral. Beiträge zu einer Ethik des Ungeborenen. Mainz 1985

Schlöot, Werner (Hg.), Möglichkeiten und Grenzen der **Humangenetik**, **Frankfurt/Main**, New York 1984

Schroeder-Kurth, Traute M., Die **Bedeutung** von Methoden. Risikoabwägung und **Indika-**tionsstellung für die pränatale Diagnostik, in: Reiter und Theile 1985, S.86-108

Wendt, Gerhard G., Die praktischen Möglichkeiten der genetischen Beratung, in: Schlöot 1984, S.145-157

Wolf, Gerhard, **Huntington** disease carrier status and the **problems involved** for those affected. A psychotherapeutic **experience**, in: **Clinical Genetics**, 1988134, S.172-175

Der Stellenwert der reproduktionsmedizinischen Behandlung in den Biographieverläufen von Frauen und ihren Partnern *

Zusammenfassung

In der Bundesrepublik Deutschland bleiben etwa 15% aller Paare ungewollt kinderlos. Die Erfahrung der Infertilität und das Bewußtsein, die biographische Vorstellung von einer Familie mit Kindern nicht verwirklichen zu können, ist häufig mit erheblichen psychischen Belastungen verbunden. Einen Ausweg aus dieser Situation bieten die Möglichkeiten der **Reproduktionsmedizin**.

Die gegenwärtigen und zukünftigen Möglichkeiten im Bereich der Reproduktionsmedizin eröffnen neue Handlungsmöglichkeiten dort, wo der Mensch bisher keinen Entscheidungszwängen ausgesetzt war, weil natürliche Prozesse die Bedingungen und Abläufe (z.B. die genetische Ausstattung, Geburt, eventuelle Behinderungen usw.) steuerten.

Die geplante Studie soll der Frage nachgehen, welche **Erfahrungsstrukturen** sich **im** Zuge der Nutzung reproduktionsmedizinischer Maßnahmen herausbilden. Da die heute mögliche medizinische Organisation von Zeugung und Schwangerschaft von der bisher verinnerlichten Einstellung zu "natürlichen" Reproduktionsverläufen abweicht, soll untersucht werden, wie Frauen und ihre Partner das neue reproduktionstechnologische Angebot verarbeiten. Zu prüfen ist, ob sich die neuen Behandlungsmethoden in die Konzeption von "Natürlichkeit" integrieren lassen oder ob eine - eventuell erst unterschwellig wahrnehmbare - Ablehnung der **medizinisch-technischen** Verfahren als "unnatürlich" zu beobachten ist, weil die bisherige Entlastung, die der Rekurs auf Natur

* Es handelt sich um Auszüge aus einem **Projektantrag** an das Bundesministerium für Forschung und Technologie, den Christa Hoffmann-Riem gemeinsam mit Prof. Dr. med. F. Leidenberger vom Institut für Hormon- und Fortpflanzungsforschung (Hamburg) gestellt hatte. Die Antragsteller reagierten mit ihrem Vorhaben auf einen **Beschluß** der Hamburger Bürgerschaft vom November 1985, der u.a. vorsah, die Förderung der sich in Hamburg entwickelnden Biotechnologie mit interdisziplinären Studien zu verbinden, die das Ziel der **Technologiefolgenabschätzung** verfolgen. • Die **Projektplanung** wurde stark durch Vorarbeiten von **Herrn Eduard Giese** beeinflusst. Die **im** folgenden dargestellten Überlegungen haben wesentlich die noch laufende **Dissertationsforschung** von Frau Dipl. **Soz.** Christiane Wehrmann geprägt, die als Mitarbeiterin in diesem Projekt vorgesehen war.

bot, angesichts der neuen Handlungsmöglichkeitentiefgreifend zu entfallen

beginnt. Im ersten Fall würde sich die Anschlußfrage stellen, wie die medizinische **bzw.** psychologische Behandlung den Bemühungen um ein erweitertes Verständnis von Natürlichkeit entgegenkommen kann, im zweiten **Fall** ließen sich Hinweise für einen vorsichtigeren Umgang mit den angewandten Technologien gewinnen.

Zur Untersuchung dieser **Fragen** sollen im Stil der "grounded theory" dreißig narrative Interviews durchgeführt werden, wobei die **Aufteilung** in drei Untergruppen gemäß unterschiedlicher Behandlungsarten angesichts des besonderen Erkenntnisinteresses naheliegt. Da die lebensweltliche Einstellung zur "Natürlichkeit" nicht direkt erfragt werden kann, werden biographische Interviews durchgeführt. Damit soll ein Gesamtrahmen aufgespannt werden, der es ermöglicht, Erkenntnisse über die "natürliche" Einstellung, mit der die Behandlung begonnen wurde, und die Irritationen, die durch die Behandlung aufgetreten sind, zu gewinnen.

Themenstellung

In der Bundesrepublik Deutschland und den USA bleiben schätzungsweise zehn bis fünfzehn Prozent aller Paare ungewollt kinderlos.¹ Die Erfahrung, keine Kinder bekommen zu können, stellt für viele Paare eine äußerst schmerzlich empfundene Einschränkung dar, die überdies häufig als Schande, gelegentlich sogar als Strafe aufgefaßt wird.² Der offenkundige **Kontrollverlust** über **den** eigenen Körper wird von vielen Betroffenen als Kränkung des jeweils weiblichen oder männlichen Selbstwertgefühls erfahren.³ Neben der Empfindung persönlichen Versagens und körperlicher Unzulänglichkeit steht das Bewußtsein, den geplanten biographischen Entwurf, zu dem häufig ein eigenes Kind gehört, nicht verwirklichen zu können.⁴

Die Entwicklungen der modernen **Reproduktionsmedizin** stellen deshalb

¹ **Stauber** 1979; **Bernstein und Mattox** 1982

² **Lalos et al.** 1986; **Pfeffer und Woollett** 1983

³ **De Parseval und Janaud** 1986, S. 15 ff.

⁴ Den hohen Stellenwert **des Kindes im Biographieentwurf** von Erwachsenen **verdeutlichen Interviews**, die im Rahmen einer Studie über **Adoptivfamilien** durchgeführt worden sind. Vgl. **Hoffmann-Riem** 1984, S. 27

für viele betroffene Paare die Quelle **neuer** Hoffnungen dar, Hoffnungen **darauf**, die erfahrene Einschränkung biographischer Handlungsmöglichkeiten wieder rückgängig machen zu können.⁵ Die Möglichkeit einer Adoption wird in der Regel erst dann als noch verbliebene Alternative erwogen, wenn die reproduktionsmedizinischen Maßnahmen entweder erfolglos geblieben sind oder die mit ihnen verbundenen Belastungen als zu groß empfunden wurden⁶, denn nach wie vor wird der genealogischen Zusammengehörigkeit bei der Familiengründung eine hohe Bedeutung beigemessen.⁷

Im Mittelpunkt des Forschungsinteresses **der anzuferlegenden** Studie steht die Frage nach Begleiterscheinungen und Folgen, die die reproduktionsmedizinischen Maßnahmen auf die lebensweltliche, "natürlich Einstellung"⁸ der Paare haben. Der Wunsch nach einem Kind in einer Partnerschaft als Bestandteil **des** gemeinsamen biographischen Entwurfs, das Verhältnis zur Zeugung und Schwangerschaft und das Verhältnis zum Kind sind eingebettet in einer weitgehend unreflektierten, **natürlichen** Einstellung. Die reproduktionsmedizinischen Maßnahmen werden von den Paaren vor dem Hintergrund dieser natürlichen Einstellung in Anspruch genommen. Durch die Inanspruchnahme der medizinisch-technischen

⁵ Zum Stand der heutigen Reproduktionsmedizin vgl. Bettendorf und Breckwoldt (Hg.), 1988

⁶ Vgl. Hoffmann-Riem 1984, S. 27

⁷ Vgl. Tyrell 1978

⁸ Die Konzentration auf die lebensweltliche, natürliche Einstellung als Ansatzpunkt für die Untersuchung **gründet** sich auf deren fundamentaler Bedeutung für sozialwissenschaftliche Analysen. Schütz und Luckmann (1988) schreiben **hierzu**: "Die Wissenschaften, die menschliches Handeln und Denken erklären wollen, müssen mit einer Beschreibung der **vorwissenschaftlichen**, für den - in der natürlichen Einstellungsverharrenden - Menschen selbstverständlichen Wirklichkeit beginnen. Diese Wirklichkeit ist die alltägliche **Lebenswelt**." (S. 25)
Weil aber erst besondere **Reflexionsarbeit** initiiierende Ereignisse diese Wirklichkeit **bewußt** werden lassen, kann sie nicht direkt erfragt werden. Durch die ins **Bewußtsein** tretende, **erzählbare** Auseinandersetzung mit dem Problem der Kinderlosigkeit und den **reproduktionsmedizinischen** Maßnahmen ergibt sich ein ausgezeichneter Ansatzpunkt sowohl zur Entdeckung des *Normalfalls*, der natürlichen Einstellung zur Zeugung, **Schwangerschaft** und Geburt, als auch zur Aufdeckung der Irritationen, die sich in Folge der medizinisch-technischen Maßnahmen ergeben.

Verfahren tritt für die Paare jedoch etwas **Neues**, Anderes hinzu, das seine Auswirkungen als Verunsicherung der natürlichen Einstellung **hinterläßt**. Die Art dieser Auswirkungen und den Grad ihrer Intensität vor dem Hintergrund der Frage zu untersuchen, welcher Grad an **Verunsicherungen** eventuell problematisch ist und welche Problemlösungsmöglichkeiten - auch außerhalb der Reproduktionstechnologie - denkbar sind, sind die Hauptziele dieser Studie.

Die gesellschaftspolitische Bedeutung der Studie gründet sich auf der zunehmenden Verlagerung des Themenschwerpunkts der gesellschaftlichen Diskussionen über Sozialverträglichkeit. Während bisher die Technologien auf der Grundlage der Physik, die anhand des Schematismus "Sicherheit versus Unsicherheit" analysiert und bewertet wurden, im Mittelpunkt des Interesses standen, gewinnen die - unter anderem im medizinischen Bereich angewandten - Technologien auf der Grundlage der Biologie zunehmend an Bedeutung. Zur Bearbeitung der dort auftretenden Fragen bietet sich der Schematismus "Natürlichkeit versus Unnatürlichkeit" an.

Die neuen medizinisch-technischen Möglichkeiten auf der Grundlage der Biowissenschaften eröffnen nicht nur neue Handlungsmöglichkeiten, sie bergen auch die Gefahr einer Überflutung durch **Handlungsmöglichkeiten** und - damit verbunden - von Entscheidungszwängen in sich. Die bisherige "Entlastung" ⁹ von Entscheidungen und Handlungen in Bereichen, die durch natürliche biologische Prozesse (genetische Ausstattung, Geburt, Krankheit, Tod) gesteuert wurden, beginnt abzunehmen. Die Auffassung von der Stabilität unserer Natur, die bisher ein Gegengewicht zur Kontingenz unserer Kultur war, beginnt damit ebenfalls in Kontingenz zu versinken. Dies ruft Widerstände hervor. ¹⁰

Will man entdecken, welche Chancen die neuen Technologien zwischen der Eröffnung von neuen Handlungsmöglichkeiten und der Überflutung durch sie erbringen, ist es geboten, die Verunsicherung der natürlichen Einstellung der **Nutzer** zu untersuchen und nach ihren **Bewältigungsstrategien** zu fragen. An diesen wird sich eine Tendenz zur eher erfolgreichen Bewältigung, die durch begleitende Maßnahmen eventuell unterstützt werden kann, oder einer retrospektiven In-Frage-Stellung der medizinischen Maßnahmen als unnatürlich ablesen lassen.

⁹ Zum Begriff der "Entlastung" vgl. Gehlen 1978, S. 62 ff.

¹⁰ Diese Überlegung wurde sprachlich leicht verändert übernommen von: van den Daële 1986, S. 295 f.

Stand der Forschung und eigene Vorarbeiten

Eine direkt auf Technologiefolgenabschätzung zielende empirische Untersuchung zur Reproduktionsmedizin liegt bisher nicht vor, auch eigene Vorarbeiten sind noch nicht vorhanden.

Die derzeit vorliegenden Beiträge zur Technologiefolgenabschätzung, die auf einer empirischen Basis stehen, wurden aufgrund von Untersuchungen erarbeitet, die entweder auf die Verbesserung der medizinischen Versorgung zielten ¹¹ oder **infolge** begleitender psychosomatischer und psychologischer Behandlungen anfielen. ¹²

Die Defizite dieser Studien bestehen zum einen in ihrer für **Technologiefolgenabschätzung** unzureichenden **Methodik** ¹³, zum anderen in der perspektivischen Enge, die sich aus der in der Regel auf therapeutische Maßnahmen zielenden Frage- und Beobachtungshaltung ergibt. ¹⁴

Darüber hinaus liegen mehrere Veröffentlichungen vor, die sich mit Fragen und Problemen im Bereich der Reproduktionsmedizin theoretisch **auseinandersetzen**. Hierzu zählen moralphilosophische und theologische Überlegungen ¹⁵ und Veröffentlichungen eher journalistischer Art. ¹⁶

¹¹ Unter anderem Becker 1980

¹² Amendt 1986; Petersen 1985 a; **Stauber** 1979

¹³ **Becker** (1980) räumt die "Begrenztheit der Aussagekraft" seiner auf statistischen Untersuchungen beruhenden Studie selbst ein (S. 121). Auf **Beckers** Studie stützt Petersen (1985b) zum Teil sein **Sondervotum** im Bericht der Enquete-Kommission: In-vitro-Fertilisation, **Genomanalyse** und Gentherapie (S. 61).

¹⁴ So behauptet Amendt (1986) aus psychoanalytischer Perspektive, daß bei Zeugungsunfähigen die Versuche, erwachsen zu werden, negativ verlaufen sind. "Ihre Ablösung von den Eltern ist in entscheidenden Phasen **mißlungen**. Sie hat nicht stattgefunden." (S. 112) Diese Behauptung wirkt angesichts des häufigen Befundes der Sterilität in Folge eines **Eileiterverschlusses** wenig plausibel. Es drängt sich der Eindruck auf, daß in dieser wie in einigen anderen Veröffentlichungen - insbesondere jenen journalistischer Art - **sowohl** die Analyse empirischer Befunde als auch die theoretische Auseinandersetzung mit dem Gegenstand zu stark von einem bestimmten Menschenbild **bzw.** politischen Standpunkt gesteuert wurde. Hier wurden **Technologiefolgenabschätzung** und **Technologiefolgenbewertung** nicht hinreichend differenziert. Vgl. **hierzu:** van den Daele 1986, S. 170 f.

¹⁵ Vgl. van den Daele 1985; Altner 1988; Reiter und Theile 1985

In allen Veröffentlichungen wird ausgehend von der jeweiligen Perspektive - mag sie nun medizinischer, psychosomatischer, psychoanalytischer oder sonstiger Art sein - *über* Patienten der Reproduktionsmedizin geschrieben. Bisher nicht vorhanden ist eine Studie, die ohne perspektivische Verengung konsequent ihren Ausgangspunkt *von* den betroffenen Paaren zu nehmen versucht. Die Aufgabe einer über die individuelle Sphäre hinausgreifenden Studie, die oberhalb psychosomatischer und psychischer Problemlagen die soziale Präformation des Verhältnisses zur Zeugung, zur Schwangerschaft und zum Kind und deren Irritation thematisiert, ist der Gegenstand der hier **skizzierten** qualitativen soziologischen Studie.

Ziele des Projekts und angewandte Methode

Aufgabe der geplanten Studie soll ein Beitrag zur Abschätzung der **Sozial-**verträglichkeit reproduktionsmedizinischer Maßnahmen sein. Im Mittelpunkt steht dabei die Deutung der mit der medizinisch-biologischen Behandlung verbundenen Ereignisse, wie sie von den Betroffenen selbst vorgenommen wird. Auf dieser Grundlage sollen sozialwissenschaftliche Konstrukte entwickelt werden, die die Erfahrungen der Betroffenen durch systematischen Fallvergleich ordnen und den Zusammenhang von Vorgeschichte, Behandlungsgeschichte und Familiengeschichte erkennbar machen. Um den Stellenwert einer Sterilitätsbehandlung abzuschätzen, ist es notwendig, ihre Einbindung in die weitere Lebenssituation und Lebensgeschichte **der** Klienten zu untersuchen. Deshalb soll die **reproduktions-**medizinische Behandlung in die Biographieverläufe von Patientinnen und deren Partnern eingeordnet werden. Die Ausdehnung der Untersuchung auf das Paar ist deshalb geboten, weil die biographische Planung bei den **hier** relevanten Aspekten in der Regel gemeinsam vorgenommen wird.

Mit der Untersuchung der Biographieverläufe verbindet sich die Hoffnung, einen "Gesamtrahmen" ¹⁷ zu erhalten, der es ermöglicht, die Erfüllung des **Biographieentwurfs** mittels der Reproduktionsmedizin und die damit verbundenen so empfundenen Nachteile in Beziehung zueinander

¹⁶

Correa 1988; Arditti et al. 1985; Hirsch und Eberbach 1987; Zipfel 1987; Altner 1988

¹⁷

Vgl. Fuchs 1984, S. 192

setzen zu können.

Am Leitfaden der Biographie lassen sich eine Fülle von Fragen zur Verarbeitung der neuen technologischen Möglichkeiten klären. Um ein paar Beispiele zu nennen: Es darf erwartet werden, Informationen darüber zu erhalten, wie die **Fertilitätsstörung** wahrgenommen und verarbeitet wurde, welche Auswirkungen sie auf die Partnerschaft hatte, welche **Überlegungen** und Empfindungen bei fortgesetzter Dauer der Störung auftraten, wann aufgrund welcher Informationen eine reproduktionsmedizinische Behandlung begonnen wurde, welche Hoffnungen bzw. Erwartungen dem Behandlungsentschluß zugrunde lagen und wie diese nach den ersten Gesprächen eventuell korrigiert wurden, welche Erfahrungen und Überlegungen die Behandlung begleiteten und wie das erfolgreiche Ende der Behandlung verarbeitet wurde. Eventuell ergeben die Interviews auch erste Informationen, die das Verhältnis zum heranwachsenden Kind betreffen.

Mit dem Ziel, Aufschluß über Anlässe und Intensitäten der Verunsicherung der natürlichen Einstellung **zu** erhalten, wurde ein spezielles **Forschungsdesign** gewählt, das besonders geeignet scheint, hierüber Informationen zu erhalten. Zugrunde liegt die Arbeitshypothese, daß die natürliche Einstellung bei reproduktionsmedizinischen Maßnahmen mit der Zunahme extrakorporaler Behandlungselemente zunehmend verunsichert wird. Deshalb sollen in der Studie drei verschiedene **reproduktionsmedizinische** Behandlungsformen untersucht werden: die ausschließlich hormonelle Behandlung, die hormonell unterstützte homologe Insemination und die In-vitro-Fertilisation. Die Differenzen zwischen der Inanspruchnahme und Verarbeitung dieser unterschiedlichen Behandlungsformen dürften von erheblichem heuristischem Wert sein.

Die Studie soll im Stil **der** qualitativen Sozialforschung durchgeführt werden. Geplant sind insgesamt dreißig narrative Interviews, wobei jeweils zehn auf die drei oben genannten Behandlungsgruppen entfallen.¹⁸ Der Kontakt zu den Informantinnen und ihren Partnern wird über die **Gemeinschaftspraxis** Leidenberger, Bohnet, Weise und Partner vorbereitet, indem Paare über die geplante Studie informiert werden. Der Projektbearbeiter wird sich **sodann** mit Paaren, die eine Bereitschaft zur Kooperation signalisiert haben, ausführlicher über den Ablauf und die Ziele der Studie unterhalten und ihnen damit eine weitere Grundlage für ihre **Kooperationsentscheidung** bieten. Das narrative Interview ist nur dann ergiebig,

wenn die Geschichte der eigenen Erfahrungen mit der **reproduktions-**medizinischen Behandlung freiwillig **erzählt** wird. Nur wenn die Paare für sich einen Sinn **darin** sehen, zur Aufklärung über den erreichten Stand und ihre individuellen Verarbeitungsformen beizutragen, wird überhaupt eine Erzählung in Gang kommen können. Die Entscheidung der Paare für Kooperation oder Nicht-Kooperation steht in keinem Zusammenhang mit ihrer weiteren medizinischen Behandlung.

Die Auswertung der zu transkribierenden Interviews soll mit **fallspezifischen** Analysen beginnen. Dabei sollen im Stil der "grounded **theory**" von Glaser und Strauss die **Biographieverläufe** einem systematischen Vergleich unterzogen werden.¹⁹ Das Ziel ist eine die Einzelbiographien übergreifende Analyse, die die **Verarbeitung** der reproduktionsmedizinischen Behandlung durch die Betroffenen selbst in ihren allgemeinen Aspekten darstellt.

Literatur

Altner, G., **Leben** auf Bestellung? Das gefährliche Dilemma der Gentechnologie, **Freiburg**, Basel, Wien 1988

Amendt, G., Der neue Klapperstorch, **Herbstein** 1986

Arditti, R., R. Duelli Klein und S. Minden. (Hg.), Retortenmütter • Frauen in den Labors der Menschenzüchter. Reinbek 1985

Becker, R., Schwangerschaftsverlauf, Geburt und **postpartale** Entwicklung bei **Sterilitäts-**patientinnen mit schließlich **erfülltem Kinderwunsch**. Diss. med. **Berlin** 1980

Bernstein, J. und J.H. Mattox. An **overview-of infertility**. Journal of **Obstetric Gynaecologia** and Neonatal **Nursing** 9/10:309, Philadelphia 1982

Bettendorf, E. und M. **Breckwoldt (Hg.)**, Reproduktionsmedizin, **Frankfurt/M.** 1988

Corea, G., Mutter Maschine, **Reproduktionstechnologien**• Von der künstlichen Befruchtung zur künstlichen Gebärmutter, **Frankfurt/M.** 1988

van den Daele, W., Mensch nach Maß? Ethische Probleme der Genmanipulation und **Gen-**therapie, München 1985

ders., Technische Dynamik und gesellschaftliche Moral, in: Soziale Welt **2/3, 1986**

ders., Die **Moralisierung** der menschlichen Natur, in: Lutz, B. (Hg.), Technik und sozialer Wandel. Verhandlungen des 23. Deutschen Soziologentages in Hamburg **1986, Frankfurt/M., New York 1987**

Fuchs, W., Biographische Forschung, Opladen **1984**

Gehlen, A., Der Mensch - Seine Natur und seine Stellung in der Welt, Wiesbaden **1978**

Glaser, B. und A. **Strauss**, The **Discovery** of Grounded Theory, Chicago **1967**

Hirsch, G. und W. **Eberbach**, Auf dem Weg zum künstlichen Leben: Retortenkinder. Leihmütter, programmierte Gene, Basel, Boston, Stuttgart **1987**

Hoffmann-Riem, C., Das adoptierte Kind, München **1984**

Lalos, A., D. Lalos, L. Jacobsson und B. v. **Schoulz**, Depression, Guilt and Isolation among Infertile Women 'and their Partners. Journal of **Psychosomatic** Obstetrics and **Gynaecology** **5:197, Amsterdam 1986**

De Parseval, D. und A. Janaud, Ein Kind um jeden Preis, **Weinheim** und Basel **1986**

Petersen, P., Retortenbefruchtung und Verantwortung - Anthropologische, ethische und medizinische Aspekte **neuer** Fruchtbarkeits Technologien, Stuttgart **1985 a**

ders., **Sondervotum**, in: In-vitro-Fertilisation, **Genomanalyse** und Gentherapie, Bericht der Gemeinsamen **Arbeitsgruppe** des Bundesministers für Forschung und Technologie und des Bundesministers der Justiz, in der Reihe "Gentechnologie", Bd. **6**, München **1985b**

Pfeffer, N. und A. **Woollett**, The **Experience** of Infertility, London **1983**

Reiter, J. und U. Theile (Hg.), Genetik und Moral, Beiträge zu einer Ethik des Ungebo-
renen. Mainz **1985**

Schütz, A. und T. Luckmann. Stmkturen der **Lebenswelt**, Bd. 1, **Frankfurt/M. 1988**

Schütze, F., Die Technik des narrativen **Interviews** in Interaktionsfeldstudien, in: **Arbeitsbe-
richte** und **Forschungsmaterialien** der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld,
Bielefeld **1977**

ders., **Prozeßstrukturen** des Lebensablaufs, in: Matthes, J., A. Pfeiffenberger und M.
Stosberg (Hg.), Biographie in **handlungswissenschaftlicher Perspektive**, **Nürnberg 1981**

Stauber, M., Psychosomatik der sterilen Ehe, Berlin **1979**

Tyrell, H., Die Familie als "Urinstitution": Neuerliche spekulative Überlegungen zu einer

alten Frage, in: **Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie**, Vol. 30, 1978, Heft 4, S. 611-651

Zipfel, G., Reproduktionsmedizin - die Enteignung der weiblichen Natur, Hamburg 1988

IV. Die Lebensgeschichte von Arbeitsmigrantinnen

Ein autobiographisch-narratives Interview mit einer Türkin, die in einer Stadt in Westdeutschland lebt *

I Und wenn Sie uns etwas über Ihr Leben erzählen könnten, was Sie erinnern aus der Zeit in der Türkei, wann Sie nach Deutschland gekommen sind und was die Gründe damals waren und wie Ihr Leben dann hier weitergegangen ist. Und wenn Sie wollen, kann ich eben auch ein paar Fragen stellen, **nech?**

E Also, ich werde natürlich alles kurz fassen

I ja ja

E Die Jahre, die ich hier gelebt habe, auch die Jahre, die ich in der Türkei gelebt habe, kann man nicht in zwei oder drei oder fünf alles so erzählen. Deswegen möchte ich also so kurz, kurzfassen. Also ich bin 1946 geboren in () also Mittelmeerküste / **eh**/ in einem Dorf. Wir waren sieben Geschwister, ich bin aber bei meiner Tante in Istanbul aufgewachsen, weil sie keine Kinder hatte. Sie hat mich nicht adoptiert, aber **sie** hat mich sozusagen als Pflege genommen, weil sie kein Kind hatte.

I hm

E Ich bin also in **Antalia** in einem Dorf geboren, in Istanbul **aufge**wachsen. Ich bin in unsere Dorfschule gegangen, fünf Jahre, aber diese fünf Jahre waren für mich mit viel Pflichten erfüllt. Also ich mußte meine **beiden** jüngsten Schwestern aufpassen, ich durfte nicht jeden Tag zur Schule, weil meine Eltern arbeiten mußten, und ich blieb also drei, vier Tage von Schule weg und vierten Tag, als ich in der Schule war, wurde ich geschlagen **vom** Lehrer.

* **Das** Interview wurde von Christa Hoffmann-Riem am 27.11.1985 in den Räumen der Beratungsstelle durchgeführt, in der die Informantin als Sozialberaterin arbeitet. "I" verweist auf die Interviewerin, "E" auf die Erzählerin.

hm

Also unter sehr schwierigen Bedingungen habe ich meine fünf Jahre da gemacht, also ich hab nur diese normale Hauptschule, Hauptschulabschluß. Diesen Abschluß konnte ich noch nicht einmal abholen, weil ich in Istanbul bei meiner Tante war. Jedenfalls wurde ich nicht weiter zur Schule geschickt. Weil ich ein Mädchen war, hat meine Tante meinen Eltern gesagt, sie kann ja gut schreiben und lesen, sie hat ihre fünfte Klasse schon fertig, was soll sie da noch, sie wird ja doch nicht Lehrerin, das braucht sie nicht mehr. Und in einer Großstadt wie Istanbul können wir einfach nicht riskieren, wo jeden Tag so viele Sachen passieren, wie in alle Großstädten eben auch passieren.

hm

Na ja, aber bin ich trotzdem vier, fünf Jahre lang zu Hause, **Religionsunterricht** gehabt, privat Religionsunterricht gehabt. Ich konnte also ganz toll arabisch lesen, diese Koranschrift auswendig und so weiter, was ich jetzt leider vergessen, also verlernt habe, weil ich schon über 22, 23 Jahre schon nicht mehr gelesen habe.

hm hm

Na ja, also ich war siebzehn, ich bin bei meiner Tante aufgewachsen. Meine Tante war sehr bürgerlich, sehr streng, das war für mich /eh/ als Mädchen, als junges Mädchen **unerträglich**, bei ihr weiterzuleben, dagegen meine Mutter war ein Engel.

aha

/eh/ Ich wollte aber zu meiner Mutter nicht hin, weil sie in ein Dorf wohnten, einfach das Leben **im** Dorf gefiel mir überhaupt nicht, in Istanbul /eh/ natürlich schöner und ich hatte meine eigene Zimmer und meine eigene Leben und mein eigen Leben, meine ich jetzt, meine Zimmer, meine Pflichten, ich wollte einfach nicht mehr in das Dorf zurück. Ich wollte aber auch nicht bei meiner Tante bleiben. Und eines Tages kam mein Cousin, den ich überhaupt nicht kenne und mein Vater auch nicht, von einer anderen Stadt und haben uns kennengelernt, also mein Cousin. Er wollte mit mir verloben, das war eine Liebe auf den ersten Blick von ihm aus, er wollte mit mir verloben. Ich wollte eigentlich nicht diesen Mann mich verloben, weil er überhaupt nicht mein **Typ** war,

hm

E auch meine Phantasie nicht entspricht, damals hatte ich also ganz große Phantasien über Heirat, über Verlobung. Ich habe erst einmal abgelehnt und gesagt: nein, ich will mich nicht mit diesem komischen Mann verloben. Aber auf der anderen Seite wollte ich von meiner Tante weg, raus. Ich konnte ja nicht weglaufen

I hm hm

E wie hier jetzt, so wie es bei türkischen Mädchen üblich ist, **zwanghaft** ist. Jedenfalls, um von meiner strengen Erziehung, von meiner Tante loszukommen, war ich verlobt mit diesem Mann, diesem komischen Mann. Na ja, jedenfalls er ist **1963, 62** ist er nach Deutschland gefahren, um unsere Hochzeitsgeld zu finanzieren. Er blieb ein Jahr in Deutschland und hat er **geschrieben**, ja, ich kann nicht kommen, ich hab nicht genügend Geld für die Fahrt. Kannst Du denn nicht kommen? Ich war **siebzehn**. in diesem einen Jahr wohnte ich/ wurde von unseren Verwandten, Freunden und Familienkreis wurde gesprochen, ein Jahr Verlobung, das **ist**, irgendwas stimmt nicht. Was ist denn los mit diesem Paar? Und also wurde ich da in die Enge getrieben. Und dann **/eh/** ja, ich hab geschrieben, wann er kommt, er hat geschrieben, nein, ich kann nicht kommen, ich habe nicht genügend Geld für unsere Hochzeit, kannst du denn nicht kommen? Na ja, ich, wir haben, also ganze **Familie** hin und **her** überlegt **/eh/** ich hab damals wahrscheinlich einen vernünftigen Eindruck gemacht auf meine Eltern, meine Tante **/eh/** sie haben gesagt, Mensch, wenn wir, wenn **wir/** also ich hab gesagt, gut, dann fahre ich eben nach Deutschland, um zu heiraten. Wenn er nicht kommen kann, entweder müssen wir Verlobung auflösen. Das können wir jetzt nicht so ohne weiteres, ich liebe ihn nicht, aber ich muß irgendwie auch innerlich los, ja, dann fahre ich eben hin. Oh, meine Eltern, meine Tante haben gesagt, wie kann das angehen, geht das überhaupt? Ich habe gesagt, warum nicht? Na ja, haben sie auch überlegt, wirklich, warum nicht? **/eh/** Er ist ja ihr Cousin, er wird sie schon nicht vergewaltigen, ne.

I hm hm

E Jedenfalls war ich damals siebzehn **/eh/** ich durfte aber nicht nach Ausland ohne meine Eltern.

I **hm**

E Ja, meine Eltern konnten auch nicht nach Deutschland kommen, es ist **finanziell** ein sehr großer Aufwand. Ja, was machen wir? Ich

habe meine Alter zwei Jahre älter machen lassen, mit Zeugen und so weiter, wo für mich 500 Lira damals, war für mich große Summe für meine Mitgift /eh/ () haben wir das Geld für Gerichtskosten und Zeugen ausgegeben, war ich in drei Monaten neunzehn.

((lachend))

Und dann habe ich sofort angefangen, also Antrag gestellt bei Arbeitsamt Istanbul und dann hatte ich meine ganzen Formalitäten, Untersuchungen in Arbeitsamt, das habe ich ganz alleine durchgeführt, wo es fast nur aus Männer voll war, dieses Arbeitsamt, wo die Männer über ein Jahr warteten, und konnte ich in halbes Jahr meine ganzen Sachen erledigen und halbes Jahr später konnte ich, ich war so weit, mit meinen sieben Mitgiftkoffern nach **Deutschland** zu fahren ((lachend)).

Das ist ja dramatisch.

Ist es wirklich. ((lachend)) Jetzt kann ich darüber lachen, aber damals war es nicht **zum** Lachen, es war ein ganz komisches Gefühl. Also ich fuhr nach Deutschland, um zu heiraten, aber übers Arbeitsamt, also mußte ich da irgendwie arbeiten. Ich war siebzehn, ich kannte keine andere Arbeit als Staub abwischen und Staubsaugen und Abwaschen und so, mehr kannte ich nicht.

hm hm

Und **Fabrikarbeit** und Deutschland konnte ich mir überhaupt nicht so richtig **vorstellen**, **aber** ich hab gedacht, wenn alle hingehen und **alle** es schaffen, werde ich es schon auch **schaffen**, warum nicht.

hm

Und außerdem, eine bestimmte Zeit später höre ich auf, ich bin ja schließlich dann verheiratet, Hausfrau zu werden, endlich eine Frau, die zu Hause zu sagen hat. Nicht kleines Mädchen, die immer, was Tante sagt, folgen muß, deswegen habe ich ja dieser Verlobung und Heirat *zugestimmt*. Jedenfalls bin ich also mit 750 in einem Zug 1964, ich war () und 600 Frauen bin ich also nach Deutschland gefahren. Ja, das war sehr komisches Gefühl, von meinen Eltern, von meiner Tante, von meiner Umgebung weg, und ich war froh, weg zu sein, und auf der anderen Seite war ich sehr traurig, das war eine **Fahrt** trotz allem ins Ungewisse.

ja

Wie soll das aussehen? Wie soll ich da wohnen? Ich war siebzehn, ach das war also ein Gefühl, das man nicht so jetzt mit paar Worten ausdrücken kann. Jedenfalls als wir in München kamen, war ich fasziniert von diesen breiten, sauberen Straßen, diesen Hochhäusern und diesen Rolltreppen und diesen exakt funktionierenden Automaten, ne.

hm hm

/eh/ Ja, dann kam ich Mitternacht nach ((Großstadt)) Bahnhof, wurde ich von Hausmeister, wo ich arbeiten werde, empfangen, auch mit meinem Verlobten gleichzeitig. Bin ich mit Taxi vom Hauptbahnhof zu dieser Fabrik gebracht worden, wo ich auch gleichzeitig wohnen mußte in diesem, wie heißt es, Heim,

E Wohnheim

I Wohnheim. In einem Zimmer acht Betten, so Doppelbetten, und Frauen verschiedenen Alters, die weinten und sangen und schweigsam waren und alle möglichen Typen

E hm hm

I mit großen gemeinsamen, Gemeinschaftsküche, **Gemeinschafts-**badezimmer, die für mich also sehr sehr schwer war so mitzumachen.

E hm hm

I Ich war die Jüngste, **siebzehn**, /eh/ richtig, offiziell war ich neunzehn, aber ich war **siebzehn** und alles so für mich war komisch und dann alles primitiv diese Achtbettenzimmer und diese komische Bade- Badezimmer, Klos und Dusche und diese Küche und gleich daneben Fabrik, ne, und ich habe mir vorgestellt: **Mensch**, wenn man nach Deutschland fährt, Deutschland ist ja Europa, ja wir haben in der Türkei immer sehr oft amerikanische Filme besucht, und da war immer alles so hochluxuriös, mit Knöpfen kann man alles benutzen

ja

und Swimmingpool und alle möglichen Sachen. Habe ich gedacht, Mensch, Deutschland kann auch nicht anders sein wie Amerika. Wenn du schon arbeitest, kann du diese luxuriöse Leben auch genießen, warum nicht. Fahr mal einfach hin, ne. Aber wo ich ankam, war für mich schockierend.

hm hm

Und kam ich in diese Fabrik und alles so primitiv schmutzig, viel Frauen und laut, sie schnarchten. Ich konnte nicht schlafen, sie

spielten immer Plattenspieler und weinten, ach das war alles so irgendwie deprimierend für mich.

hm

Ich habe gedacht, Mensch, also ich lebe ja nicht hier, ich werde hier bestimmt krepieren. /eh/ Soweit du Fahrgeld gespart hast, diese Kosten von Firma, die für dich übernommen hat, zurückgezahlt hast, haust du von hier ab. Also von meinem schönen Leben in **Istanbul**, das für mich wirklich Luxus war, und hier, und das sollte hier viel mehr Luxus sein. Was hast du vorgestellt?

hm hm

Was hast du hier vorgefunden? ~~Nix~~, das kommt gar nicht in Frage, so innerlich habe ich immer gedacht. Sparst in ein paar Monaten dein Fahrgeld und dann fährst du zurück.

Zurück. Ja.

Ja, aber in dieser Zeit ich habe ein paar Wochen angefangen zu arbeiten. Um sechs mußte ich da arbeiten vor dem Fließband. Wenn ich Toilette gehen mußte, mußte ich jemanden holen vor diesem Fließband, Maschine zu stehen. Und ich hatte immer furchtbare Fußschmerzen, ich mußte immer nicht grade, sondern so schräg stehen, weil ich furchtbare Beineschmerzen habe. Plötzlich acht Stunden, neun Stunden stehen zu müssen. Jedenfalls wurde in dieser **Zeit** von meinem Verlobten nicht so gut gelaufen /eh/ er wollte mit mir nach der Arbeit mußte ich also kochen, ich mußte **die** Frauen **erst** einmal abwarten, bis sie fertig sind, dann bin ich einkaufen gegangen, ich habe gekocht wie damals, wie ich das gelernt **habe**, Suppe, Vorgericht, Hauptgericht und so weiter, das kostete furchtbar viel Zeit.

Zeit ja

Bis elf war ich immer noch in der Küche, und ich mußte um sechs bei Arbeit sein, das war einfach so alles für mich so schwer. Auch kam noch mein Verlobter auch elf oder zehn Uhr, mit ihm spazieren zu gehen oder in ein Cafe zu gehen. Ich hab eigentlich von ihm erwartet, daß er zu mir wie ein Vater, wie ein Bruder wäre, bis wir heiraten. Nein, das war nicht der Fall, er wollte mich immer wegschleppen, abends, und war er eifersüchtig, wenn wir in einem Cafe waren, guckten die deutschen Männer und er hat gefragt /eh/ kennst du ihn? Kennst du ihn? Nein, natürlich nicht. Vielleicht arbeitet er in derselben Firma.

Ja

Ich weiß nicht. Jedenfalls er war so eifersüchtig, hat er angefangen, mich zu schlagen wegen kleinen Streit. Und das war, das war schon ein paar Monate vergangen, drei, vier Monate glaube ich, wir waren natürlich, paar Tage später waren wir im Konsulat. Wir wollten ja heiraten, ich bin ja gekommen, um zu heiraten.

hm hm

/eh/ Antrag auf Heirat gestellt, und dann mußten wir natürlich ungefähr halbes Jahr warten. Aber in dieser Zeit war er unerträglich, unverständlich, also unmöglich, ne. Durch solche kleinen Sachen hat er mir die Hölle heiß gemacht. Er hat mich geschlagen und bei der Polizei angerufen, *ach*, also das ist so schlimm, das war so schlimm. Und dann eines Tages habe ich gesagt, Mensch, das kannst du nicht einfach so mit mir machen. Ich bin **schließlich** gekommen hierher, um dich zu heiraten, ich erwarte von dir Verständnis. Im Gegenteil, jetzt machst du mir viel schwer, wo ich jetzt so viel Schwierigkeiten habe, hier draußen gewöhnen an diese Arbeit und diese Arbeit, **diese** Dreck, diese **Notverhältnisse** hier und auch noch kommst du noch dazu.

hm

Und ich hab gesagt, nein, ich mach nicht mit, ich trenne mich von dir,

hm hm

wenn du mich so weiter schlägst. Ja klar, er verspricht das und beim nächsten Krach schlägt er mich wieder. Jedenfalls eines Tages habe ich gesagt, du, ich **trenne** mich von dir /eh/ ich **habe** einen Brief geschrieben für meine Tante, meine Eltern und seine Tante, daß ich mich von ihm trennen will, weil er mich dauernd schlägt.

hm

Und er hat **eines** Tages diesen Brief bei mir **gefunden**, nein, ich hab gesagt, ich hab die **Briefe** abgeschickt. Ich bin mir sehr sicher, daß mit meiner Entscheidung, daß ich mich von dir trennen möchte. Er hat natürlich Aufstand gemacht, du kannst hier nicht Nutte sein, Nutte werden, du bist meine Ehre, du trägst schließlich meinen Nachnamen, du bist meine Cousine, ich kann dich hier in Deutschland nicht **alleine** lassen. Du wirst sonst ein Straßenmädchen,

hm hm

das kannst du gar nicht machen. Ich hab gesagt, okay, warte mal, bis mein Arbeitsvertrag zu Ende läuft, dann bringst du mich zu meinen Eltern, aber ich möchte mit dir als Verlobter nichts zu tun haben.

hm, ja

Du hast deine Wohnung, ich hab hier /eh/ mein Wohnheim, warte mal ab, aber sei dir bitte klar, ich will nicht mit dir **heiraten**, weil du mich einfach so schlägst,

hm

und will ich nicht. Dieses Gespräch hat aber in seiner Wohnung stattgefunden. Und /eh/ als er merkte, daß ich ganz ganz /eh/ überzeugend war, daß ich mich wirklich von ihm trennen wollte, er hat mich geschlagen, geschlagen,

ach

geschlagen, du kannst dich von mir nicht trennen, du kannst mich nicht verlassen hier im Fremde. Ich hab für dich alles gemacht, diese alle üblichen Vorwürfe. Er hat mich geschlagen, er hatte solchen dicken Ring, ich hasse jetzt alle Männer, die einen dicken Ring anhaben, er hat mich geschlagen ganz blutig und dann hat er die Tür **zugeschlossen** und /eh/ weggegangen. Und dann war ich **auf dem** Boden, ich weiß nicht, wie lange ich auf dem Boden gelegen habe, habe, ich hab, ich hab mir gesagt, jetzt entscheidest du für immer.

hm hm

Jetzt wenn du nicht willst deine **Eltern**/ sagt man also, den Kopf nicht hängen lassen, **nech?**

Ja

Stolz, weil irgendwie auch betrifft ja die ganze Familie, die ganze Ehre, Führungsstrichen/

ja

wenn du es nicht **willst**, deine Eltern darunter leiden, weil du jetzt in Deutschland von Verlobter trennst, dann mußt du mit diesem Mann heiraten. Dann machst du mit. Aber wenn du das *nicht* willst und das ist schon wirklich fraglich, wenn du das nicht willst, jetzt stehst du hier auf und gehst du für immer weg.

hm

Entweder oder. Überlege, jetzt ist es Zeit, wirklich zu entscheiden.

Ja

Ich mochte ihn auch nicht, aber ich mußte mit ihm heiraten. Ja also ich hab jetzt im nachhinein denke ich, ich hab ihn benutzt, um meine Freiheit zu bekommen, aber ich wollte mit ihm heiraten. Insofern habe ich ihn benutzt. Aber weil solche Schlägerei und so vorkam, hab ich gedacht: nein.

geht nicht

nein, das geht nicht. Na ja, ich habe mich entschieden auf diesem Boden, blutend, nein, du stehst jetzt auf und gehst du für immer weg. Ist egal, was jetzt geschieht. Ich bin aufgestanden, durch den Fenster zu der Nachbarin gegangen, habe ich am Fenster geklopft, und dann bin ich reingekommen, habe ich gesagt, mein Verlobter hat mich geschlagen, ich konnte so schlecht *Deutsch*,

I ja

E aber sie haben mich verstanden.

I Sie haben es auch gesehen.

E Ja, gesehen und dann bin ich /eh/ zu meiner Arbeitskollegin gegangen, **die** ich mit zusammen gearbeitet hab
hm

so neben. Und sie hat immer mich **angeboten**, mir angeboten, ein Zimmer zu geben, weil sie sah, ich bin immer müde, ich komme da in diesem /eh/ Wohnheim nicht zurecht, und es war schwer, ich war die Jüngste. Sie hat immer gesagt, komm, wohne bei mir. Ich hab ein Zimmer. Ich hab immer gedacht, Mensch, deutsche Familie, sie hat eine Tochter, eine Junge, die sind schon 25 gewesen damals, ich weiß nicht, wie weit ich richtig mache, wenn ich jetzt bei dieser Familie umziehe, und wie reagiert **meine** Verlobte?

hm

Da hab ich immer abgelehnt. Und dann bin ich, nach dieser Schlägerei, zu dieser Frau gegangen. Ich wußte, wo sie wohnte. Und dann habe ich gesagt, ich möchte jetzt bei dir wohnen. Ich hab mich entschieden, von diesem Schwein für immer zu trennen. Und dann hab ich damals meine meine Ring, meine Armband, die ich als Verlobungsgeschenk bekommen hab, hab ich in seinem Zimmer gelassen und /eh/ er wußte, daß ich schon /eh/ daß ich schon für immer weggegangen bin.

hm

In der Nacht kam die Polizei Mitternacht bei mir, sind Sie Fräulein ... ((lachend)). Ja, und ihr Verlobter hat versucht, sich zu toten.

Ah ja

Und dann mußten wir um Mitternacht zu Krankenhaus. Und nach der **Krankenhäusentlassung** hat er immer versucht, mit mir wieder versöhnen. Aber ich habe schon auf diesem Boden, habe ich mir fest entschlossen, nein, ich hab gesagt, nein, nein. Du bist jetzt mein Cousin, aber nicht mein Verlobter. Warte mal ab, noch drei, vier Monate, dann bringst du mich in die Türkei, aber du bist jetzt nicht mehr mein Verlobter. So, er konnte natürlich diese Situation nicht aushalten.

hm

Er fühlte sich abgelehnt und ausgestoßen von einer Frau, von einem siebzehnjährigen Mädchen. Er wollte so was nicht gefallen. Und eines Tages kam ich vom Postamt zurück und die Hausmeister von unserer Firma, wo ich arbeitete, sagte sie **mir/** sie wußte von der ganzen Sache. Er hat mich so oft geschlagen auf dem Straße, hat der Fabrikbesitzer die Polizei angerufen, also es war schon mehrere Mal die Polizei im Spiel gewesen. Und dann haben sie Polizei angerufen, weil diese Fabrikbesitzer mich () hat er gesagt, diese Fabrikbesitzer ist deine Mätresse.

Ah ja

Weil sie mir geholfen haben. Jedenfalls sie wußten **auch./** Und der Hausmeister hat gesagt: paß mal auf, deine Verlobte steht um die Ecke. Ich hab gesagt, na und, ich hab ihm gesagt, daß ich ihm nichts zu tun haben will. Alles ist aus. Ich kam noch **nah** und er sagte, ich möchte mit dir sprechen. Ich hab gesagt, was ich mit dir sprechen wollte, hab ich schon gesprochen, **laß** mich in Ruhe, warte mal ein paar Monate, dann ist es alles okay. Was willst du denn **noch** sprechen mit mir? Ich bin nicht mehr deine Verlobte.

hm hm

Nein, du kannst nicht einfach so Schluß machen **/eh/** ich werde mit dir rächen, komm mal mit mir, und er hat angefangen, auf der Straße unten zum U-Bahntunnel, wo diese Leute raufkommen und zum Bahn gehen, mich runtergeschleppt. Und dann **/eh/** ich war also sprachlos, wie er mich runter runtergeschleppt hat.

hm

Vor den Leuten hat er mich so gegen die Wand geschubst und hat eine Pistole genommen, hat er mich geschossen dreimal.

Was?

Dreimal, einmal hier, einmal hab ich geschrien ((weinend)) ich war schockiert () auf dem Rücken getroffen, und danach floh er weg, ne. Und während er wegläuft, hat er seine Hut verloren. Und dann wußte ich gar nicht, was ich machen sollte, und ich konnte nicht, ich hab nicht gewagt, rauszugehen, Taxi nehmen, nach Hause fahren, ich hab gedacht, er wartet oben.

hm hm

Also wie naiv ich damals war. Natürlich ist er schon längst abgehauen. Und ich wollte aber keine Polizei anrufen, keine Aufstand machen, es ist sowieso schon so viel passiert und ich schämte mich so doll. Als Ausländer, als Türke

ja ja

als Türke da so viel Theater machen zu lassen. Ich wollte überhaupt nicht Polizei anrufen. Ich wußte aber gar nicht, was mit mir los ist, er hat mich angeschossen, ich hab so richtig Feuer gesehen und /eh/ ich wußte gar nicht, ich läufte rum und wie ein Stier da, hm hm

wußte ich gar nicht, was ich **machen** sollte. Und dann hab ich gesagt, Mensch, sterbe ich jetzt, bin ich gestorben? Wie stirbt man. Bald. Vielleicht jetzt. Also hat das auch angefangen, über der Brust weh zu tun, auch Rückenteil weh zu tun. /eh/ Alle guckten mich an, keiner kommt und sagen oder irgendwas tun. Sie guckten mich an, ja, wie ein Stier in Arena, ne. So ((zeigend))

Ahh

Jedenfalls diese Schmerz in paar **Sekunden** oder paar Minuten, ich weiß nicht, wie lange vergangen ist,

hm

hab ich meine Mantel hochgenommen und geguckt () fließt. Ja, dann hab ich natürlich noch mehr Angst gehabt, wurde dieser Schmerz von **beiden** Seiten, Rücken und Oberbrust, noch schlimmer. Ist ein Mann gekommen von diesem () diese kleinen, wo diese Beamten sitzen, wenn der Zug kommt

Aufsicht hm

Aufsichtshäuschen ja, hat man mich da genommen. Ich hab nicht so viel verstanden. Und dann kam Sanitäter, wollten sie mich auf diese Liege legen und ich schämte mich furchtbar, **ich**

ja hm hm

als Mädchen auf dem Liege liegen und vor den Leuten, das war für mich so schrecklich und ich wollte lieber gehen.

hm hm

Und sie haben gesagt, nein, Sie können nicht gehen, jetzt müssen Sie liegen. Und ich mußte da liegen.

hm hm

Na jedenfalls bin ich zum Krankenhaus Sandberg gebracht worden und wurde sofort geröntgt und zwei Kugeln entdeckt. Eine ist fünf mm vor dem Herz stehen geblieben, **deswegen** waren keine Betäubungsmittel genommen. Ein paar Ärzte und Helfer haben mich festgenommen, festgehalten und die zwei **Kugeln rausgenommen**. Dann paar Wochen habe ich da gelegen, bin ich da **entlassen** worden. Und diese Zeit werde ich niemals, **diese** Familie, die ich danach gewohnt hab, jetzt **nenn** ich sie **Mutter** und Vater und wir sind schon seit 22 **Jahren befreundet**,

hm hm

ich nenn sie Mutter und Vater, die sind praktisch meine Pflegeeltern geworden, **sie** haben mich jeden Tag besucht,

ja ja

und ich kriegte jeden Tag vom **Lebensmittelgeschäft /eh/** Besitzer Geschenke, ich kriegte von Gemüsladen Geschenke, ich kriegte von Familie Geschenke, ich kriegte von den Fabrikkollegen Geschenke,

I ah

E also das hat mir so gut getan.

I gut getan

E Jedenfalls bin ich **ja/** er ist ein paar Stunden später festgenommen worden, er landete natürlich Untersuchungsgefängnis. Na ja, das ist, vielleicht hab ich lang gezogen?

Nein, das finde ich sehr gut, **daß** Sie das so ausführlich erzählen. **Jedenfalls** er ist erst mal weg vom **Fenster im** Untersuchungsgefängnis. Ich hab da, also nach diesem Fall zwei Wochen später kamen unsere Heiratspapiere. Ihre Papiere in Ordnung, können sie nächstes Mal kommen und ein Termin zum Heiraten nehmen, hab ich natürlich sofort zerrissen und weggeschmissen.

hm

/eh/ Ja, und ein paar Monate später war mein Arbeitsvertrag zu Ende, ich durfte gehen und bleiben, wie ich das wollte. Aber in dieser Zeit habe ich erlebt, wie ich selbständig wurde.

hm hm

Ich habe damals 70 Mark, glaube ich, oder 60 Mark verdient. Ich hab von diesem Geld sogar meine Eltern unterstützen können () habe ich das Geld verdient. Ich wurde immer selbständiger und selbständiger. Ich hatte Geld immer in meinem Portemonnaie, also ich keine Taschengeld oder so.

I hm

E Ein Mädchen in der Türkei, eine Haus, also braucht

I hat nichts.

E nichts

I hm hm

E Und jetzt ich wurde selbständig /eh/ Ich hab schon überlegt, ob ich wirklich in die Türkei zurückfahren will, jedenfalls so schnell,

I hm

E wo ich so selbständig wurde, wo ich viel Geld verdienen konnte

I Ja

e und durfte.

I Ja hm hm

E Und danach, nach diesem Fall, diesem Vorfall, habe ich echt **überlegt**, ob ich wirklich in die Türkei zurückfahren mußte. Und dann haben meine Eltern zufällig in der Zeitung gelesen in diesem Dorf, wo sie leben, haben die falsche Nachricht angegeben, eine Türke erschoss seine Verlobte, sie ist tot oder so was.

ach

Und dann wurden sie natürlich wie eine Verrückte und dann haben sie, als ich im **Krankenhaus** lag, haben sie **angerufen**, haben sie angerufen und gefragt, ob ich wirklich, wo ich liege, ob ich wirklich gestorben bin oder nicht. Natürlich hat Konsulat gesagt, nee nee, also ist verletzt, aber lebt noch und so, 'wußte ich gar nicht davon nichts. Jedenfalls trotzdem haben sie nicht geglaubt.

hm

Sie haben mir geschrieben und ich hab sie geschrieben, ich lebe, macht euch keine Sorgen, aber in dieser Zeit haben sie angefangen, mir zu schreiben, mein Kind, es ist wirklich unglücklich, was du erlebt hast. Wir verstehen dich, aber komm zurück. Bleib nicht in Deutschland. Das ist für dich ein fremdes Land, und wir **ma-**

chen über dich Sorgen. /eh/ Das ist **schon** klar, daß du nicht mit diesem Mann heiraten solltest

I solltest

E solltest und auch nicht durftest von uns aus nicht mehr,

I hm hm

E aber komm mal zurück.

I hm

E Und ich hab immer überlegt, Mensch, du bist schon fast ein Jahr hier, du bist getrennt von deine Verlobte /eh/ wie kannst du den Leuten in die Augen sehen /eh/ was wird die Leute über dich denken. Ich konnte nicht, ich wollte nicht mehr, war mir einfach diese Last,

ja

wenn ich in der Türkei bin, zu groß zu ertragen. Und ich hab diese **Zeit** auch sehr **lange überlegt**, ob ich zurückkehren muß oder nicht. **Ich** hab mich so richtig Einfluß gefühlt, unter Einfluß gefühlt, mußt du zurück. Warum mußt du unbedingt zurück. Ich hab meine Tante, meine Eltern geschrieben: ich will nicht zurück.

hm

Ich bin genauso wie früher eure Tochter, ich bin unberührt, ich bin immer noch Jungfrau, ich hab nicht mit ihm geschlafen, das ist nicht so wie ihr **vielleicht denkt**. Ich bin wie früher. Ihr könnt euch drauf verlassen, aber *ich komme nicht*.

hm

((lachend)) Ich bin schon so nervös jetzt. Na jedenfalls, ich hab eben gelacht, aber manchmal kann man nicht immer lachen.

((weinend))

hm hm

Das ist ja eine solche Häufung gewesen von Problemen im ersten Jahr, meine Güte. Und dann noch den Eltern gegenüber, ja, zu sagen, ich hab **euch** gern, und ich möchte gern tun, was ihr wollt, aber das kann ich nicht, **nech**.

Nein, ich wollte, wie die Gesellschaft oder wie unsere Freundeskreis wie mich bewerten

ja

/eh/ sollten oder wollten. Das ist ja ein Mädchen, die Verlobung löst /eh/ wird nicht gut angesehen.

ja

Das ist leider so. Na ja, jedenfalls hab ich gesagt, nein ich komme nicht. Wenn *ihr* nicht paßt, also ich hab gesagt, jetzt schreibst du */eh/* ist egal, wie, damit sie nicht immer unter Druck setzen und sagen, komm, du bist immer so Rechenschaft schuldig.

hm hm

Ja, ich hab einfach geschrieben, ich komm nicht, ich bin immer ihre Tochter, ich bin unberührt, ich komme nicht, bitte schreibt nicht, daß ich kommen *muß*. Und wenn ihr nicht paßt meine Brief, meinetwegen von mir aus könnt ihr mich enterben. Na ja, ich war aber schon erleichtert, daß ich diese Entscheidung getroffen zu haben.

hm

Ein paar Wochen später kam dieser Brief. Ach, das kommt gar nicht in Frage, du kannst natürlich dableiben, du bist unser liebstes Kind, wir haben dich lieb und wir haben dir sehr *viel* Vertrauen. Du brauchst das nicht, wenn du nicht kommen. Jedenfalls war ich erst einmal gerettet. ((lachend))

ja ja

Und ich hab so viel Angst vor dieser **Erziehung**, diesen Einfluß, daß sie mich irgendwie doch mit ihren Worten, mit ihren Briefen doch

()

oder sie kommen mich abholen oder so war habe ich gedacht, wo ich jetzt darüber lache. Wie konnten sie hier kommen mich */eh/* holen, wo ich offiziell neunzehn Jahre alt bin, ne?

ja ja

Jetzt lache ich darüber, aber damals hatte ich solche Angst, daß ich von meinen Brüdern, von meinem Vater, meine Tante aus hier geholt werde,

holen ja

mit Gewalt sogar, aber das war nicht der Fall. Jedenfalls in einem Jahr später, **im** Sommer, mit dieser Familie bin ich in die Türkei gefahren, um **zu** sehen, guck mal, ich lebe

mit diesen Deutschen?

Mit diesen Deutschen. Ich lebe hier mit diesem Ehepaar und die sind nett und */eh/* die sind anständig und die sind nett und ich bin bei ihr und es geht mir gut.

ja

War das auch ganz gut

Ach, das war ja eine gute Lösung, **nech?**

hm Ja und dann habe ich also angefangen, bei einem Zuschneider, als Textilfabrik

ja

zu arbeiten als ungelernte ja als, wie heißt das damals, /eh/ **Kettlerin**.

Ja, hm

Und dann hab ich den Vorarbeiter gebeten, ob ich nicht zwischendurch da ein Kurs mache, daß ich nähen lernen kann. Hat sie gesagt, Sie können /eh/ weil damals gab es paar Mädchen, jetzt verstehe ich, daß sie da Ausbildung gemacht haben wahrscheinlich, habe ich auch gefragt, kann ich das auch machen? Sie haben gesagt, nein, das können Sie nicht, weil Sie schon neunzehn sind () diese Auszubildende

hm

wir können das nicht. Und dann habe ich eine Zuschneiderkursus mich gemeldet, die in der Nähe ist, wo meine Arbeitgeber ist.

I hm

E Nach der Arbeit habe ich Zuschneiderschule gegangen.

I Nach der Arbeit?

E Nach der Arbeit abends und dann hab ich Zuschneider gelern. Und ein Jahr später konnte ich als Näherin da arbeiten, auch mit höherem Stundenlohn, auch mit besserer Arbeit,

hm

und ich lernte auch dabei mit. Ja, ich hab da jahrelang als Näherin gearbeitet. Wir haben da also 300 Kleider am Tag genäht, auch Akkord mit () Frauen. Ja, in dieser Zeit konnte ich ein bißchen besser deutsch sprechen, und ich konnte sogar mit meinen Kolleginnen /eh/ oder Türken, Arbeitskolleginnen zum Arbeitsamt gehen oder wenn sie Probleme hatten /eh/ sie haben mich immer gerufen (...)

Schon damals haben Sie vermittelt?

Ja, ja. Also das ist schon viel Zeit, also ich muß mich richtig anstrengen, wie das überhaupt war. Ja, in dieser Zeit habe ich durch eine türkische Familie meine Mann kennengelernt, wo ich überhaupt nicht heiraten wollte. Nie wieder.

hm

Aber der **Mann** war mein Verlobter gegenüber so ruhig, so nett, so ausgeglichen. Ich hab ihn eigentlich lieb gehabt, ne.

hm

Und ich hab gesagt, okay, ich muß sowieso heiraten, sonst kann ich mich gar nicht beweisen, daß ich wirklich so eine Mädchen war, wie meine Eltern das kennen, wünschen.

hm hm

Du mußt sowieso heiraten und dieser Mann ist, ja, sieht lieb aus und ruhig und ausgeglichen, dann heiratest du eben. Ja, ich habe mit ihm geheiratet.

hm

Ich habe von ihm eine Tochter, ein Kind, wir sind im Konsulat geheiratet hier, war auch eine Türkin,

hm

aber wahrscheinlich habe ich schon Auffassung über Ehe, über Heirat ganz von Anfang an, als Kind schon

hm

ganz andere Vorstellung gehabt über Ehe, über Heirat, über Partner. Ich habe nie so gefunden gekriegt, wie ich das wollte, wie ich das vorgestellt habe. Vielleicht habe ich zu viele Anforderungen gestellt über meine Auffassung über Ehe und Partner. Ich hab ihn ganz doll geliebt, vielleicht ich liebe ihn heute noch, aber ich **mußte** von ihm scheiden lassen. Er hat mich nie geschlagen, er hat mich nie so **/eh/** schlecht behandelt so körperlich **oder** so was, aber psychisch hat er mich ausgebeutet und ausgenutzt. Das habe ich jahrelang, ich war dreizehn Jahre mit ihm verheiratet, ich hab immer so gekämpft, wie ich das haben wollte. Er wollte das auch ändern, ich hab nach dreizehn Jahre später erfahren, daß er sich nicht kann und daß ich auch eingesehen, daß ich kein Recht mehr habe, ihn zu ändern. Wir haben also sehr viel Sachen probiert, Eheberatung **/eh/** Trennung, **alleine** zu leben, getrennt zu leben, hab ich alles versucht und gings und gings nicht, hab ich gesagt, ich liebe dich, ich mag dich, ich möchte auch so bleiben,

hm

unsere Verhältnis soll bleiben, ich möchte nicht, daß du jetzt auf den Boden kommst. Ich **verlier** ja zur Zeit dir gegenüber meine Achtung als Partner, meine Liebe als Mann und deswegen laß uns **jetzt** Schluß machen. Für ihn auch war sehr sehr schwer die Trennung.

hm

Ich bin **1978** von ihm. Einfach meine Koffer gepackt, meine Tochter genommen, einfach zu meiner Nachbarin, die mehrere Zimmer hat, die leer stehen, zu ihr gezogen. Und dann ja seit **78** bis **81** hat, wollte er sich nicht scheiden lassen. Er hat keine Einwilligung gegeben, und **1981** habe ich ihn gezwungen, zum Konsulat zu gehen und Vollmacht zu geben, weil ich, weil er hat immer gewartet, daß ich zurückkomme.

ja

Ich hab gesagt, ich komm nicht zurück und ich weiß, daß ich auch ohne dich gut zurecht komme, finanziell und seelisch. Nein, das will ich nicht und ich möchte, daß wir so bleiben. Wir haben eine gemeinsame Tochter, wir müssen irgendwie miteinander leben, sprechen /eh/ diese Differenz, also diese Abstand müssen wir unbedingt halten. Wenn wir jetzt wieder zusammenkommen, da können wir überhaupt nicht mehr. Ja, **1981** bin ich offiziell geschieden, seit **1981** lebe ich mit meiner Tochter allein. Ich bin froh, daß ich das gemacht habe, schade, daß ich nicht diese Entscheidung noch früher gemacht habe, weil in dieser Zeit diese **13** Jahre lang meine Tochter auch sehr viel mitbekommen hat,

hm

vielleicht auch ein bißchen Schaden davon bekommen hat, wenn man ihre kurze Fingernägel sieht, dann denke ich, vielleicht doch hat sie ganze **Menge** mitbekommen. Hättest du doch noch früher Schluß machen müssen. Aber es ist alles so spät.

I hm

E Ich hab mich einfach so spät scheiden lassen.

I hm

E Ich hab einfach **viel** zu lange **Zeit** gelassen. Jedenfalls bin ich jetzt geschieden seit **81**. Seit **1979** durch Empfehlung ein **Kindertagesheimleiter**, wo meine Tochter Kindertagesheim

hm

besuchte, in diesem **Kindertagesheim**, durch einen Leiter, durch Empfehlung bin ich diesen Job als Übersetzerin bekommen.

hm

((tief Luft holend)) Ja bis dahin, bis **79** habe ich als Näherin gearbeitet. Ich habe an also mehrere Schneiderkurse teilgenommen, ich hab mich da als Näherin entwickelt. Ich konnte also für mich nähen, für meine Tochter, sogar für andere Leute auch. Ich habe gut Geld verdient als Näherin, aber ich mochte gerne irgendwie

mit Menschen zusammenarbeiten. Ich hab sehr viel Übersetzungen gemacht in **der** ()straße.

I **ja**

E Da nebenan wohnte ich damals

I ah ja

E /eh/ Ich hatte bißchen so /eh/ praktische Arbeit.

I hm

E Ich konnte nicht so gut **deutsch** wie jetzt vielleicht, ich konnte auch nicht so gut schreiben, deutsch schreiben. Ich kann, bis heute kann ich nicht so gut deutsch schreiben. Aber ich hab mich hier beworben, durch diese Mann, diese **Leiter** vom **Kindertagesheim**. Ja, sie haben mich /eh/ vor ein paar Bewerberinnen, paar **Gymna(sia)stinnen**) haben sie mich **eingestellt**. Ich bin sehr froh, und diese Arbeit macht meine Scheidung oder in diesem **Krisenzeit** habe mir wie ein Medikament

I hm gewirkt

E gewirkt genau. Und, ja, ich arbeite mit Liebe

I hm

E mit Lust. Ich hab mit sehr **viel** Menschen zu tun, mit sehr viel **Probleme** zu tun und sehr viel mit Frauen zu tun, mit Mädchen und Jugendlichen zu tun, auch mit Männern zu tun /eh/ seit 79. Und seit **zwei** Jahren mache ich diese Sozialberaterausbildung, wo ich schon seit paar **letzte** Jahren mache ich nur diese Beratung, also Sozialberatung eigentlich. Ich bin aber als **Übersetzerin** eingestellt.

ja

Ja, ich bin jetzt auf dem Weg, in diesem **Beratungsfeld** mich zu qualifizieren über diese Ausbildung.

hm sehr gut hm

Inzwischen **habe** ich also paar Seminare mitgemacht in **verschiedenen** Stellen, auch an der Fachschule

hm

Sozialpädagogik für Ausländer, ein Jahr. Also ich hab möglichst viele Seminare mitgemacht, um mich so auszubilden

auszubilden, auch paar Deutschkurse habe ich weiter mitgemacht und heute noch mache ich, wo ich schon aufgegeben hab, ich kann nicht mehr deutsch lernen. Weil eben ich hab mir fehlt das diese ganze Grundlage

I hm
E Schulausbildung in der Türkei
I hm hm
E Aber ich versuchs immer noch, jeden Tag zu lernen, besser Deutsch zu sprechen,
I hm hm
E weil also für mich ist es wichtig, Deutsch zu sprechen,
I hm hm
E aber ich kann leider nicht.
I Ich finde, das ist für mich **'ne** ungeheuer eindrucksvolle Erzählung gewesen, und Sie **haben** ja gemerkt, ich hab bis jetzt keine einzige Frage gestellt.
((lachend)) schade
Und Sie haben Ihre ganze Geschichte viel schöner erzählt, als wenn ich mir jetzt dazu was überlegt 'hätte. **Ich** weiß auch nicht, ob Sie zwischendurch auf Fragen von mir gewartet haben, ich glaube, das kam einfach so, das war Ihr Leben
nein, nein, nein
Und ich hab mir überlegt, ich würde das gerne, wenn wir das niedergeschrieben haben, würde ich Ihnen das gerne geben, daß Sie das auch mal haben, ja?
Okay, ja gerne hm
In 20 Jahren werden **Sie** sich an vieles noch erinnern, so wie Sie sich jetzt erinnert haben,
hm hm
und diese Phasen mit der Mißhandlung, die **werden** Sie nie vergessen.
hm hm nein
Aber vielleicht ist es für Sie dann doch ganz schön, wenn Sie das mal **/eh/** in schriftlicher Form vor sich haben
E ja gerne
I und sich das auch noch mal durch den Kopf gehen lassen.
E Ja gerne, gerne
I Und ich glaube, wenn die Sie hier ausgewählt haben und und Frauen mit Gymnasium vorgezogen haben, dann hat das sicher auch damit etwas zu tun, daß Sie die Probleme vieler Frauen, die nun hierherkommen, ja am eigenen Leibe, wirklich am eigenen Leibe
ja

**erlebt haben und daß Sie dann doch eine andere Möglichkeit
auch haben, mit den Frauen zu sprechen.
Das glaube ich auch. (...)**

Rückmeldung

Ein für ausländische Frauen verfaßter Auswertungsbericht über die Interviews mit ihnen

Christa Hoffmann-Riem

(I) *An alle Frauen, die an unserer Untersuchung teilgenommen haben*

25.9.1986

Liebe Frauen,

mit diesem ersten Bericht über unsere 48 Interviews mit **Arbeitsmigrantinnen** möchten wir uns sehr herzlich bei Ihnen bedanken. Wir haben uns über Ihre Bereitschaft zur Zusammenarbeit sehr gefreut und denken gern **daran** zurück, wie freundlich und offen Sie uns zu einem Interview aufgenommen haben. Die Anschaulichkeit, mit der Sie Ihre Situation geschildert haben, hat uns tief beeindruckt. Viele von Ihnen haben sich nach mühsamem Erlernen der deutschen Sprache eine so bildhafte und **ausdrucksstarke** Sprechweise angeeignet, daß es uns leicht gemacht wurde, Ihre schönen, aber auch **Ihre** vielen leidvollen Erfahrungen nachzuvollziehen.

Trotz intensiver Arbeit an den Interviews in den letzten Monaten bleibt noch viel zu tun, um die Fülle der Informationen auszunutzen. Das Seminar an der Universität ist zwar abgeschlossen, aber einige Studentinnen werden ebenso wie ich selbst an der Auswertung der Interviews weiterarbeiten. Wenn wir Ihnen heute ein paar Ergebnisse mitteilen, möchten wir Ihnen zunächst einmal ermöglichen, Ihre eigene Lebensgeschichte in bezug zu vielen anderen zu sehen und gemeinsame Probleme zu erkennen. Unser weitergehendes Ziel, auch zu praktischen Folgerungen zu kommen, bleibt bestehen. Wir haben unsere Aufmerksamkeit immer wieder auf die vielen in der letzten Zeit durchgebrochenen Krankheiten gelenkt. Wir haben uns gefragt, wie diese Krankheiten einerseits durch den massiven körperlichen Verschleiß **im** Arbeitsleben ausgelöst sind, andererseits jedoch auch etwas zu tun haben mit der Zerrissenheit vieler Frauen zwischen ihrer Heimat und Deutschland. Diesen Zusammenhängen wollen wir

weiter nachgehen. Wir werden die Ergebnisse später mit einigen Mitarbeitern der Beratungsstellen für Ausländer durchsprechen und hoffen, daß wir uns nützlich machen können.

Wir würden uns freuen, wenn Sie uns etwas zu unserem Bericht sagen könnten. Wir hoffen, daß Sie sich hier wiederfinden können. Wenn Sie selbst gern Kontakt zu mir halten und über den Fortgang der Arbeit informiert werden möchten, sagen Sie es bitte Ihrer **Interviewerin/Ihrem Interviewer** oder teilen Sie es mir mit.

In der Hoffnung, **daß** wir Ihr Vertrauen gerechtfertigt haben,

Ihre Christa Hoffmann-Riem

(2) Der Bericht

Wir haben viele Zweifel, ob es gut war, daß die große moderne Völkerwanderung von den Ländern des Mittelmeerraums nach West- und **Nord**-europa stattgefunden hat. *Unsere* Wirtschaft hat davon profitiert, aber der Dank an die "Gastarbeiter" blieb aus; viele fühlen sich heute in der **Bun**-desrepublik verunsichert. Auf **seiten** der **Arbeitsmigranten** kamen ein paar Ersparnisse zustande; viele Häuser wurden gebaut für den Tag der Rückkehr. Diesem materiellen Gewinn stehen jedoch hohe persönliche Kosten gegenüber: die **Traurigkeit** über die Trennung von Familienangehörigen; die Entfremdung zwischen Ehepartnern sowie zwischen Eltern und Kindern; das Fremdwerden im Heimatland und das Fremdbleiben hier; das Leiden an der beruflichen (und sonstigen) Ausnutzung und der mangelnden Achtung als Mensch; die Zerrissenheit zwischen der Sehnsucht nach dem Heimatland und der Stimme der Vernunft, die einen Verbleib hier nahe legt.

Ein nachdenklicher deutschsprachiger Dichter hat einmal über die internationale Wanderbewegung von Arbeitskräften gesagt: In Deutschland hatte man "Arbeitskräfte" erwartet, doch "es kamen Menschen". Die erzählten Lebensgeschichten legen Zeugnis davon ab, wie es einzelnen Menschen in der massenhaft organisierten Arbeitskräftebewegung ergangen ist.

Der Plan zur Wanderung

Die durch bundesrepublikanische Wirtschaftsinteressen ausgelöste Anwerbung von Arbeitskräften fand in der Türkei' wie auch den anderen Mittelmeerländern ein breites Echo, weil sie sich als Lösung für eine Reihe von Problemen anbot. Keine Frau hat ihr Land aus voller Zufriedenheit mit ihrer dortigen Lebenssituation, etwa aus Abenteuerlust, verlassen. Die Entscheidung zur Migration war - sofern die Frau nicht wie selbstverständlich ihrem Mann oder ihren Eltern folgte - immer der Versuch, Schwierigkeiten in den gegenwärtigen Lebensumständen zu bewältigen. Vor allem die angespannte wirtschaftliche Situation bot den Auslöser dafür, daß sich Frauen nach ihren Möglichkeiten zur Verbesserung der materiellen Lage umsahen. Wir haben eine Reihe von Beispielen dafür, daß nicht Armut an sich, sondern die Erfahrung von Verarmung die Suche nach neuen Möglichkeiten der Lebensbewältigung in Gang setzte. So konnte die häufig "mit warmen Gefühlen" erinnerte schöne Kindheit **im** Heimatland plötzlich zu Ende gehen durch Tod oder Krankheit des Vaters oder die Berührung mit den Sorgen der Mutter oder der Eltern. Es ist für uns eindrucksvoll zu sehen, wie Frauen sich auf die Anwerbung als Arbeitskräfte einlassen, **weil** sie die Gemeinschaft der Familie unterstützen wollen. Sie sind so in der türkischen Tradition oder der eines anderen Heimatlandes verwurzelt, daß sie sich als Glied eines Kollektivs sehen, nicht aber eigennützigen Interessen folgen. Eigennützige Interessen wären bei Frauen aus der Bundesrepublik sehr viel stärker gewesen.

Der starke Zusammenhalt der großen Verwandtengruppe und die intensive Kontrolle des eigenen Verhaltens durch andere können jedoch auch den Plan der Abwanderung verstärken. In manchen Lebensgeschichten vermischen sich wirtschaftliche Interessen mit dem Wunsch, ein **biß-**chen mehr Unabhängigkeit gegenüber der Familie zu erreichen. So leiden Frauen **z.B.** darunter, daß sie der Autorität des Vaters oder des älteren Bruders unterstellt sind, daß die Familie des Ehemanns in ihre Angelegenheiten hineinregiert, **daß** Gerede entsteht wegen einer immer noch nicht zur Heirat führenden Verlobung usw. Die Gemeinschaft, an der die Frauen hängen (und nach der sie sich in der Bundesrepublik sehnen), kann

¹ Die Türkei wird manchmal in diesem Bericht hervorgehoben, da wir von den 48 Interviews 38 mit türkischen Frauen durchgeführt haben, ferner jeweils drei mit portugiesischen und spanischen Frauen und jeweils zwei mit jugoslawischen und griechischen Frauen.

eben auch zu Belastungen führen, wenn den Frauen die Begrenzung ihres Handlungsspielraums im Vergleich zu dem der Männer **bewußt** wird.

Nicht sehr häufig, aber doch in einigen Fällen sehr deutlich entwickelt sich der Plan **zur** Migration aus politischer Unsicherheit oder gar akuter Bedrohung. Eigene politische Betätigung oder auch nur politisches Handeln von Familienmitgliedern, die dem Regime kritisch gegenüberstehen, kann die Handlungs- und Entfaltungsmöglichkeiten beeinträchtigen. In solchen Fällen wird die Migration gewählt in der Hoffnung, daß mit der günstigeren politischen Entwicklung des eigenen Landes das Leben in der Fremde bald beendet werden kann.

Die Durchführung des Migrationsplans

Deutsche Firmen haben viele Jahre lang Frauen in der Türkei und den anderen Mittelmeerländern angeworben. Diese Geschäftspolitik widersprach den bis dahin geltenden Verhaltenserwartungen, daß sich eine Frau nicht allein auf den Weg in ein fremdes Land machen kann. Die traditionelle Gesellschaftsordnung sieht vor, daß eine Frau von ihren Verwandten geschützt werden soll. Vor allem die türkische Gesellschaft mit ihrem Nachdruck auf der Ehre der Frau und der Ehre der Familie mußte die Anwerbung von Frauen als Angriff auf ihre eigenen Wertvorstellungen erleben.

Wenn Frauen sich - angeregt durch das deutsche Angebot und bestärkt durch den sichtbaren materiellen Erfolg der bereits abgewanderten Landsleute - zur Migration entschlossen hatten, **mußten** sie häufig mit vielfältigen Widerständen aus der eigenen Familie fertig werden. Sie mußten viel Überzeugungskraft entwickeln, um die eigene Reise als im Interesse aller und das eigene Handeln als das der "braven" Tochter erscheinen zu lassen. Wir haben Beispiele dafür, daß vor allem junge Frauen aus ländlichen Gebieten manchmal jahrelang darum gekämpft haben, sich als Arbeitskraft bewerben zu dürfen. Sie brauchten vielleicht die Zustimmung des Vaters, um ihre Papiere vorbereiten zu können; sie brauchten vielleicht die Bereitschaft des Bruders, sie nach Istanbul zu begleiten; sie brauchten das Geld für die Ausstellung der Papiere und die Fahrkarte nach Istanbul; sie brauchten vor allem die Überwindung der Vorbehalte und die psychische Unterstützung durch die Familie bei ihrem mutigen Schritt.

Diese Hindernisse auf dem Weg nach Deutschland sollen deshalb so herausgestellt werden, weil sie in der weiteren Lebensgeschichte der Frauen ihre Folgen gehabt haben. Als sich die Frauen den ärztlichen

Untersuchungen in Istanbul stellen mußten, als sie das erste Mal in ihrem Leben in einem Verfahren zur Nummer wurden, als sie die Anspannung und den Trennungsschmerz der anderen Frauen erlebten - da tauchte bei manchen von ihnen das erste Mal der Gedanke an einen Rückzug auf. Weil sie aber schon so viele Mühen auf sich genommen hatten und weil bereits hohe, für die Familie schwer verkraftbare Kosten entstanden waren, verwarfen sie den Gedanken an die Flucht und bangten - mit halbem Herzen - um den Erfolg der ärztlichen Auswahl.

Der Rückzug war dann erst recht verbaut, als sie mit dem Sammeltransport an ihrem Bestimmungsort ankamen, die betrieblichen Wohnheime erlebten, den hohen Anforderungen bei körperlich anstrengender und schmutziger Arbeit ausgeliefert waren und allmählich begriffen, was Deutschland ist.

Das in so vielen Erzählungen geschilderte Bild von Deutschland beruhte auf einer Täuschung: Es war das **z.B.** aus **Filmen** gewonnene Bild vom Schlaraffenland, vom leichten Reichwerden, vom mühelosen Steuern automatischer Arbeitsabläufe durch Knopfdruck. Dieses Bild war von deutschen Firmen gefördert worden, indem sie **z.B.** in Wort und Bild (Froschüren) ihre Arbeitsplätze attraktiv erscheinen ließen. Die **Anwerbe-**büros zogen mit und vermittelten den Eindruck, der im Sinne erfolgreicher Werbung erwünscht war. Sie hatten ein leichtes Spiel mit Frauen, die keinerlei Erfahrung in der Industriearbeit hatten und keinen Verdacht schöpfen konnten. Wir wollen nichts von unserer Anklage gegen deutsche Firmen zurücknehmen, wenn wir **darauf** hinweisen, daß *auch* die bereits früher angeworbenen Arbeitskräfte aus der Türkei und den anderen Ländern zu einem falschen Deutschlandbild **beigetragen** haben. Sie waren **daran** interessiert, sich selbst als erfolgreich darzustellen und um der Selbstaufwertung willen zu unterschlagen, mit **wieviel** Mühen ihre Ersparnisse hatten erarbeitet werden müssen. Weil sie ihr Gesicht nicht verlieren wollten, trugen sie dazu bei, daß sich das falsche Deutschlandbild erhielt und **tausende** von Landsleuten erneut der Täuschung unterlagen.

Der Anfang des Lebens in Deutschland

So begann das Leben in der Bundesrepublik für die meisten der von uns befragten Frauen mit einer schmerzlichen Ent-Täuschung. Der Rückzug war nicht nur verbaut, weil der Arbeitsvertrag **sie für** ein Jahr verpflichtete (manche begriffen das erst hier) oder weil sie kein Geld für die Rückfahrt gehabt hätten. Der Rückzug schied auch deshalb aus, weil die Frauen für

sich gar keine Möglichkeit sahen, mit der Aufklärung über das **wahre** Deutschland andere in ihrem Heimatland **überzeugen** zu können. Sie wußten, daß das falsche Deutschlandbild zu sehr auch in **dem Denken** ihrer Verwandten und Bekannten verwurzelt war, als daß sie auf sich gestellt **daran** etwas hätten ändern können. In langen Selbstgesprächen wurde ihnen klar, daß sie bei einer vorzeitigen Rückkehr nach Hause die Erwartungen der anderen nicht erfüllen würden. Ihr Stolz wehrte sich dagegen. So blieben sie und fügten sich in die ihnen abverlangte Rolle. Die Erinnerung an die harte Ent-Täuschung zu Beginn ihres Lebens in der Bundesrepublik war in vielen Interviews mit großer **Erregung verbunden** - die Erregung kann auch nach mehr als 20 Jahren noch durchbrechen.

Die als Arbeitsmigrantinnen eingereisten Frauen wurden fast **alle** als ungelernete Arbeitskräfte eingesetzt. **Diese** Verortung auf der untersten Stufe der deutschen Arbeiterschaft wurde von **manchen** Frauen **erst** im Laufe der Jahre durchschaut. Da sie die **deutsche** Sprache nicht beherrschten, häufig am Arbeitsplatz und im Wohnheim von Deutschen isoliert waren, hatten sie oft zunächst nicht den Durchblick: Sie erkannten nicht sofort, daß **ihre** Arbeitsbedingungen und **ihre** Entlohnung nicht für die deutschen Arbeiter galten. Als ihnen ihre Situation jedoch **bewußt** wurde, fiel es ihnen noch schwerer, die harte und schmutzige Arbeit bei niedrigem Lohn und oft langer Arbeitszeit hinzunehmen. Besonders bitter wurde die Arbeit auf der untersten Stufe von **den** Frauen empfunden, die in ihrem Heimatland eine gute berufliche Ausbildung erhalten hatten (etwa als Lehrerin) und nun **ungeachtet** ihrer Fähigkeiten eingesetzt wurden. Hätte es nicht die vielfach in **den** Interviews beschriebene Solidarität der türkischen **oder z.B.** spanischen Frauen in den **Wohnheimen** gegeben, wäre die von deutschen Firmen aufgestellte Nutzenrechnung nicht so gut **aufgegangen**: Die Frauen wären **bei** ihren seelischen Belastungen weniger arbeitsfähig gewesen.

Deutschland - ein anderes Klima, eine andere Gesellschaft

Vor allem die Frauen, die aus ländlichen oder kleinstädtischen Gebieten in die Bundesrepublik gekommen waren, hatten bis dahin überwiegend persönliche und oft herzliche Beziehungen erlebt. Die Menschen, mit denen sie in Berührung kamen, waren ihnen meist vertraut. Sie gehörten zur großen Verwandtengruppe, zur Dorfgemeinschaft oder einer ähnlichen überschaubaren Gruppe. Es gab klare Regelungen, wer für wen verantwortlich war. Es gab den Schutz der Gemeinschaft. Vor diesem **Hinter-**

grund konnten die zur Anwerbung bereiten Frauen nicht ahnen, daß sie in einer Industriegesellschaft auf ganz andere Beziehungsmuster stoßen würden. Sie konnten nicht ahnen, daß Menschen nur in bestimmten Ausschnitten wahrgenommen werden, etwa nur als Arbeitskraft oder nur als Ratsuchende bei der Behörde. Sie konnten nicht ahnen, daß sich mit dem Wandel der Arbeitsabläufe in einer Industriegesellschaft auch der Kontakt der Menschen zueinander gewandelt hatte. So waren sie befremdet darüber, wie unpersönlich und wenig herzlich Deutsche miteinander und mit ihnen umgehen konnten. Wenn die Frauen uns diese Enttäuschung beschrieben, griffen manche von ihnen zu dem Bild vom Klima: Deutschland ist nicht nur kalt vom Wetter her; es ist für sie auch wegen der wenig herzlichen Beziehungen ein kaltes Land. Die Sehnsucht nach dem Heimatland ist weitgehend die Sehnsucht nach den warmen Beziehungen und der Geborgenheit, die sie vermitteln. Manche Frauen haben die deutsche Gesellschaft aber auch von einer anderen Seite sehen gelernt. Der Wandel der Beziehungen in einer technisierten, hoch spezialisierten Arbeitswelt hatte auch dazu geführt, daß sich die Vorstellungen über die Beziehungen von Mann und Frau veränderten. Die Frauen beobachteten hier mehr partnerschaftliche **Beziehungen** zwischen Mann und Frau. Überall in der Welt **läßt sich feststellen**, daß sich mit der Eingliederung der Frau in den **Arbeitsprozeß einer** Industriegesellschaft auch ihr Selbstverständnis als Frau **verändert**. Sie trägt zum Unterhalt der Familie bei; sie hat ihre Kontakte außerhalb der Familie; sie drängt **darauf**, daß sich auch der Mann an der Betreuung der Kinder und **der** Hausarbeit beteiligt.

Die eigene **Eingliederung** in **den** industriellen Arbeitsablauf und die Berührung mit einem anderen Selbstverständnis von Frauen haben bei manchen Arbeitsmigrantinnen dazu geführt, daß sie ihre bisherige Rolle als Frau in Frage stellten. Vor allem unter dem Druck mehrfacher Belastungen - als Mutter, Arbeiterin, Ehefrau und Hausfrau - begannen sie zu zweifeln, ob die ihnen **zugemutete** Arbeit eine gerechte Arbeitsverteilung in der Ehe **darstellte**. Sie begannen zu zweifeln, ob ihnen die bisherige Unterordnung unter die Erwartungen des **Ehemannes** weiter zugemutet werden könnte. Einige der von uns interviewten Frauen gerieten in heftige Konflikte mit Ehemann und Familie, weil sie gegen bisher nicht in Frage gestellte Erwartungen des eigenen Landes verstießen. Manche konnten zu einem neuen Einverständnis mit ihrem Ehepartner kommen, weil er ihre Schwierigkeiten sehen lernte. Andere Ehen zerbrachen **daran**, daß die Frau sich wandelte und der Mann auf alten Vorrechten beharrte. Für beide Seiten - für Frauen und Männer - brachte die Neuorientierung der

Partnerbeziehung unter veränderten Bedingungen große Belastungen mit sich. Auf dem Spiel stand eben auch, ob sich **z.B.** Frauen weiter als Türkin oder Griechin sehen konnten oder ob sie von ihrer Familie mißtrauisch als Deutsche abgewertet wurden.

So wie Ehefrauen nicht selten die Beziehung zu ihrem Mann verändern wollten, fiel es den von uns befragten Mädchen der zweiten Generation schwer, sich im bisher gewohnten Stil Eltern und Bruder unterzuordnen. Es sei jedoch betont, daß wir sowohl bei der ersten als auch bei der zweiten Generation Beispiele dafür gefunden haben, wie die alten, traditionellen Regeln in Kraft blieben und die Familie im alten Sinn türkisch war. In der **zweiten** Generation überwogen jedoch bei unseren **Interviewpartnern** bei weitem die Fälle, in denen die Mädchen oder jungen Frauen von Schwierigkeiten mit ihren Eltern oder auch ihren Ehemännern erzählten (manchmal waren die Ehemänner erst nach der Heirat nach Deutschland gekommen). Im Kontakt mit deutschen Vorstellungen hatten diese jungen Frauen Ziele entwickelt wie Selbständigkeit und Selbstverwirklichung. Auch in der deutschen Gesellschaft ist ja das Umdenken über die Rolle der Frau noch voll im Gang. Der Unterschied zu den **Migrantenfamilien** besteht jedoch **darin**, daß unsere Gesellschaft viele Jahrzehnte Zeit hatte, ihre Vorstellungen über die Beziehung von Mann und Frau oder Eltern und Kindern zu verändern. Die Tragik der **Migrantenfamilien** in Deutschland besteht jedoch **darin**, daß sie in so kurzer Zeit eine so intensive Neuorientierung verarbeiten sollen.

Die guten Seiten des Lebens in Deutschland

Im Rahmen der Überlegungen, ob eine Rückkehr geplant ist, werden von den Frauen immer wieder einige positive Seiten des Lebens in der **Bundesrepublik** angeführt. Der Gedanke an die hohe Arbeitslosigkeit in der Türkei **läßt** den Arbeitsplatz hier als kostbar erscheinen (wir haben jedoch auch Fälle von Arbeitslosigkeit der Frau oder ihres Mannes). Diejenigen, die hier mit Krankheiten zu kämpfen hatten, lernten das Kranken- und Sozialversicherungssystem schätzen. Vor allem der Erwerb von Rentenansprüchen entlastet ein wenig bei den Sorgen um die Zukunft. Geschätzt werden die Ausbildungsmöglichkeiten der Kinder. Einigen Frauen ist sehr bewußt, daß ihre Gesellschaft für sie als Unverheiratete oder Geschiedene keinen Platz vorgesehen hat. Sie können ihr Leben auf eigenen Füßen nur hier verwirklichen.

Verschleiß, Sehnsucht nach der Heimat und Krankheit

Als Arbeitsmigrantinnen wurden nur die gesündesten Frauen zugelassen. Uns hat es bestürzt, mit welcher Häufung von Erkrankungen das Leben in Deutschland manchmal wenige Monate nach der Einreise begann. Kopfschmerzen, Rückenprobleme, Nieren- und Blasenenerkrankungen, Unterleibsbeschwerden - das sind nur einige der Krankheiten, mit denen die Erzählungen gefüllt sind. In einigen Fällen weist das Krankheitsbild deutliche Bezüge zu den körperlichen Belastungen am Arbeitsplatz auf. Der Verschleiß läßt manchmal bereits bei noch jungen Frauen die Frage auftreten, wie lange sie ihre Arbeit noch leisten können. In anderen Fällen gibt das Krankheitsbild den Ärzten Rätsel auf: Sie können keine körperliche Ursache finden. Manche Frau wird mit der Aussage allein gelassen, daß ihre Erkrankung wohl seelische Gründe habe.

Wir gehen davon aus, daß das hohe Maß an Belastungen mancher Frauen gar nicht anders verarbeitet werden kann, als daß der Körper durch Krankheiten Signale gibt. Manche Frauen sind hin- und hergerissen zwischen der Sehnsucht nach dem Heimatland und der vernunftgeleiteten Entscheidung, dieses Land vorerst zu nutzen. Wenn ihnen die Rückkehr sicher wäre, könnten **sie** vielleicht manches anders verkraften. Aber was ihre Zerrissenheit verstärkt, ist der Zweifel, ob und wann eine Rückkehr möglich wird. Wir müssen die Interviews noch genauer auf die Krankengeschichten hin durchsehen. Wir haben jedoch die Vermutung, daß die innere Zerrissenheit **den** Nährboden für manche Krankheit abgibt. Wir haben beobachtet, daß Frauen, die sich unter großen Schwierigkeiten zum Verbleib in Deutschland durchgerungen haben, weniger über Krankheiten berichten. Wir **wollen** dieses Ergebnis hier mitteilen, ohne damit ein Rezept für andere Frauen vermitteln zu können.

Ein besonderes **Problem** scheint uns nun **darin** zu liegen: Je mehr Frauen erkranken, **desto** wahrscheinlicher wird es, daß sie sich von unserem Krankenversicherungssystem abhängig und damit an der Rückkehr gehindert sehen. Möglich wäre es jedoch auch, daß sich manche Krankheit mit der Rückkehr in die Heimat auflöst. Es gibt **z.B.** viele Hinweise, daß der Heimaturlaub heilen kann.

Wie geht es weiter?

Die meisten **der** von uns befragten Frauen - zumindest der ersten Generation - haben gesagt, daß sie in ihr Heimatland zurückkehren wollen. Aber

immer hieß es: "Nicht jetzt", "vielleicht in ein paar Jahren". Die Rückkehr wird aus zwingend erscheinenden Gründen zurückgestellt: zuerst müssen die Kinder ihre Ausbildung abschließen; zuerst muß das Haus gebaut werden; **zuerst** muß die Rente gesichert sein usw. Die Frauen schienen sich oft an den **Rückkehrplan** zu klammern, aber indem sie sogleich die Unmöglichkeit zur Rückkehr jetzt betonten, blieb es ihnen erspart, die eigenen Zweifel an der Rückkehr durchbrechen zu lassen. Das Problem des Aufschubs liegt ja **darin**: Mit jedem Jahr wird nicht nur die Grundlage geschaffen für eine bessere materielle Existenz in der Türkei oder einem anderen Heimatland. Mit jedem Jahr wächst auch die Entfremdung gegenüber den Menschen **im** Herkunftsland, und mit jedem Jahr wächst die Gewöhnung an einige gute Seiten des Lebens in Deutschland. Das Problem des doppelten Fremdseins - des Fremd-Werdens in der Heimat und des Fremd-Bleibens hier - ist den Frauen sehr **bewußt**. Die verstärkte Ausländerfeindlichkeit der letzten Zeit hat das ihre dazu beigetragen, **daß** die Bundesrepublik von den meisten nicht als zweite Heimat erlebt werden kann.

Wir wünschen allen Frauen, daß - wenn sie sich für das Bleiben oder die Rückkehr entscheiden - **jede** Entscheidung für ihr Leben etwas **Gutes** bringen kann.

Bildiri: Yabancı kadınlar ile yapılan
röportaj ve onlar için yapılan
değerlendirme

Christa Hoffmann-Riem

(1) Anketlerimize katılan tüm işçi
kadınlara

25. 9. 1986

Sevgili Bayanlar,

48 göçmen işçi kadınla yaptığımız araştırma
hakkındaki bu ilk değerlendirme ile sizlere
teşekkür etmek istiyoruz. Yaşam
koşullarınızı anlatırken gösterdiğiniz
dinginliği takdirle karşıladık. Pek
çoğunuzun nice zorluklarla öğrendiği
Almancayı, ustaca ve canlı biçimde
kullanarak anlattığı hem güzel, hem de pek
çok acı deneyimlerinizi biz de yaşamış
kadar olduk.

Anketler üzerinde son aylarda yoğun biçimde
çalışmış olmamıza rağmen değerlendirme
çalışmalarını henüz tamamlamadık. Bunun
için daha çok zainana ihtiyacımız var.
üniversitedeki seminer sona ermiştir. Fakat
ben ve bazı öğrenciler değerlendirme
çalışmalarını sürdüreceğiz. Bugün size
sunduğumuz bilgilerle sizlerin kendi yaşam
öykünüzü, başkalarının yaşam öyküleriyle
karşılaştırarak ortak sorunları görmenizi
diliyoruz. Bizler, ortak sorunlardan yola
çıkarak pratik çözümler bulmaya yönelik
aniacimizi sürdürmekteyiz. Dikkatimizi

özellikle, son zamanlarda ortaya çıkmış olan çok sayıdaki hastalıklara yönelttik. Bu hastalıkların bir yandan çalışma koşullarının zorluğunun neden olduğu fiziksel yipranma ile, öte yandan da kendi vatani ile Almanya arasında kalmaktan kaynaklanan ruhsal çelişki ile ne ölçüde bağlantılı olduğunu kendi kendimize sorduk. Bu bağlantıları incelemeyi sürdüreceğiz. Vardığımız sonuçları yabancı danışma bürolarında çalışan arkadaşlarımızla birlikte değerlendirip, yararlı olabilmeyi umuyoruz.

Raporumuz hakkındaki düşüncelerinizi bize bildirirseniz çok memnun oluruz. Bu raporda kendinize ait verileri bulacağınızı umuyoruz. Eğer bizimle ilişki kurmak veya bundan sonraki çalışmalarımız hakkında bilgi almak isterseniz, anketçinize veya bana bildirin. Bize gösterdiğiniz güvene layık olmak umuduyla,

Christa Hoffmann-Riem

(2) Röportaj

Xkdeniz ülkelerinden Batı ve Kuzey Avrupa ülkelerine doğru gerçekleşen büyük modern göçün iyi bir olgu olduğundan kuşkuluyuz. Ekonomimiz bu olgudan yarar sağlamış, fakat "misafir işçiler"e minnet gösterilmemiştir. Bu işçilerin çoğunluğu bugün Almanya'da kendilerini güvence altında hissetmemektedirler. Göçmen işçiler bir miktar tasarruf etmişler, dönecekleri güne hazırlık olmak üzere ev yaptırmışlardır. Oysa bu maddi kazanımlar, büyük kişisel kayıplar pahasına gerçekleşmiştir: Aileden

ayrı yaşamanın verdiği aci, kari koca, ebeveyn ile çocuklar arasındaki yabancılaqma, burada birer yabancı olarak kalma, işyerinde veya başka konumlarda sömürölmenin ve insan olarak saygı görmemenin verdiği acılar, vatan hasreti ile, burada kalma akılcılığının arasında yaqanan çelişki.

Uluslararası işçi göçü ile ilgili olarak bir Alman şairi şunu söylemişti: "Xlmanya işçi istedi, oysa insan geldi". Bize anlatılan yaqam öyküleri, toplu işçi göçü örgütlenmesi içinde insan olgusunu gözler önüne sermektedir.

Göçün planlanması

Bati Alman ekonomisinin işçi ihtiyacı karşısında düzenlenen işçi göçü, diğer kkdenez ülkelerinde olduğu gibi Türkiye'de de bir dizi soruna çözüm olarak görüldüğü için geniş ölçüde yanki bulmuştur. Hiçbir kadın ülkesinden, içinde yaşadığı iyi koşullara rağmen, örneğin macera hevesi gibi nedenlerden ayrılmamıştır. Göçmen işçi olma kararı, yurt dışına giden kocayla birlikte gitmenin dışında, hep yaqam zorluklarına bir çare bulma çabasıyla alınmıştır. Özellikle ekonornik zorluklar daha iyi bir yaqam aramaya yol açmıştır. Önümüzde yoksulluğun değil de, yoksullaqmanın daha çok böyle bir karara yol açtığını ortaya koyan bir dizi örnek var. Mesela, mutlu çocukluk yıllarının, babanın ani ölümü veya hastalanması ile, veya ebeveynlerin sorunlarıyla çocukların aniden yüzyüze gelmesiyle sona erdiği anlatılmaktadır.

Kadınların, ailenin sorunlarına destek olma

amacıyla işçi olmaya karar vermeleri bizi çok etkiledi. Kendi kişisel yararları değil de, ailenin bir üyesi olarak görev yüklenme yaklaşımı köklü bir gelenek olarak görülmektedir. Federal Almanya'da ise kadınlar kendi çıkarlarını daha fazla ön plana almaktadırlar.

Öte yandan geniş bir akraba çemberi, kişilerin davranışlarının bu çevre tarafından kontrol edilmesi göç düşüncesini de körüklemekte. Bazi yaşam öykülerinde, ekonomik çıkarlarla, biraz daha bağımsız olma isteği içiçe girmektedir. Örneğin, kadınlar babanın veya büyük ağabeyin, kocanın otoritesi altında ezilmektedir. Örneğin uzun süren nişanlılıktan dolayı laf çıkabilmektedir. Kadınların kendilerini bağlı hissettikleri çevre, (Almanya'da özlemini duydukları olgu) kendi hareket sahalarını erkeklerinkiyle karşılaştırmaya başladıkları zaman baskı haline dönüşmektedir. Çok sık olmamakla birlikte, bazıları politik güvensizlik, hatta açık tehditler karşısında göçmen işçi olmaya karar vermiştir.

Politika ile uğraşma veya aileden birinin rejim karşıtı çalışmaları olması da yaşam koşullarını olumsuz etkilemiştir. Bu durumlarda yurt dışına göç etme yolu seçilmekte ve ülkede politik ortamın değişeceği günlerin gelmesi ümit edilmektedir.

Göç planının gerçekleştirilmesi

Alman şirketleri uzun yıllar süresince Türkiye'den ve diğer Akdeniz ülkelerinden kadın işçi getirtmişlerdir. Aslında bu, bir kadının tek başına yabancı bir ülkeye

gidemeyeceği anlayışına ters düşmektedir. Geleneksel anlayışa göre kadınlar yakınları tarafından himaye edilir. Özellikle Türk gelenekleri kadının ve dolayısıyla ailenin namusuna ayrı bir önem vermiştir. Bu nedenle kadınların işçi olarak yabancı ülkelerce istenmesinin değer yargılarına bir saldırı olarak anlaşılması gerekirdi. Almanya'nın kadın işçi talebi karşısında - hem de daha önce gidenlerin zengin olduklarına ilişkin haberlerden cesaretlenerek - göçmen işçi olmaya karar veren kadınlar, sık sık aile içinden gelen itirazlara da karşı koymak zorunda kalmışlardır. Kararın tüm ailenin yararına olduğunu anlatmak için çeşitli ikna yöntemleri geliştirmek zorunda kalmışlardır. Elimizde özellikle, kırsal kasımdan gelen genç kadınların işçi olma istemlerini ailelerine kabul ettirebilmek için yıllarca uğraştıklarını ortaya koyan örnekler vardır. Kimine gerekli belgeleri yaptırabilmek için babanın imzası, kimine İstanbul'a giderken ağabeyin refakati, ayrıca belgelerin tamamlanması ve yolculuk için para gerekmişti. Öncelikle de, bu cesurane kararın gerçekleştirilmesi için kuşkuvarın ortadan kalkması ve ailenin moral desteği gerekmişti.

Almanya yolundaki bu engellerin açıklanması, kadınların daha sonraki yaşamlarında önemli sonuçlar doğurması açısından önem kazanmaktadır.

İstanbul'da ilk doktor kontrolü sırasında, yaşamlarında ilk kez bir dosya numarası olurken ve öteki kadınların ayrılık acılarına tanık olurken bazıları bu işten vazgeçmeyi düşünmüştür. Fakat o ana kadar katlanılan sıkıntıların ve yapılan

masraflarin boğa gitmiş olacağını düşünerek caymamiqlardir. Doktor kontrolünden sağlam çıktığına üzülenler olmuştur.

Toplu nakil yoluyla kendileri için belirlenen yerlere gelip işyerine ait işçi yurtlarına yerleştikten sonra, çok yorucu, zor ve pis işlerde çalışmaya başlamışlardı ve Almanya'nin ne demek olduğunu kavradıkları zaman artık dönüş yolları kapanmıştı.

Yaşam öykülerinin pek çoğunda düşüncelerindeki Almanya'nin bir hayal olduğu anlaşılmıştır. Yiyecek, içeceğin bol olduğu, kolayca zengin olunan, kullanılması kolay makinelerde bir düğmeye bastiktan sonra otomatik olarak yapılan işten ibaret çalışma yaşamı olan bir yer olarak düşünülmüştür Almanya. Bu hayal Alman şirketleri tarafından çeşitli sözlü ve yazılı propaganda ile (broşürlerle) işyerlerini cazip gösterme amacıyla yaratılmıştır. İş bulma kurumları da bu oyuna katılmışlar ve onların istediği imajı yaratmışlardır. Kadınların sanayi işçiliği konusundaki bilgisizliği ve hiçbir kuşkuya kapılmamaları da bunu kolaylaştırmıştır. Alman şirketlerinin daha önce gerekse Türkiye'den, gerekse diğer ülkelerden getirtmiş oldukları işçilerin de yanlış bir Almanya imajı yaratılmasında rol oynamaları, bizim Alman şirketlerine yöneltmiş olduğumuz suçlamaları hiçbir şekilde hafifletmemektedir. Bu işçiler kendi kişiliklerini yükseltmek amacıyla kazandıkları paranın ve maddi başarılarının ne kadar zor koşullar pahasına sağlandığını saklamışlardır. Onlar uğradıkları hayal kırıklığını açığa vurmamışları için, Almanya hakkındaki yanlış imajın sürdürülmesinde katkılı olmuşlar,

böylelikle de binlerce vatandaş daha hayal kırıklığıyla karşılaşmıştır.

Almanya'daki yaşamın ilk günleri

Anketimize katılan pek çok kadın işçi için de klmanya'daki yaşam acı bir hayal kırıklığı ile başlamıştır. Bir yıllık kontrat imzalanmış olması (birçoğu bu durumu ancak klmanya'ya geldikten sonra farketmiştir) veya dönüş bileti alacak para olmaması nedeniyle geri dönmek de imkânsızdı. Geri dönmeyi engelleyen bir başka neden de, Almanya'nın kötü olduğunu Türkiye'dekilere anlatamamak kcrkusudur.

Düşlerdeki Alaanya Türkiye'dekiler için o denli kökleşmiştir ki, bir kadın bu hayali tek başına söküp atamayacağını bilmektedir. Bir çok kadın uzun uzun düşündükten sonra, planlanan süreden daha önce geri döndükleri taktirde, kendilerinden beklenileni yapamamış olmayı gururlarına yedirememiştir. Böylelikle Almanya'da kalmışlar ve kendilerinden beklenen rolü oynamışlardır. Anketlerin pek çoğunda, Almanya'da ilk günlerde yaşanan bu büyük hayal kırıklığının, aradan uzun yıllar - kimisi için 20 yıl - geçmiş olmasına karşın aynı heyecanla hatırlandığı ortaya çıkmaktadır.

Almanya'ya göçmen işçi olarak gelen kadınların hemen hemen hepsi vasıfsız işçi olarak işe başlamıştır. Alman işçi kitlesinin en alt basamağına yerleştirildiklerini pek çok kadın ancak uzun yıllar sonra farketmiştir. Almanca bilmedikleri ve işyerinde ve yurtlarda Almanlardan tecrit edildikleri için durumlarını farkedememişlerdir. Çalışma

koşullarının ve ücretlerinin de Alman işçilerinden farklı olduğunu hemen anlayamamışlardır. Bu durumun bilincine vardikten sonra da, zor ve pis işlerde düşük ücretlerle çalışmaya katlanmak o ölçüde zor olmuştur.

Öyle görüyoruz ki, kadınlar arasında - Türk veya İspanyol kadınlarının kaldığı işçi yurtlarında - yaşam öykülerinde sık sık anılan o sıkı dayanışma olmasaydı, Alman şirketleri yabancı kadın işçi çalıştırmakta bu kadar kârlı çıkamazlardı. Çünkü ruhsal bunalımlarını yenemeyecek olan kadınlar verimli olamayacaklardı.

Almanya - başka bir iklim, başka bir toplum

Özellikle kırsal kesimden gelen kadınlar, Almanya'ya gelmeden önceki yaşamları süresince insanlarla kişisel ve candan ilişkiler kurmuşlardı. Bu insanlar ya akrabaları, ya köylüleri veya diğer tanıdıkları idi. Kimin kimden sorumlu olduğunu düzenleyen açık seçik kurallar vardı. Çevrenin güvencesi vardı. Böyle bir ortamdan gelen kadınlar sanayi toplumunda bambaşka ilişkilerle karşılaşacaklarını akıllarına getiremezlerdi. İnsanların belli kalipler içinde, örneğin yalnızca bir işgücü, veya yalnızca bir talepçi olarak algılanmasını anlayamazlardı. Sanayi toplumunda üretim koşullarının değişmesiyle birlikte insan ilişkilerinin değiştiğini bilmiyorlardı. Bu nedenle, Almanların birbirlerine ve onlara karşı gösterdikleri yakın ve candan olmayan soğuk davranışları onları şaşırtmıştı. Kadınların pek çoğu bu hayal kırıklığını bize tarif ederken iklim karşılaştırmasını yapıyordu. Almanya'nın yalnızca iklimi değil, insanları da soğuk diyorlardı. Vatan özlemi aslında sıcak

insan ilişkilerine, güvenceye olan özlem haline dönüşmüştü.

Bazi kadınlar da, Alman toplumunu başka bir yönden görmeyi öğrenmişlerdi. Teknikleşmiş ve uzmanlaşmış bir iş dünyasında ilişkilerin değişmesi ile erkek-kadın ilişkilerindeki anlayış da değişmişti. Bu kadınlar, burada kadın ile erkek arasında daha eşit ilişkiler olduğunu farketmişlerdi. Dünyanın her yerinde, kadının sanayi toplumunda üretim sürecine katılmasıyla kadın anlayışı da değişmektedir. Kadın aile gelirine katkıda bulunmakta, erkeğin de çocuk bakımı ve ev işlerine katkıda bulunmasını istemektedir.

Bazi göçmen işçi kadınlar, sanayi üretim sürecine katılmanın ve başka bir kadın anlayışıyla karşılaşmanın sonucu olarak kendi rollerini yeniden gözden geçirmeye başlamışlardır.

Özellikle annelik, ev kadınlığı, işçilik gibi birkaç rolü birlikte yükleyen kadınlar, evlilikte kadının görevinin ne olduğu konusunda kuşkuya düşmeye başlamıştır. Kocalarının emrinde, onların kendilerinden tüm beklediklerini yerine getirmenin doğru olup olmadığını düşünmeye başlamışlardır. Anketimizi yanıtlayan kadınlardan bazıları, bugüne kadar ülkelerinde sorun olmayan kadın rolüne ters düştükleri için kocalarıyla çelişkiye düşmüşlerdir. Bazılarının kocaları durumu kavrayabilmiş ve yeni bir düzeni kabul etmişler, bazı evlilikler ise kadının değişmesi, erkeğin ise geleneksel davranışlarından ödün vermemesi sonucu yıkılmıştır. Karı koca ilişkilerinde ortaya çıkan değişiklikler ve yeni değerler, hem kadın, hem de erkek açısından bir çok

zorluğu da beraberinde getirmiştir. Aynı zamanda, kadınlar için aile tarafından nasıl değerlendirilecekleri - Türk veya Yunan kadını mı, yoksa Alman kadını mı - sorun olmuştur. Evli kadınlar için olduğu kadar sorularımızı yanıtlayan ikinci kuşak genç kızlar için de, ebeveynlerine ve ağabeylerine karşı davranış ayrı bir sorun olmuştur. Ayrıca şunu da belirtmek gerekir ki, anketimizde ister birinci kuşaktan, ister ikinci kuşaktan olsun, geleneklerine bağlı kalıp, sorun yaşamadan evliliklerini sürdürenlere de rastlanmıştır. Gene de ikinci kuşakta, ebeveynleri veya genç kocaları ile kadın rolü açısından çelişkiye düşenler çoğunluktadır. (Bazıları Türkiye'den evlenmişler, kocalarını buraya getirmişlerdir). Bu genç kadınlar Alınan toplumu içinde bağımsız ve kişilik sahibi olma gibi hedefler edinmeyi öğrenmişlerdir. Aslında Alman toplumunda da kadının rolü ile ilgili yeni düşünceler süreci tamamlanmış değildir. Ancak aradaki fark, Alman toplumunun uzun yıllar süren değişen koşullara bağlantılı bir süreç yaşaması, oysa göçmen işçilerin bu değişikliği bir kuşak içinde halletmek, ve o denli kökten değişiklikleri sindirmek zorunda olmalarıdır.

Almanya'daki yaşamın iyi tarafları

Anketimizde, geri dönmenin düşünülüp, düşünülmediğine ilişkin sorulara kadınlar, Federal Almanya'daki yaşamın bazı olumlu yönlerini sayarak yanıt vermişlerdir. Türkiye'de yaygın işsizlik karşısında, buradaki işyeri kıymete binmiştir. Burada hastalıklarla mücadele etmiş olanlar, hastalık sigortası ve sosyal sigorta sisteminin değerini kavramıştır. Emeklilik

primlerinin geri ödenebilmesi gelecekle ilgili kaygıları belli ölçüde azaltmaktadır. Çocukların burada okuyabilme şansına da önem verilmektedir. Bekâr veya boşanmış olan bazı kadınlar ise, döndüklerinde ülkelerinde onlara yer olmadığını bilincindedirler. Kendi ayakları üzerinde durabilmek, onlar için ancak burada mümkün.

Yıpranma, vatan hasreti ve hastalık

En sağlıklı kadınlar Almanya'ya işçi olmak üzere seçilmişlerdir. Oysa bu kadınların bazılarının, daha Almanya'ya geldikten birkaç ay sonra, sık sık hastalanmaya başlaması bizi çok şaşırtmıştır. Baş ağrıları, sırt ağrıları, böbrek ve idrar kesesi hastalıkları, kadın hastalıkları. Bunlar yaşam öykülerini dolduran hastalıklardan yalnızca birkaçı. Bazıları için hastalık, işyerindeki koşullarla doğrudan bağlantılı. Yıpranma sonucunda, genç kadınlar da, daha kaç yıl çalışabileceklerini kendi kendilerine sormaktadır. Bazı kadınların hastalıkları ise doktorlar için birer bilmece gibidir. Organik bir hastalık bulunamamaktadır. Eu kadınlara hastalıklarının ruhsal nedenlerde kaynaklandığı söylenip, sorunlarıyla başbaşa bırakılmaktadırlar.

Bizim kanımızca bu tür hastalıklar, onca yük altında ezilmenin sonucu vücudun uyarıcı işareti olmaktadır. Bazı kadınlar, vatan hasreti ile buradaki olanaklardan yararlanma arasında paramparça olmaktadır. Dönüşleri kesin olşa belki bu kadınlar daha dayanıklı olabilirler. Fakat dönüşün ne zaman olacağı, veya dönülüp dönülmeyeceğinin kesin olmaması kadınları

daha da yipratmaktadır. Anketleri hastalıklar açısından daha özenle inceleyeceğiz. Buna rağmen ruhsal güvensizliğin bir çok hastalığa neden olduğunu söyleyebiliriz. Çok büyük zorluklar yaşamalarına karşın burada kalmaya kararlı olan kadınların hastalıktan daha az söz ettiğini izledik. Bu gözlemimizi yazmakla amacımız başkalarına bir çare göstermek değildir.

Başka bir sorun da, kadınların ne kadar çok hastalanırlarsa, kendilerini o ölçüde hastalık sigortasına bağımlı hissetmeleri, bunun da geri dönüşü engelleyen bir durum olarak algılamalarıdır. Öte yandan, bazı hastalıkların ülkeye döndükten sonra iyileşmesi de mümkündür. Örneğin, kendi ülkelerinde geçirilen tatilin hastalığı iyi ettiğine ilişkin veriler bulunmaktadır.

Bundan sonra ne olacak ?

Sorularımızı yanıtlayan kadınların çoğu - en azından birinci kuşaktan olanların çoğu - ülkelerine dönmek istediklerini söylemişlerdir. İki kat, hep "şimdi değil", "belki bir kaç yıl sonra" denmiştir. Geri dönüş, zorunlu gibi görünen nedenlerden ertelenmektedir. Önce çocuklar öğrenimlerini tamamlamalı, ülkede yaptırılan ev bitmeli, emeklilik aylığı bağlanmalı,...

Kadınlar, sanki geri dönme düşüncesine siki sikiya sarılmakta, aynı zamanda şu anda dönemeyeceklerini vurgulayarak, dönmeyi gerçekten isteyip istemedikleri sorusundan kaçmaktadırlar. Ertelemenin asıl getirdiği sorun, her geçen yıl kendi ülkelerindeki yaşamın güvencesi sağlanmaya çalışılmakla

birlikte, yabancılařmanın artması, ve buradaki olumlu řeylere daha da fazla alıřılmıř olmasidir. Çifte yabancılařma sorunu - burada bir yabancı olarak kalma ile, kendi ülkesine yabancılařmak - kadınlarca iyi bilinmektedir. Son zamanlarda artan yabancı düřmanlıęı da Almanya'nin ikinci bir vatan olarak kabul edilememesinde büyük rol oynamıqtır.

Btn kadınlara, burada kalmaya veya ülkelerine dnmeye karar vermelerini diliyoruz. nk kararlı olmak yařamlarını iyiye doęru ynlendirecektir.

Heimat, Fremde und entfremdete Heimat

Die erzählte Lebensgeschichte von Arbeitsmigrantinnen

In der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts hat sich eine gewaltige Völkerwanderung von den Ländern des Mittelmeerraums nach **West-** und **Nord-**europa abgespielt. Was ökonomisch betrachtet eine Wanderbewegung von **Arbeitskräften**¹ darstellte, entpuppte sich als gesellschaftliche **Prozessierung** von **Biographien**. Die Migration berührte zutiefst das alltagsweltliche Fundament, das dem Leben bis dahin Halt geboten hatte. Die Kluft zwischen **Herkunfts-** und Migrationsgesellschaft bewirkte für den einzelnen eine biographische Aufschichtung, deren neue Schichten nur mühsam in früheren verankert werden konnten.

Die Diskontinuitäten im Lebensablauf mit ihren hohen Anforderungen an eine neue biographische Verortung werfen die Frage auf nach den Grenzen menschlicher Belastbarkeit, wenn die Wanderung zwischen den Welten nicht nur durch Fremdheit, sondern auch durch Machtstrukturen gekennzeichnet ist. Eine Studie der Migration behandelt den Wechsel von der Heimat in die Fremde zunächst einmal unter historisch spezifischen Rahmenbedingungen und rekonstruiert damit eine höchst kontingente Entwicklung: Die Migration hätte unter anderen ökonomischen und politischen Vorzeichen auch zur "zweiten Heimat" führen können. Insoweit ist die Weite von Aussagen der Migrationsforschung zunächst einmal begrenzt. Indem sie jedoch nachzeichnet, wie die verlorene Sozialisierung des Heimatlandes nicht durch ähnlich stabilisierende **Sozialitätserfahrungen** im Migrationsland ersetzt wird, lenkt sie den Blick auf die grundlegende Bedeutung der Sozialität für menschliches **"Sich-wohl-Fühlen"**: Die Diffusität dieses Begriffes scheint mir angemessen zur Erfassung der breiten Palette von **Phänomenen**, die sich auf eine Grundstimmung der Lebensbejahung und des Vertrauens in die eigene Lebensfähigkeit beziehen. Die Geschichte der neuen Arbeitsmigration ist ein Dokument dafür, wie **Sozialitätsverletzungen** in **"Leib- und Seele"** eindringen. Sie verdeutlicht die **leib-seelische** Ganzheit des Menschen; denn der Mensch, der nur ausschnittshaft - nur als Arbeitskraft - eingeplant worden war, reagierte

1

Auf dem Höhepunkt der **Ausländerbeschäftigung** - 1973 - waren mehr als 2 1/2 Millionen **Arbeitsmigranten** in der Bundesrepublik Deutschland beschäftigt; das entsprach einem Anteil von fast 12 % an den abhängig Beschäftigten.

"total": Seine Biographie wurde weitgehend die Geschichte des "Sich-fremd-Fühlens", das auch **seinen** Körper ergriff.*

***Anmerkung** der Herausgeber Da die Kategorie der "Sozialitätsverletzungen" in diesem Vortragstext nicht weiter expliziert wird, erschien es uns sinnvoll, dem nachzugehen, wie die Autorin diesen Begriff in ihren **Auswertungsskizzen** verwendet.

Es geht ihr bei dieser Kategorie um die Betonung der **Relevanz** signifikanter **Sozialbeziehungen** und um die Bedeutung einer affektiven Verankerung für die **leib-seelische** Existenz der betroffenen **Arbeitsmigrantinnen**. Auf der Schwelle zwischen der vertrauten Sozialwelt der Heimat und der neuen Welt des Migrationslandes machen sie die Erfahrung von Grenzen und von **Ausgrenzungen**: das Ausgegrenztsein **aus den** selbstverständlichen Bezügen der alten Sozialwelt (wo "das Ich im Wir aufgehoben" war - so **C.H.R.** in einer **Randnotiz** zur **Interviewinterpretation**), die ihnen fremd wird, für die die Frauen fremd werden, in die eine Rückkehr nicht mehr ohne weiteres möglich ist. Zugleich existiert auch das Fremdsein, Ausgegrenztsein aus der neuen, fremden Sozialwelt, auf die sie nicht vorbereitet waren. Die Idealität des "Und so weiter" greift nicht mehr. Nicht nur die Sprache bildet hier eine **Barriere**, die eine Ausgrenzung aus der neuen, fremden Welt **hervorbringt**, sondern auch die fehlenden emotionalen Qualitäten der neuen Welt des Migrationslandes, das "kühle Klima", das sich nicht nur in den Metaphern über das Wetter findet, sondern das auch die Qualität der Sozialbeziehungen charakterisiert. An dieser Grenze verlieren Frauen die vertrauten **Sozialbeziehungen** des Heimatlandes, ohne sie gegen ein **neues** Vertrautsein in der fremden Welt eintauschen zu können. Wie die Autorin in den **Randbemerkungen** zur Auswertung eines Interviews schreibt: "Lebensgeschichte als Migrationsgeschichte, die neue **Sozialität** wird nicht erreicht."

Der Kategorie der "Sozialitätsverletzung" kommt in den nicht beendeten **Auswertungsarbeiten** Christa **Hoffmann-Riems** eine heuristische Qualität zu. Bewegt durch die **Leidenserfahrungen** der Frauen, die ihren angestammten sozialen Ort verlassen, ohne sich in der fremden Welt des Migrationslandes in einem neuen sozialen Fundament verankern zu können, entwirft sie **diesen** Begriff. Diese sowohl an der Analyse des Datenmaterials entwickelte **als** auch aus der **Lektüre** phänomenologischer Texte gewonnene theoretische Konstruktion steuert die weiteren Such- und **Analysebewegungen** durch das Datenmaterial.

Dabei nimmt die Autorin **bewußt** eine Mehrdeutigkeit des Begriffes in Kauf, um einem breiten Spektrum von Phänomenen Raum zu geben, die sich auf die Bedeutung der elementaren **Lebensbezüge** als Fundament eines positiven Lebensgefühls und auf ein Vertrauen in die eigene Lebensfähigkeit beziehen. Besonders hat die Verfasserin dies dort markiert, wo die interviewten **Frauen** davon sprachen, daß sie sich in der neuen Sozialwelt "nicht als Mensch behandelt" fühlten. Aber nicht nur beim **Übergang** in die neue Sozialwelt des Migrationslandes treten Sozialitätsverletzungen auf. Auch im Herkunftsland kommt es "so die Autorin - bereits im Vorfeld der Migration zu mehr oder weniger subtilen **Formen** der Entfremdung vom Vertrauten, bereits hier gibt es Tendenzen der Entwurzelung aus den affektiven Bindungen einer Vertrautheit und **Verlässlichkeit** bietenden Sozialwelt.

Im Rahmen eines empirischen Seminars an der Universität Hamburg "Zur Situation der Arbeitsmigrantin" wurden 1985/86 41 narrative Interviews vor allem mit Frauen aus der Türkei (33) sowie aus Griechenland (2), **Jugo-**

slawien (1), Spanien (2) und Portugal (3) geführt. Der Zugang zu den Frauen wurde in der Mehrzahl der Fälle über Ausländerinitiativen und spezielle für die Ausländerarbeit vorbereitende Ausbildungsgänge (Sozial-**berater**, Erzieherinnen, Dolmetscherinnen) hergestellt. In einigen Fällen konnten bereits bestehende private Kontakte (**z.B.** über einen türkischen Laden) zu einem Interview genutzt werden, oder wir konnten uns auf die Vermittlung durch ausländische Bekannte stützen.

Die Befragtengruppe weist eine Verzerrung auf zugunsten der in der Bundesrepublik "avancierten" Arbeitsmigrantinnen. Nicht erreichen konnten wir Frauen aus der großen Gruppe der nicht berufstätigen und in ihrem Bewegungsradius weitgehend auf die Familie beschränkten Ausländerinnen - schon allein die sprachliche Barriere verhinderte den Zugang (die Interviews wurden auf deutsch geführt).

Der Narrativitätsgrad der Interviews schwankt. Während die weit überwiegende Zahl den Kriterien eines narrativen Interviews entspricht und sich die Eigensteuerung der Interviewten in einer detaillierten biographischen Rekonstruktion entfalten konnte, erforderten fünf Interviews **eine** stärkere Steuerung durch die **Interviewer/innen**. Bedingt durch Unterschiede der Sprachbeherrschung, aber auch des Selbstverständnisses unserer **Forschungssubjekte** - manchen Frauen fehlte in der Interviewsituation das Vertrauen in eine erzählenswerte Geschichte - wurden jeweils recht knappe, überwiegend beschreibende Darstellungen hervorgebracht. Mit weiteren Fragen ließ sich jedoch die Kommunikationsbereitschaft aufrechterhalten und der Informationsgehalt der Migrationserfahrungen nutzen.

Ich kann heute nur einen ersten Einblick in die grobe Linie der Dateninterpretation vermitteln. Die Feinanalyse der transkribierten Interviews (durchschnittlich etwa 90 Minuten lang) wird noch viel **Zeit** erfordern. So läßt sich auch noch kein Eindruck davon vermitteln, wie ich im ständigen Rückgriff auf die Texte Aussagen zum Verlust von Heimat und zur Erfahrung von Fremdheit entwickeln möchte. Ich verstehe meinen Beitrag heute als Hinweis auf die **Fülle aktueller** empirischer Phänomene, die ein Anknüpfen an die Methodologie des "Polish Peasant" **nahelegen**.*

Ich möchte im folgenden mit dem Anfang der erzählten Lebensgeschichte, der Rekonstruktion des Lebens im Heimatland, beginnen. Dabei

* **Anmerkung der Herausgeber:** Der Vortrag wurde auf einer von Richard Grathoff organisierten Tagung zum Werk Fionan Znanieckis (im Zentrum für Interdisziplinäre Forschung an der Universität Bielefeld) gehalten - daher dieser Hinweis.

stütze ich mich nur auf 27 Erzählungen, die uns Frauen der ersten Generation geboten haben, und lasse die restlichen vierzehn Interviews mit Frauen der zweiten Generation außer acht, auch wenn diese Frauen alle einen erheblichen Teil ihrer Kindheit **im** Heimatland verbracht haben.

1. Das Leben im Heimatland

Wenn Arbeitsmigrantinnen nach vielleicht mehr als zwanzig Jahren Aufenthalt in der Bundesrepublik auf ihr Leben im Heimatland zurückblicken, entsteht eine mehr oder weniger grobe soziale Geographie - mit Ort und Zeit der Geburt, mit der Zahl der Geschwister, den familialen Zu- oder Abgängen durch Geburt, Heirat oder Tod, mit Arbeit, Armut und Entbehrung, vielleicht auch mit Konflikten und Benachteiligungen als Mädchen oder Frau. Wie sehr auch die Erzählungen die überwiegend traditionale Sozialwelt beleuchten und die später einsetzende Fremdheitserfahrung in ihrer Fundierung erkennbar machen, so wird doch eins deutlich: Heimat als das, was bei Verlust Heimweh auslöst, läßt sich auch nicht annähernd vermitteln. Die **Intersubjektivität** der heimatlichen Welt ist von den **Arbeitsmigrantinnen** als verbürgt hingenommen worden. Die volle Mitgliedschaft in dieser Welt durch die gemeinsame Sprache durchdrang als ein Fundus - unbemerkt - den Alltag. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Hierhergehörigkeit sicherte den Tagesablauf ab und schuf eine **Handlungsfähigkeit**, deren Grundlagen für die Handelnden selbst verdeckt blieben.

Die narrativen Interviews mit Arbeitsmigrantinnen sind ein Dokument dafür, wie die Rekonstruktion der Ereigniskette entsprechend den mit dem Ablauf der Ereigniskette jeweils verbundenen Perspektiven verläuft. Obwohl den Frauen später deutlicher bewußt wurde, was Heimat gewesen war, rekonstruierten sie im Interview die Zeit bis zum Migrationsplan entsprechend ihrer damaligen Sicht, **d.h.** ohne Rückgriff auf die erfahrene Sozialität. Das mehr oder weniger karge Gerüst von etisch strukturierten Informationen wird erst nach der Migration im Rückblick mit Leben gefüllt, wenn der Vergleich zwischen den besessenen **Sozialitätserfahrungen** und der Gegenwart den Verlust erkennbar macht. Was Heimat ist, erschließt sich erst über das, was Heimat gewesen ist. Die Geschichte **im Migrationsland** läßt sich in vielen Etappen als Entdeckung der verlorenen Heimat lesen.

So skizzenhaft der Anfang der erzählten Lebensgeschichte auch **sein** mag, läßt er doch erkennen, was für die eigene biographische Verortung als unabdingbar betrachtet wird. Die **zeitliche** und räumliche **Kennzeichnung** des eigenen Lebensanfangs wie zum **Beispiel** "Ich bin 1946 **geboren** in Eginie, an der Mittelmeerküste, in einem **Dorf**" verbindet sich im allgemeinen sogleich mit dem Hinweis auf die Einheit der sozialen Zugehörigkeit, die Eltern und Geschwister: "Wir waren sieben Geschwister." Die frühe heimatliche Sozialwelt wird nicht in ihrem handlungsleitenden Wissen und in ihren Beziehungsstrukturen rekonstruiert. Sie wird nicht in reflexiver Distanz erfaßt, sondern bleibt als selbstverständliche **Sozialitätserfahrung** der Rekapitulation entzogen. Für die frühe biographische **Verortung** (etwa die ersten zehn Jahre) genügt es, die heimatliche Sozialwelt über das Ensemble der wichtigen Mitspieler - die Eltern und Geschwister - zu repräsentieren: sie stehen für die eigene Kindheit.

Aus dem gewohnten Ablauf des Alltags herausragende Ereignisse wie räumliche Veränderung durch Umzug oder Veränderung der familialen Zusammensetzung durch Geburt, Heirat oder Tod werden berichtet. Der **überragenden** Bedeutung der sozialen Zugehörigkeit bei der biographischen Rekonstruktion der Kindheit entspricht die Dominanz des Wir als Handlungsträger der Geschichte. Das Ich taucht nach der Referenz auf die eigene Geburt (als "natürliche" Individuierung) in **manchen** Erzählungen erst wieder auf im Zusammenhang mit dem Schulbesuch.

An den Erzählungen kann abgelesen werden, **wie** mit der weiteren sozialen und kognitiven Entwicklung (etwa ab zehn **Jahre**) zunehmend die Bedingungen ins Blickfeld **treten**, unter denen **die** eigene Familie ihr Leben bewältigt. Neben dem Ensemble **der** Mitspieler tritt als **Kernbestandteil eines jeden** narrativen Interviews die **materielle Familiengeschichte** zutage. "Wir waren eine arme Familie" - diese häufige Aussage, vielfach verbunden mit dem Hinweis auf eigene frühe Mitarbeit, vermittelt einen Eindruck davon, **wie** die Erzählerinnen schon als Kinder die **Lebensbewältigung** ihrer **Familie** als mühsam zu lösende Aufgabe erlebten. In einer Reihe von Fällen hat nicht so sehr kontinuierlich erfahrene Armut als vielmehr eine plötzlich einsetzende Verarmung durch Krankheit oder Arbeitslosigkeit des Vaters dazu geführt, daß die eigene Lebenssituation als prekär und entbehrungsreich ins Bewußtsein trat.

Wenn Heimat als mit ökonomischen Problemen behaftete Welt thematisiert (und als solche thematisierbar) wird, läßt sich die materielle **Existenzbedrohung** im allgemeinen nicht von der sozialen Beziehungsstruktur trennen; sie wird vielmehr zum Ausgangspunkt weiterer Belastungen.

Materielle Gefährdungen des gemeinsamen Lebens werden kollektiv verarbeitet entsprechend den handlungsleitenden Orientierungen der Gesellschaftsmitglieder. Die überwiegend traditionale Sozialordnung, die den Alltag der meisten Frauen bestimmte, legte es **z.B.** nahe, daß Mädchen ihren Beitrag zur **familiälen** Lebensbewältigung auch auf Kosten der eigenen schulischen Ausbildung erbringen sollten, etwa indem sie jüngere Geschwister betreuten. An den Erzählungen kann abgelesen werden, wie materielle Engpässe in soziale Abhängigkeiten und reduzierte **Handlungsspielräume** hineinführen können, die die Mädchen **bzw.** Frauen als Benachteiligung und Kränkung erfuhren: **M.a.W.** materielle Armut kann Sozialitätsverletzungen nach sich ziehen.

Während die erfahrene Sozialität nicht thematisiert wird, bieten die Erzählungen einen guten Zugang zu erfahrenen Sozialitätsverletzungen. Ihre Beziehung zu den materiellen Existenzbedingungen ist verwickelt. Während einerseits ein großer Teil von Sozialitätsverletzungen durch materielle Engpässe ausgelöst oder verstärkt wird, können andererseits Sozialitätsverletzungen zum Auslöser einer materiellen Notsituation werden. Der der Tochter des Großgrundbesitzers veweigerte Zugang zu einer weiterführenden Schule oder - um ein häufigeres Beispiel zu nennen - die verweigte Zustimmung zu einer von der Tochter gewünschten Heirat können in ihrer Folge Situationen entstehen lassen, bei denen der Bruch oder die **Belastung** der **Beziehung** zur **Herkunfts familie** materielle Probleme auslöst. Schließlich lassen sich Sozialitätsverletzungen beobachten, die allenfalls vage mit der materiellen Existenzsicherung in Zusammenhang stehen. Politisch begründete Konflikte mit dem Vater (etwa um die Bewertung von Franco) können den Platz einer Tochter in der Familie gefährden. Der starke Zusammenhalt der Verwandtengruppe und die damit verbundene intensive soziale Kontrolle können Gerede darüber entstehen lassen, daß eine Verlobung immer noch nicht zur Heirat geführt hat, und eine Frau damit zur Änderung ihrer Lebenssituation treiben. Wie auch immer Sozialitätsverletzungen mit den materiellen Existenzbedingungen verwoben sind, sie machen empfänglich für den Wandel.

II. Der Migrationsplan

Die in der heimatlichen **Sozialwelt** auftretenden Belastungen sensibilisierten für das verheißungsvolle Angebot von Arbeitsplätzen in "Deutschland. Der seit Mitte der **50er** Jahre nicht mehr allein durch einheimische Arbeitskräfte zu deckende Personalbedarf der bundesrepublikanischen

Unternehmen führte zu **einer** Reihe bilateraler Abkommen mit mediterranean Ländern, in denen die Bundesarbeitsanstalt - bis zum Anwerbestop 1973 - **die Interessen** der bundesrepublikanischen Unternehmen vertrat. Nur junge und gesunde Arbeitskräfte hatten im Bewerbungsverfahren **eine** Chance. Ihnen wurde ein konkreter Arbeitsplatz mit im allgemeinen einjähriger Verbindlichkeit zugeteilt. Der Logik der Arbeitskräftebewegung entsprach das Rotationsprinzip, **d.h.** die Arbeitskräfte sollten nur für eine begrenzte Zeit in der Bundesrepublik bleiben und danach durch andere ersetzt werden. Die Ausländergesetzgebung war **darauf ausgerichtet**, den Aufenthalt der **Arbeitsmigranten** flexibel auf **den** bundesrepublikanischen Bedarf abzustimmen und ihre "Einwanderung" im **strengen** Sinn zu verhindern.

Manche Erzählung **deutet darauf** hin, daß die Anwerbebüros der Bundesarbeitsanstalt an der Idealisierung **der** von ihr zu vermittelnden Arbeitsplätze beteiligt waren. Das Schlachten von Hähnchen wurde **z.B.** als eine völlig **blutfreie** Tätigkeit beschrieben, die im weißen Kittel mit **Haube** wie die Arbeit einer **Krankenschwester erledigt** werden könnte. Tatsache ist jedenfalls, daß sich in den **Anwerbeländern** ein übersteigertes **Erwartungsniveau** breit machte, eine Vorstellung vom "Traumland", vom "Schlaraffenland", in dem die notwendige Arbeit durch Knopfdruck geregelt und bestens vergütet **werde**. Die euphorischen Botschaften der "Deutschlandtürken" oder **der** heimkehrenden Spanier und Portugiesen, die um ihrer **Selbstaufwertung willen** die Erfolgsgeschichte **präsentieren**, trugen ihr Teil dazu bei, daß sich das falsche **Deutschlandbild** erhielt und tausende von Landsleuten erneut **der Täuschung erlagen**.

Die **Arbeitsmigration** institutionalisierte sich in den **60er** Jahren mehr und mehr als Muster der Problemlösung: "Damals war das so ganz groß raus, nach **Deutschland** gehen und gut verdienen." Eine fremde Welt ruckte in potentielle **Reichweite**. So begannen selbst Frauen, die in ihrer traditionellen **Sozialwelt** wenig Bewegungsspielraum erlebt hatten, mit dem Gedanken an die Migration zu spielen. Die biographische Neuorientierung kann früh einsetzen, wie das folgende Beispiel eines dreizehnjährigen Mädchens zeigt. Die Erzählung läßt wie viele andere auch erkennen, daß die individuelle Migrationsentscheidung an kollektiven Interessen der Familie orientiert wird.

Arbeitsmigrantin

Ich war gerade elf Jahre als, als mein Vater schwer krank wurde, und da hat sich /eh/ unser Leben /ehm/ sehr verändert. Meine Mutter war noch sehr jung, aber sie war immer Hausfrau.

Interviewerin Arbeitsmigrantin	hm Und mein Vater hat ja nur/eh/privat gearbeitet, mal da
Interviewerin Arbeitsmigrantin	hni und mal dort. und denn hat er auch keine Krankengeld bekommen. auch keine Rente. In dem Zeit haben wir auch keine Geld gehabt, meine Mutter mußte /eh/ von andere Leute Geld nehmen, um meine Vater gesund zu pflegen.
Interviewerin Arbeitsmigrantin	hm /ehm/na ja, und da sind wir immer in Somnien zu nieine Schwester gefahren, sie/eh/ die haben große Landwirtschaft,
Interviewerin Arbeitsmigrantin	hm ich hab un' meine Mutter da bei meine Schwester bißchen geholfen. und da hab ich auch angefangen, so bißchen zu arbeiten. so Geld /eh/ zu verdienen. war ich vielleicht höchstens zwölf Jahre als ... Meine Vater konnte, obwohl er zienilich gesund war, nicht wieder arbeiten , überhaupt nicht so körperlich schwer Arbeit machen. Ich hab mir innier die Leute vorgestellt. die in dem Dorf .. so arme Leute. die alt geworden sind, abhängig von Kindern und wenig zu essen und wenig zuni Anziehen und überhaupt nicht mal zum Arzt gehen
Interviewerin Arbeitsmigrantin	hm und so ... Da hab ich /eh/ Anfang sechziger Jahre oder Mitte siebziger Jahre Laute kennengelernt oder gesehen, die aus Deutschland kamen nit schönes Auto und die haben alles gehabt.
Interviewerin Arbeitsmigrantin	((leise lachend)) hni Also. war ich so grade dreizehn vielleicht, da hab ich immer gedacht: ooh , du fährst irgendwann nial auch nach Deutschland. aber ich wollte nich/eh/ große Autos fahren oder /ehm/ Wohnung kaufen (oder) Grundstück. Meine/eh/ Traum war, /eh/ daß meine Eltern später besser geht als den meisten Leuten.

Wenn von den 27 Frauen **der** ersten Generation sieben die **Arbeitsmigration** wählten, ohne bereits **einen** Verwandten in der Bundesrepublik zu haben (**neun** weitere folgten einem Verwandten als Arbeitsmigrantin und elf Frauen zogen als Ehefrauen oder **ältere** Töchter nach), läßt sich dieses Phänomen vor allem damit erklären, daß die Migration als eine vorübergehende, letztlich nicht aus der heimatlichen Sozialwelt hinausführende Erscheinung **gewertet** wurde. Die Frauen konnten nicht antizipieren, wie sehr die fremde Welt nach kurzer Zeit ihre weitere Biographie bestimmen würde. Die Welt in potentieller Reichweite schien keine Gefahr dafür darzustellen, **daß die heimatliche** Sozialwelt ihre verbindende Kraft einbüßen und das **Gefühl** der Zisammengehörigkeit und der **Hierhergehörig-**

keit verlorengehen könnte. Für Menschen, die aufgrund ihres **Kommunikationsradius** keinen Einblick in anders geartete Lebenswelten hatten gewinnen können, stand die Migrationsentscheidung unter der **et-cetera-Annahme**: Die Frauen gingen davon aus, daß die Migration im wesentlichen ihre ökonomische Situation berühren werde, daß ihr Leben im übrigen aber weitergehen werde ähnlich wie bisher. Die Fiktion der reduzierten Migrationsfolgen bestand also auf **beiden** Seiten, sowohl bei den anwerbenden bundesrepublikanischen Unternehmen als auch bei den **Migrantinnen** selbst.

Mit der Realisierung des Migrationsplans, noch mit den ersten Schritten **im** Heimatland, gewannen manche Frauen zum ersten Mal eine Ahnung von der möglichen Andersartigkeit anderer Welten. Das Beschaffen **der** Bewerbungsunterlagen führte sie hinein in Bürokratisierungsprozesse, von denen sie sich bis dahin keine Vorstellung hatten machen können. Erste Zweifel an der Richtigkeit des Migrationsplans tauchten deshalb bereits auf, als sie sich noch im Heimatland wie auf fremdem Terrain sahen und die neuen Erfahrungen in die Zukunft auszeichneten. Die Zweifel kumulierten für viele, als sie das massenhaft abgewickelte **Untersuchungsverfahren** im Anwerbebüro - etwa in Istanbul - erlebten und sich zum ersten Mal auf eine Nummer reduziert sahen. Der Weg zurück schien jedoch verbaut, da die Annäherung an die fremde Welt bereits einen zu hohen Einsatz erfordert hatte: In einigen Fällen hatten Bedenken und Widerstände der Familie überwunden werden müssen; **die** Kosten des **Verfahrens** - etwa die Fahrkarte nach Istanbul - waren zu mühsam aufgebracht worden, um vergeblich investiert worden zu sein. So führten bereits **die** ersten Schritte wie zwangsläufig in die fremde Welt hinein, ohne daß die fremde Welt noch den aus der vertrauten Gegenwart abgeleiteten Projektionen auf das "Traumland" ganz entsprochen hätte. Die Idealisierung vom et cetera war für manche Frauen bereits brüchig geworden, bevor sie ihr Land verlassen hatten.

111 Das Leben im Migrationsland

Der Biographieverlauf **im** Migrationsland begann mit der Wahrnehmung der Täuschung, der die Frauen bei ihrem Migrationsplan erlegen waren. In kaum einer Erzählung fehlt die Aussage: "Ich hatte mir Deutschland ganz anders vorgestellt." Der Alltag in der Bundesrepublik wurde für die meisten zur Geschichte der Ent-Täuschung, mit der die Frauen leben lernen mußten.

Die materiellen Erwartungen erfüllten sich nicht. Die **Arbeitsbedingungen** ließen nichts mehr erkennen von den erhofften mühelosen Arbeitsabläufen in der Automation. Die Frauen sahen sich **im** allgemeinen mit Arbeitsplätzen konfrontiert, die harten körperlichen Einsatz bei schmutziger Arbeit - wie **z.B.** in Hamburger Fischfabriken - erforderten. Aufgrund der fehlenden Beherrschung der deutschen Sprache wußten die Frauen oft lange Zeit nicht, zu welchen Bedingungen sie eigentlich arbeiteten. Die Darstellung der Ohnmacht durch Sprachlosigkeit nimmt in vielen Erzählungen einen breiten Raum ein. War es zunächst der sprachliche **Kompetenzverlust**, der bei den Frauen das Gefühl der Degradierung zum Objekt auslöste, so trug das allmähliche Spracherlernen noch einmal seinen Teil dazu bei, daß sich die Frauen erniedrigt und verletzt fühlten: Erst im Laufe der Jahre durchschauten manche von ihnen, zu welchen Bedingungen **sie** und zu welchen bundesrepublikanische Arbeitnehmer arbeiteten ("Ich wußte jahrelang nicht, daß Deutsche nur 40 Stunden arbeiten"). Die von ihnen geleistete "Unterschichtung" der gesamten Arbeitnehmerschaft ("Wir müssen die dreckigste Arbeit machen, für die sich die Deutschen zu schade sind.") trat langsam ins **Bewußtsein**. Die in der Gesellschaft insgesamt (wie auch in der **Ausländergesetzgebung**) beobachtbare Ausländerfeindlichkeit verstärkte den Eindruck, "nicht als Mensch" behandelt zu werden. Die **Frauen** dehnten **ihren** Aufenthalt in der Bundesrepublik aus, um ihre **materiellen** Ziele dennoch **zu** erreichen und zu Hause das Gesicht wahren zu können. **Aber** die meisten von ihnen blieben Fremde im **Migrationsland**.

Der Rückblick auf die heimatliche **Sozialwelt** mit der dort erfahrenen **Sozialität** ließ den Kontrast zur unbefriedigenden Beziehungsstruktur im fremden Land ins Bewußtsein dringen. Die auch im Heimatland erlebten **Sozialitätsverletzungen** traten hinter Heimweh zurück. Heimweh konnte sich bis zur Erkrankung aufschichten. Die "Freundlichkeit und Wärme unserer Leute" wurde aus der Distanz erstmals als Besonderheit wahrgenommen. Das Unbehagen an den in der Migrationsgesellschaft vorherrschenden Kommunikationsmustern wurde in mehreren Erzählungen mit der Analogie von Klima und menschlichen Beziehungen erfaßt: "Deutschland ist nicht nur ein kaltes Land vom Klima her, sondern auch von den Menschen". Die Jahre vergingen in der Erwartung des **Heimaturlaubs**.

Immer stärker versagte **ihnen** jedoch der Heimaturlaub die soziale Erholung, die sie erhofft hatten. Im Laufe der Zeit erkannten sie mehr und mehr, daß sich die Relevanzsysteme der zu Hause Gebliebenen nicht

mehr mit ihnen deckten². Ihre Kleidung wurde kommentiert. Ihre **Arbeits-**erfahrungen oder gar ihre Ausbildungsinteressen konnten nicht nachvollzogen werden. Ihre veränderten Vorstellungen von Ehe und Partnerschaft stießen auf Mißtrauen. Wie eine Deutche geworden zu sein, konnte zur gefürchteten Etikettierung werden. Mehr und mehr wurde es vielen Frauen bewußt, daß die früher erfahrene **fraglose** Zusammengehörigkeit vielleicht nie wieder herstellbar wäre. Sie begriffen, daß die Welt, die sie einmal besessen hatten, wohl nicht wieder in ihre Reichweite gelangen würde, selbst wenn sie an den alten Ort zurückkehrten.

Die Zerrissenheit zwischen dem Fremdbleiben im Migrationsland und **dem** Fremdwerden im Heimatland spiegelt einen Prozeß, der das Unbehagen an der Gegenwart mit einer unscharf gewordenen Zukunftsperspektive verbindet³. Das vielfach zu beobachtende Muster: "Ich gehe zurück, aber nicht jetzt" läßt zwei Elemente erkennen: Auf der einen Seite steht die Sehnsucht nach den freundlichen Beziehungen der heimatlichen **Sozialwelt**, die als Orientierungspunkt der eigenen Lebensplanung gebraucht wird. Der sogleich hinzugefügte Aufschub der Remigration ist von der Vernunft geleitet: Die gegenwärtigen **Möglichkeiten** der materiellen Sicherungen sollen nicht gegen eine durch hohe Arbeitslosigkeit im Heimatland bestimmte unsichere Zukunft eingelöst werden. Der Vorteil des **Sozialversicherungssystems**, vor allem die Erarbeitung **der** Rentenberechtigung, soll nicht aufs Spiel gesetzt werden, **zumal** die bisherigen Ersparnisse bei der hohen Inflationsrate im Herkunftsland bald verbraucht wären. Die Leistungen der **Krankenversicherung** werden, je **mehr** man im Laufe der Jahre von ihnen Gebrauch machen mußte, **allmählich** als kaum verzichtbar eingestuft. **Die** Schulbildung der Kinder liefert weitere Rechtfertigungen für die Rückkehr "erst wenn ...".

Während **die** Vernunft **den** weiteren Verbleib in der Bundesrepublik diktiert und die emotionale **Bindung** an das Heimatland unterdrückt, signalisieren viele Frauen mit ihrem Körper, daß sie an die Grenze ihrer Belastbarkeit geraten sind. Die Zunahme von Erkrankungen bei **Arbeits-**migranten ist **inzwischen** zu **einem** öffentlichen Thema geworden. Auch wenn die Auswirkungen hoher physischer Arbeitsanforderungen nicht unterschätzt werden sollen, sprechen einige der uns erzählten Krankengeschichten für die These einer **leib-seelischen** Antwort auf den **Sozialitäts-**

² Vgl. Maurenbrecher 1985.

³ Vgl. ebd. S.394.

verlust: Die **im** Migrationsland erfahrenen **Sozialitätsverletzungen** schichten sich zusammen mit dem Fraglichwerden der heimatlichen Zugehörigkeit zu einem **Konfliktpotential** auf, das für viele Frauen die Grundstimmung des Sich-fremd-Fühlens entstehen **läßt**. Diese Grundstimmung kann **ihren** Niederschlag **im** rapiden sozialen Altern finden, etwa wenn 'es heißt: "Ich bin Anfang 30, aber ich fühle mich wie 80."

Vor einem unscharfen Zukunftshorizont beginnen einzelne Frauen, an ihrer letzten biographischen Verortung zu arbeiten. In langen Selbstgesprächen lassen sie ihre Gedanken um den Wunsch kreisen, in heimatlicher Erde begraben zu sein. Dieses erhoffte Einholen der Heimat durch den Tod signalisiert sogleich, wie sehr unsere Gesellschaft zur Verhinderung der "zweiten Heimat" beigetragen hat.

Literatur

Maurenbrecher, Thomas, Die Erfahrung der externen Migration, Frankfurt/Main, Bern. New York 1985.

Die externe Migration als Handlungsangebot*

Die gewaltige Wanderbewegung in den Ländern des Mittelmeerraumes in die hoch industrialisierten Gebiete West- und Nordeuropas beruhte auf millionenfachen individuellen Entscheidungen. In der Erwartung einer besseren Zukunft wurde millionenfach ein Handlungsangebot aufgegriffen, das Unternehmer und Regierungen fremder Gesellschaften entwickelt und als Option in den Raum gestellt haben. Das von den Inhabern der ökonomischen und politischen Macht entworfene Handlungsangebot folgte anderen Zielsetzungen und setzte eine andere Dynamik in Gang als die Entscheidungen derjenigen, die den auf höherer Ebene entworfenen Plan in eigene Planung ummünzten. Beide Seiten strebten nach ökonomischer Optimierung, doch während die Unternehmer konsequent der Logik der Gewinnmaximierung folgten, tauchte für die Arbeitsmigranten hinter den ökonomischen Chancen die Frage nach der Qualität des in der Fremde gelebten Lebens auf. Was ökonomisch als Bewegung begann, entpuppte sich als gesellschaftliche Prozessierung von *Biographien*. Niemand hat diesen Tatbestand treffender umschrieben als **Max** Frisch: "Man hat Arbeitskräfte gerufen, und es **kommen** Menschen." ¹ Bevor ich einige Menschen mit ihrer Erfahrung der externen Migration zu Wort kommen lasse, möchte ich den Ruf nach Arbeitskräften und den Anfang seiner ökonomischen und politischen Institutionalisierung kurz darstellen. Es soll zunächst rekapituliert werden, wie die Arbeitskraft seit Mitte der 50er Jahre eingeplant wurde, denn die Rahmensetzung der kollektiven **Wander**-bewegung ist für jeden Migranten zu einem Teil seiner Geschichte geworden, zu einem vielfach in die Gegenwart hineinreichenden Teil seiner Geschichte. Ich möchte nachzeichnen, wie die **Weichen** in den ersten Jahren gestellt und Konflikte vorprogrammiert wurden. Dabei kann ich mich nicht dem Problem entziehen, daß das Wissen um den Verlauf der

• **Anmerkung der Herausgeber:** Da es sich bei diesem und dem nächsten Text ("Die externe Migration in der Erwartung: ein verlockendes Angebot") um das zweite und dritte Kapitel einer Monographie handelt, die die Autorin nicht mehr abschließen konnte, und der geschlossene Charakter der Darstellung unterstrichen werden soll, sind die Fußnoten für beide Teile durchlaufend nummeriert; das Literaturverzeichnis befindet sich deshalb auch erst am Ende des zweiten Textes.

nun mehr als **30jährigen** Migrationsgeschichte meine Wahrnehmung des Anfangs lenkt. Aussagen wie "schon damals..." sind aus der Distanz leichter zu treffen, als es "damals" für alle an der Migration Beteiligten möglich gewesen wäre.

I. Die Initiierung des Handlungsangebots

Im Zuge des wirtschaftlichen Aufschwungs der Nachkriegszeit geriet die Bundesrepublik Deutschland - wie auch die übrigen Länder West- und Nordeuropas - an die Grenzen ihres Arbeitskräftereservoirs. Hatte die **Wiederaufbauphase** zunächst arbeitsintensiv betrieben werden können - die Vertriebenen und Flüchtlingsströme hatten **z.B.** ein "Überangebot von relativ hochqualifizierten **Arbeitskräften**"² bereitgestellt -, so ergaben sich ab Ende der **50er** Jahre durch Vollbeschäftigung bzw. - in einigen **Wirtschaftszweigen** - sogar Überschäftigung³ deutliche Engpässe für die Erweiterung der Produktion. Während zunächst aufgrund des günstigen Arbeitskräfteangebots der Kapitaleinsatz und das Ausmaß der technologischen Neuerungen begrenzt gehalten werden konnten, wirkte die nun einsetzende Verknappung der Arbeitskräfte in Richtung auf eine **Anhebung** von Löhnen und **Arbeitsbedingungen**⁴. "Das ökonomische Gesetz der **Übernachfrage** nach Arbeit... eröffnete den Lohnarbeitern die Möglichkeit, in einem bestimmten Rahmen überanstrengende, gesundheitsschädliche, unsichere und gering **entlohnte** Arbeiten ablehnen zu können"⁵.

Es war genau dieser durch Veränderungen des Arbeitsmarktes ausgelöste Machtzuwachs der bundesrepublikanischen Arbeiter, der die Unternehmer auf die Suche nach neuen, mit weniger **Marktchancen**⁶ ausgestatteten Arbeitskräften trieb. In ihrem Entwurf eines **Handlungsangebots** an Italiener, Griechen, Spanier und Türken **u.a.** war deren Verortung auf der rangniedrigsten Stufe der Produktionshierarchie mitentworfen, **d.h.**

² Hildebrandt 1986, S. 108.

³ Vgl. Harbach 1976, S. 57; Heckmann 1981, S. 149.

⁴ Vgl. Hildebrandt 1986, S. 108; Herbert 1986, S. 204.

⁵ Hildebrandt 1986, S. 112.

⁶ Vgl. den von Giddens zur Kennzeichnung der Verhandlungsmacht von Individuen auf dem Arbeitsmarkt eingeführten Begriff: Giddens 1979, S. 125.

die "Unterschichtung" war bereits **im** Ruf nach Arbeitskräften angelegt. Das bedeutete jedoch auch: Die Arbeitsniigranten waren von Anfang an in eine doppelte Instrumentalisierung eingespannt, eine aktiv betriebene Instrumentalisierung durch deutsche Arbeitgeber wie auch eine mit bereitwilligem Geschehenlassen erreichte Instrumentalisierung durch deutsche Arbeitnehmer - diese konnten sich entlasten und Statusgewinne verbuchen.

Die in dieser Hinsicht weitreichende Harmonie der Interessen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern bildete eine günstige Voraussetzung dafür, daß die Bundesregierung den Ruf nach fremden Arbeitskräften zu ihrer eigenen Sache machte und die Weichen für die Anwerbung stellte. Obwohl der Einsatz ausländischer Arbeiter in der deutschen Geschichte kein Novum darstellte^e, verfügte die Bundesrepublik nicht wie andere Nationen über eine kontinuierliche Tradition der Arbeitsmigration, z.B. als Fortsetzung kolonialer Aktivitäten. Weder der Einsatz polnischer Landarbeiter in den preußischen Ostprovinzen^g noch die Wanderung von Polen in die stark expandierende Schwerindustrie des **Ruhrgebietes**¹⁰ im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts hatten einen rechtspolitischen Orientierungsrahmen für die anstehende Initiierung der Arbeitsmigration geschaffen. Die Beschäftigungspolitik des **Dritten** Reiches schied erst als Modell aus", wenn sich auch die Frage nach "Kontinuität oder Bruch

7

Der Begriff **wurde** geprägt von **Hans-Joachim** Moffmann-Nowotny 1973, S. 18.

8

Ein **Überblick** über die verschiedenen Perioden in der Geschichte der **Wander-**arbeit findet sich z.B. bei Ileckmann 1981, S. 146-149; Harbach 1976, S. 46-57; Reimann und Reimann 1979, S. 63-65; Hildebrandt 1986, S. 15-104.

9

Vgl. z.B. Hildebrandt 1986, S. 22.

10

Während die Wanderung von Landarbeitern nach saisonalem Bedarf organisiert wurde und so eine Pendelwanderung blieb, wurde ein großer Teil der ins Ruhrgebiet abgewanderten Polen dort ansässig. Schätzungen gehen davon aus, daß vor dem 1. Weltkrieg 350.000 bis 450.000 Polen im Ruhrgebiet lebten und dort blieben. Das bedeutete einen Anteil von gut einem Drittel Polen unter den Bergarbeitern; vgl. Heckmann 1981, S. 146 f.; Hildebrandt 1986, S. 24 ff.

11

Es wird geschätzt, **daß** im Jahre 1943 5,5 Millionen ausländischer Arbeiter und 1,5 Millionen Kriegsgefangener in der Wirtschaft eingesetzt waren, vgl. Harbach 1975, S. 57. Herbert geht von insgesamt etwa 8 Millionen aus (1986, S. 175).

der deutschen Ausländerbeschäftigung aufdrängt und je nach **Vergleichs-**zeitraum unterschiedlich beantwortet **wird**¹².

Die von der Bundesregierung ab Mitte der **50er** Jahre betriebene Steuerung der Arbeitsmigration stellte eher ad hoc entwickelte Antworten auf aktuelle Bedarfsmeldungen der Wirtschaft dar, als daß sie einer Grundsatzentscheidung über die Gewichtung von langfristigen wirtschaftlichen, politischen **und** sozialen Zielen der Anwerbung gefolgt wäre. Der Beginn der Serie von bilateralen Verträgen, die 1955 verabschiedete "Deutsch-italienische Vereinbarung über die Anwerbung und Vermittlung von italienischen Arbeitskräften", spiegelt deutlich die den Arbeitsmigranten zugewiesene Funktion, und **zwar** zunächst primär in der Landwirtschaft: Sie wurden für Tätigkeiten auf einem Lohnniveau eingepplant, das bundesrepublikanische Arbeitnehmer längst als unzumutbar eingestuft und durch Ahwanderung in industrielle und infrastrukturelle Zentren hinter sich gelassen **hatten**¹³. Die zur Zeit der ersten Anwerbung bestehende Arbeitslosenquote von **5,6%** signalisiert, daß einheimische Arbeitnehmer nicht mehr in die verfügbaren Stellen vermittelbar waren¹⁴. Das für Arbeitsmigranten konzipierte Handlungsangebot hatte **Hand-**lungspotential im Inland längst eingebüßt. Es konnte nur noch da Wirkungen entfalten, wo dank des internationalen Gefälles von Lohnniveau und Lebensstandard individuelle Nutzenkalkulationen auf bescheidenerem Niveau zu erhoffen **waren**¹⁵. Der Anwerbevertrag mit Italien, der als Modell für spätere bilaterale Verträge diente, stellte die politischen Legitimation unternehmerischer Interessen dar. Wenn auch für das

12

Vgl. die **differenzierte** Darstellung der Kontroverse bei Herbert **1986**, S. **173** ff. **Herbert** sieht durchaus eine Kontinuität zwischen der Ausländerbeschäftigung vor **1933** und auch noch **bis** zum **Beginn** des zweiten Weltkrieges einerseits und der **Anwerbung** von "Gastarbeitern" ab **1955** andererseits. **Er betont** jedoch den Bruch, wenn der "**Fremdarbeitseinsatz**" der letzten **Kriegsjahre** mit seinen rassistischen **Rahmensetzungen** zum Vergleich herangezogen wird.

13

Vgl. Hildebrandt **1986**, S. **108** f.

14

Vgl. **Heckmann 1981**, S. **150**. Bereits **1952** war eine kleine **Zahl** von Italienern für die badische Landwirtschaft angeworben worden, als die bundesrepublikanische Wirtschaft eine Arbeitslosenquote **von 9,5% aufwies**; vgl. Heckmann **1981**, S. **150**.

15

Aus der Vielzahl von Arbeiten zum Zusammenhang von Arbeitsmigration und internationaler Schichtung, insbesondere der für eine weitere ökonomische Entwicklung ungünstigen **Lage** des Arbeits- und Kapitalmarktes vgl. z.B. Harbach **1976**, S. **155** ff.; Rist **1978**, S. **7** ff.; Institut für Zukunftsforschung **1981**, S. **67** f.; Rose **1969**, S. **7 - 32**; Gümrükcü **1986**, S. **124** ff.

Entsendeland günstige Wirkungen erhofft wurden - z.B. Reduktion der **Arbeitslosigkeit**¹⁶, die Verbesserung der **Devisenbilanz** durch den Rückfluß eines Teils der Einkommen¹⁷ und die später im eigenen Land nutzbaren **Qualifikationsgewinne** der **Arbeitskräfte**¹⁸-, so konnten sie doch die Interessen der anwerbenden Wirtschaft in besonderer Weise behaupten: Die "volle Ausnutzung der Produktionskapazitäten"¹⁹ wurde zur Leitlinie des Vertrages. Durch die Schaffung einer administrativen Infrastruktur, die den Unternehmen die Last der eigenen **Vermittlungsarbeit** abnahm²⁰, übernahmen die **beiden** Regierungen einen Part in der **Migrationsinszenierung**, der mehr als Assistieren denn als eigenständiges politisches Strukturieren zu kennzeichnen ist.

Mit dem deutsch-italienischen Vertrag stand eine neue Möglichkeit der Lösung des Arbeitsmarktproblems im Raum, deren Modellcharakter umso mehr Wirkungen entfaltete, je mehr die bundesrepublikanische **Erwerbsstruktur** zu Engpässen führte. Der in der zweiten Hälfte der **50er Jahre** anhaltende Rückgang der Arbeitslosenrate war verbunden mit einer Reihe demographischer Entwicklungen und mit Verschiebungen in der Ausbildungs- und **Beschäftigungsstruktur**, die auch die **60er Jahre** bestimmten: Die Alterspyramide hatte sich als Folge des Krieges in ungünstiger Weise verformt. Die Vorverlegung der Ruhestandsgrenze sowie **Arbeitszeitverkürzungen** und **Urlaubsverlängerungen** hatten die Nachfrage nach Arbeitskräften verstärkt²¹. Die Verlängerung der Ausbildungszeiten hatte zu einer weiteren Verknappung des Arbeitskräfteangebots sowie zu **Qualifikationssteigerungen** geführt, die sich zum Teil in **Verschibungen** vom Arbeiter- zum Angestelltenstatus niederschlugen und den Bedarf an unqualifizierten Kräften steigerten²². Schließlich hatten der Aufbau der Bundeswehr sowie das Ausbleiben des Flüchtlingsstromes aus der DDR

¹⁶ Vgl. Hildebrandt 1986, S. 110.

¹⁷ Vgl. Harbach 1976, S. 166.

¹⁸ Vgl. Harbach 1976, S. 166; Rist 1978, S. 16.

¹⁹ Hildebrandt 1986, S. 110; vgl. auch Harbach 1976, S. 169 f.

²⁰ Vgl. Hildebrandt 1986, S. 109; Reimann und Reiniann 1979, S. 66.

²¹ Vgl. Harbach 1976, S. 167.

²² Hildebrandt 1986, S. 128 ff.

seit 1961²³ die Erwerbsquote weiter in einer Weise sinken lassen, daß nicht mehr der Abbau der Arbeitslosigkeit, sondern die Sicherung des Arbeitskräftebedarfs **zum** vorrangigen Thema wurde. Vor diesem Hintergrund wurde der Ruf nach Ausweitung der Ausländerbeschäftigung **lauter**²⁴, und die Bundesregierung bereitete das Terrain vor. Sie ratifizierte zunächst - 1959 - das "Übereinkommen über **Wanderarbeiter**"²⁵, das die Internationale Arbeitsorganisation bereits 1949 zur Sicherung von Standards der **Aus-** und Einwanderung sowie der **Arbeits-** und Lebensbedingungen von Migranten beschlossen hatte. Die mit den gesetzlichen Regeln angestrebte Schutzfunktion für ausländische Arbeitnehmer und ihre Familien **bezog** sich zunächst **darauf**, daß unter der Regie staatlicher **Arbeitsvermittlungsstellen** (Art. 2 und 7 sowie Anhang I) die Anwerbung einer realitätsgerechten Informationserteilung (Art. 3) dienen und Rechtssicherheit des Verfahrens sowie ärztliche Betreuung (**Art.5**) gewährleistet **sein** sollten. Für den Aufenthalt im Mitgliedsland der Internationalen Arbeitsorganisation sollte der Grundsatz der **Gleichbehandlung** mit den "eigenen Staatsangehörigen" (Art. 6) gelten, **d.h. im** Hinblick auf Arbeitsentgelt, Arbeitszeit, Berufsausbildung, Unterkunft und Gewährung sozialer Sicherheit (im Fall von Krankheit, Unfall, Altersversorgung etc.) sollte eine Diskriminierung ausgeschlossen werden. Derartig ausgestattet mit normativen Ressourcen machte sich die Bundesregierung **daran**, die Lücken **des** inländischen Arbeitskräfteangebots durch eine Ausweitung der Ausländerbeschäftigung zu schließen. In knapper Folge wurden bilaterale Verträge mit Ländern des Mittelmeerraumes abgeschlossen: 1960 mit Griechenland und Spanien, 1961 mit der Türkei, 1964 mit Portugal, 1968 mit Jugoslawien und schließlich 1970 und 1971 mit **nordafrikanischen Staaten, mit** Tunesien und Marokko.

Das Angebot zur externen Migration war bereits massenhaft in den Raum gestellt, als die Bundesregierung 1965 ihre Ausländerpolitik ratifizierte. Das Ausländergesetz regelt das Recht zur Einreise und zum

23

Vgl. Harbach 1976, S. 167; Reiniann und Reiniann 1979, S. 64.

24

Sowohl das Publikationsorgan der Arbeitgeberverbände, "Der Arbeitgeber", als auch z.B. die Jahresberichte der Handelskammer Hamburg thematisieren ausführlich die Lösung des Arbeitskräfteproblems über die Ausländerbeschäftigung: vgl. Jahresberichte der Handelskammer Hamburg, 1955, S. 96 ff.; 1956, S. 223; 1957, S. 233; 1958, S. 119; 1959, S. 149 ff.; 1960, S. 108 f.; 1961, S. 111 ff.

25

"Gesetz zum Übereinkommen Nr. 97 der Internationalen Arbeitsorganisation vom 1. Juli 1949 über Wanderarbeiter (Neufassung 1949)" vom 30. Januar 1959, Bundesgesetzblatt, Teil II, S. 87.

Aufenthalt sowie die Bedingungen der Aufenthaltsbeendigung. Zusammen mit dem Arbeitsförderungsgesetz von 1969, das für Ausländer die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit an die Arbeitserlaubnis bindet (§ 19 Abs. 1 AFG), spiegelt das Ausländergesetz die begrenzte Handlungskompetenz des Ausländers: "die **Belange** der Bundesrepublik Deutschland (§ 2 **AuslG**) sowie "Lage und Entwicklung des Arbeitsmarktes" (§ 19 AFG) bildeten die Orientierungsgrößen, an denen Aufenthalt und Arbeit in der Bundesrepublik bemessen werden sollten²⁶. Zur Sicherung der **jederzeitigen** Kontrolle über die Geltungsdauer der externen Migration werden Aufenthalt- und Arbeitserlaubnis in der Regel auf ein bzw. zwei Jahre **befristet**²⁷. In einem komplexen Prüfverfahren sollen Ausländerbehörden und Arbeitsämter die schrittweise Ausdehnung von Aufenthalts- und **Erwerbsrechten** überwachen²¹. Nach frühestens acht Jahren kann mit der Erteilung der räumlich und zeitlich unbeschränkten und bedingungsfreien Aufenthaltsberechtigung die Abhängigkeit der Arbeitsmigranten von Ermessensentscheidungen der Verwaltung überwunden werden²¹. **Erst** bei diesem Rechtsstatus schwindet die Gefahr, daß die Verlängerung der Aufenthaltserlaubnis an das Vorliegen der Arbeitserlaubnis **gebunden** wird,

26

Zur Problematik von Ermessensentscheidungen vgl. **Franz 1975, S. 421**; Rittstieg **1974, S. 63 ff.**

27

Auch wenn das Ausländergesetz neben der befristeten die unbefristete Erteilung der **Aufenthaltserlaubnis** vorsieht (§ 7 Abs. 2 **AuslG**), setzte sich auf Grund von **Verwaltungsanordnungen** die Befristung auf ein Jahr als **Regelfall** durch: vgl. Rittstieg **1974, S. 68**. Die Arbeitserlaubnis wird in der Regel zunächst als **allgemeine** Arbeitserlaubnis. **d.h.** mit einer Beschränkung auf **eine bestimmte** berufliche Tätigkeit in einem bestimmten Betrieb für zwei Jahre ausgestellt: vgl. Quaritsch **1987, S. 107**.

28

Die befristete Aufenthaltserlaubnis kann • nach Prüfung der Belange der Bundesrepublik • um jeweils zwei Jahre verlängert werden bis sie nach frühestens fünf Jahren bei Vorliegen bestimmter Voraussetzungen (**z.B.** besondere **Arbeitserlaubnis**, ausreichende **Beherrschung** der deutschen Sprache, eine angemessene Wohnung etc.) in eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis überführt werden kann; vgl. Quaritsch **1987, S. 104 f.** Die allgemeine Arbeitserlaubnis kann ebenfalls jeweils um **zwei** Jahre verlängert und nach frühestens fünf Jahren in eine besondere Arbeitserlaubnis, die ohne Berücksichtigung der Arbeitsmarktlage und ohne Beschränkung auf eine Tätigkeit und einen Betrieb erteilt wird, umgewandelt werden; vgl. **Quaritsch 1987, S. 107**.

29

Vgl. **Quaritsch 1987, S. 105**.

das Arbeitsamt jedoch die Erteilung der Arbeitserlaubnis von der Regelung der Aufenthaltssituation abhängig macht^m.

Die enge Bindung von **Aufenthalts-** und Arbeitserlaubnis sowie die Fülle von konjunkturabhängigen Ermessensentscheidungen hat Kritiker zu **der** Einschätzung gebracht, es fehle eine staatliche Ausländerpolitik, die **mehr** sei als **eine** "Dienstbarkeit der Behörden gegenüber privatwirtschaftlichen **Wünschen**"³¹. Die Bundesregierung hat sich mit ihrer gesetzlichen Rahmensetzung sowie der Vielzahl von Verwaltungsrichtlinien und Ermessensspielräumen **darauf** beschränkt, ihre Entscheidungshoheit über die Dauer der externen Migration zu erhalten und einer nicht erwünschten Verfestigung des Aufenthaltsstatus in Richtung Einwanderung entgegenzuwirken. Auf diese Weise konzipierte sie ein Handlungsangebot, das zwar zur freien Entscheidung über seine Annahme, nicht jedoch seine Fortsetzung vorgegeben wurde. Die externe Migration wurde als eine Arbeitsphase ohne Planungssicherheit der Handelnden entworfen. So wurde in Kauf genommen, daß Biographien von Konjunkturen und deren Bewertung durch Arbeitgeber, Arbeitsämter und Ausländerbehörden beherrscht wurden. **Der** Verlust **der** biographischen Handlungskompetenz war vorgezeichnet, wenn er auch bei der zunächst vorgesehenen Beschränkung des Handlungsangebots auf drei bis fünf Jahre (**Rotationsprinzip**)³² nicht klar erkannt wurde.

2. Die Vermittlung des Handlungsangebots an die Adressaten

Bundesregierung und Unternehmer hatten ein Handlungsangebot für einen Adressatenkreis entworfen, der nur in seiner Typik umrissen war. Jung³¹,

³⁰ Vgl. Rittstieg 1974, S. 70f.

³¹ Rittstieg 1974, S. 56; vgl. auch Reimann und Reimann 1987, S. 6.

³² Um einer Verfestigung des Aufenthaltsstatus entgegenzuarbeiten, war zunächst das Prinzip der Rotation der Arbeitskräfte aufgestellt worden, das die Remigration jedes einzelnen nach drei bis fünf Jahren vorsah. vgl. Krane 1979, S. 4. Zur inkonsequenten Umsetzung dieses Prinzips vgl. Reimann und Reimann 1979, S. 69 ff.; Rist 1978, S. 16.

³³ Die Bewerber sollten zwischen 18 u. 35 Jahre alt sein, bei Facharbeitern war auch ein höheres Alter zulässig; vgl. Lieberman und Gitmez 1979, S. 204; Harbach 1976, S. 191.

gesund, des Lesens und Schreibens **fähig**³⁴ und als Arbeitskraft **ausgewiesen**³⁵ - diese Merkmalskombination sollte dem ökonomischen Kalkül der externen Migration Rechnung tragen. Es **kam** nun **darauf** an, das zunächst als Konstrukt im Raum stehende Handlungsangebot dem nur seiner Typik nach bestimmten Adressatenkreis zuzuspielen und konkrete Personen zu finden, denen die Arbeitsmigration als neue Möglichkeit **alltagsweltlicher** Problemlösungen erscheinen konnte.

Damit das Angebot zur zeitlich begrenzten Migration (Rotationsprinzip) massenhaft in das **Alltagsverständnis** der Handelnden eindringen konnte, wurde ein System von Vermittlungsinstanzen aufgebaut. Die **Bedarfsmeldungen** der bundesrepublikanischen Unternehmen erreichten über die Bundesanstalt für Arbeit ("Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung") und ihre **Kommission(en)** im **Rekrutierungsland**³⁶ schließlich die regionalen einheimischen **Arbeitsämter**³⁷, die wegen ihrer Adressatennähe für die Fokussierung der Aufmerksamkeit auf das Handlungsangebot prädestiniert schienen. War die Offerte der Arbeitsmigration auf fruchtbaren Boden gefallen, fungierte das regionale Arbeitsamt als erste Selektionsinstanz. Die so geleistete Servicefunktion **z.B.** türkischer Instanzen lag gleichzeitig im eigenen Interesse, da aus der Entlastung des einheimischen Arbeitsmarktes mit seiner **hohen Arbeitslosenquote**, aus den später im eigenen Land zu nutzenden **Qualifikationsgewinnen** der einheimischen Arbeitskräfte sowie aus ihren Rücksendegewinnen für die **eigene** Wirtschaft erhofft wurden³⁸. Es war die **Interessenharmonie** der wirtschaftlichen und politischen Machtgruppen - der "Zentren", wie **Galtung** sie in seinem Modell der internationalen Schichtung

34 Lieberman und Gitmez 1979, S. 204.

35 Zu weiteren Bedingungen der Anwerbefähigkeit vgl. Lieberman und Gitmez 1979, S. 204. Hildebrandt (1986, S.110) verweist im Zusammenhang mit dem deutsch-italienischen Anwerbevertrag auf die polizeiliche Überprüfung, die das "Aus-sortieren sogenannter krimineller, asozialer und teilweise auch politisch aktiver Arbeitskräfte" gewährleistete.

36 In den meisten Anwerbeländern wurde eine Auslandsdienststelle der Bundesanstalt für Arbeit **errichtet** (Verona, Madrid, **Athen**, **Istanbul**, Lissabon, **Belgrad**, **Casablanca** und Tunis), in Griechenland (Saloniki), der Türkei (Ankara) und Italien (Neapel und Rom) zeitweilig noch weitere. Vgl. Seidel 1985, S. 534ff.

37 Vgl. **z.B.** Reeg 1984, S. 155

38 Vgl. **z.B.** Lieberman und Gitmez 1979, S. 203; Harbach 1976, S. 190ff.

nennt³⁹ -, die die externe Migration als gemeinsame Politik von Aufnahme- und Entsendeland hervorgebracht hat. Die Interessen der "Peripherie", etwa der **Gewerkschaften** im Entsendeland, traten kaum in Erscheinung⁴¹.

Vor dem Hintergrund des breiten Interessenkonsenses auf höchster Ebene entsprachen die regionalen Arbeitsämter den von bundesrepublikanischer Seite vorgegebenen Eignungskriterien, als sie die Bewerber einer ersten Selektion unterzogen. Je **arbeitskräftiger** die Arbeitskraft erschien - vor allem gemessen an beruflichen und gesundheitlichen Kriterien -, desto eher wurde sie in das weitere Verfahren einbezogen. Die türkischen, spanischen oder **z.B.** griechischen Instanzen spielten ihren Part bei der Prozessierung von Biographien mit, während sie gebannt auf die Prozessierung von Arbeitskräften sahen.

Die Reduktion des Menschen auf die arbeitskräftige Arbeitskraft trat besonders krass im letzten Selektionsverfahren zu Tage, das die Bundesanstalt für Arbeit in eigener Regie in ihren zentralen Anwerbebüros steuerte⁴¹. Der von bundesrepublikanischen Ärzten vorgegebene Katalog physischer und teilweise auch psychischer **Qualifikationshinder-nisse**⁴² spiegelt ein Ideal von Gesundheit, das viele bundesrepublikanische Arbeitskräfte - dank sozial anerkannter Korrekturen eines kapitalistischen Arbeitsmarktgeschehens - nicht einzulösen brauchen. Die Schutzfunktion der Bundesanstalt für Arbeit gegenüber den Arbeitnehmern trat jenseits der nationalen Grenzen zurück.

39 Der theoretische Ansatz von **Galtung** zur strukturellen Gewalt mit Bezug auf Interaktion zwischen ranghohen (**Zentralnation**) und rangniederen (Peripherienation) Gesellschaften wird dargestellt in **Harbach 1976**, S. 39 ff.; vgl. auch **Rist 1978**, S. 14 ff.

40 Vgl. **z.B. Hildebrandt 1986** S. 110.

41 Dezentrale Untersuchungen gab es wegen der technischen Ausstattung in Spanien, vgl. **Hoeschel 1973**.

42 Zu den **Ablehnungsgründen** gehören **z.B.: Gesundheitsstörungen**, die das Zusammenleben mit anderen Personen erheblich beeinträchtigen. **z.B. Hautkrankheiten**; solche, die eine laufende ärztliche Behandlung erfordern; Lungentuberkulose aller Formen, auch scheinbar ausgeheilte Prozesse; schwere die Leistungsfähigkeit einschränkende Störungen des **Seh-** und Hörvermögens etc.: vgl. **Hoeschel 1973**; **Reeg (1984. S. 160)** bezieht seine Kritik des Ausleseverfahrens auch auf die seuchenhygienische Untersuchung und die Hektik, mit der die Ausreise sofort nach der Untersuchung zur Vermeidung weiterer Ansteckung erfolgen mußte.

In der Aufgabenstellung der Bundesanstalt für Arbeit war von Anfang an ein Zielkonflikt angelegt. Sie wollte einerseits der **bundesrepublikanischen** Wirtschaft durch Vermittlung von **Arbeitskräften** zuarbeiten. Andererseits war sie von der Bundesregierung mit der Steuerung und Anwerbung und Vermittlung beauftragt, da sie - dem "Übereinkommen über Wanderarbeiter" und den bilateralen Verträgen entsprechend - den Schutz sozialer Interessen der anzuwerbenden Arbeitskräfte **sichern** sollte. Auf Grund der drittelparitätischen Besetzung der Bundesanstalt für Arbeit - Vertreter der Arbeitnehmer, **der Arbeitgeber** und der Bundesregierung - nahmen auch die Gewerkschaften an den Grundsatzentscheidungen **über** die Anwerbepolitik teil. Rückblickend wird jedoch das Fehlen einer eigenständigen gewerkschaftlichen Konzeption und die Orientierung der Bundesanstalt für Arbeit primär an den Interessen der **bundesrepublikanischen** Wirtschaft **konstatiert**⁴³. Das Dilemma der Gewerkschaften, einerseits internationale Solidarität anzustreben und andererseits die Lage ihrer eigenen Mitglieder zu verbessern, wurde meist zugunsten nationaler Arbeitnehmerinteressen entschieden. Der Gewinn aus dem **Unterschichtungseffekt** führte weitgehend zu einer Interessendisharmonie von inländischen und ausländischen Arbeitnehmern bzw. - in der Sprache von Galtung - zu einer Disharmonie der machtmäßig "peripheren" **Kräfte**⁴⁴, so daß die Politik der "Zentren" bei ihrer Konzentration auf die **arbeitskräftige** Arbeitskraft und **deren** produktivsten Einsatz mit **wenig** Widerstand zu rechnen **hatte**⁴⁵.

3. Nachfrage en masse

Überaus **erfolgreich** **bahnte** sich das Handlungsangebot **seinen** Weg. Von den Planungsstrukturen in der Bundesrepublik spannte sich ein weit verzweigtes Informationsnetz bis in die entlegensten Orte zwischen der portugiesischen Atlantikküste und den Bergen Ostanatoliens. Die institutionalisierte Vermittlung des Handlungsangebots setzte sich als Botschaft von Mund zu Mund fort, und so fand der nur seinem Typ nach entworfene Adressatenkreis seine leibhaftige Entsprechung.

Die Attraktivität des Handlungsangebots **übertraf** alle Erwartungen. Es bewarben sich so viele, daß die institutionalisierten Vermittlungsinstanzen

⁴³ Vgl. z.B. Hildebrandt 1986, S. 110.

⁴⁴ Vgl. Harbach 1976, S. 136.

⁴⁵ Vgl. Harbach 1976, S. 184 ff.

an die Grenzen ihrer Kapazität stießen. Mit wachsenden **Bewerber-** und **Rekrutierten**zahlen schien sich für andere Mitglieder der Gesellschaft der Sog in die externe Migration zu verstärken. Lange Wartelisten der nationalen Anwerbebüros - **die türkischen z.B.** umfaßten jahrelang mehr als eine Million Namen⁴¹ - spiegelten die in eine Auslandsbeschäftigung gesetzten Hoffnungen. Mit Engpässen in der offiziellen Vermittlungsarbeit kanalisierte sich der Erwartungsdruck zunehmend über Eigeninitiativen **der** Interessenten, die legal oder illegal einreisten und legal oder illegal einer Beschäftigung nachgingen⁴². Die überwiegende Mehrzahl der bis 1973 in der Bundesrepublik beschäftigten Arbeitsmigranten hatte jedoch den sog. "ersten Weg" eingeschlagen, **d.h.** 2,4 Millionen waren über die **Vermittlungsinstanzen** der Bundesanstalt für Arbeit ausgewählt und in die von deutschen Unternehmern angezeigten offenen Stellen geschleust **wor-**
den⁴³. Im Laufe der Jahre wurde jedoch zunehmend deutlich, was hinter den Anwerbezahlen steckte. Zum Beispiel bedeuteten 528.414 türkische Arbeitnehmer **im** Jahre 1973 nicht nur 528.414 kostengünstige Arbeitskräfte, sondern sie verwiesen auf 910.525 türkische Arbeitnehmer mit ihren Familienangehörigen (Tabelle 1). Knapp **zwei** Millionen Arbeitsmigranten insgesamt wuchsen 1973 **über** den "Familiennachzug" auf mehr als drei Millionen an. In diesem Jahr **wurden** etwa 78.000 Kinder in **Migrantenfamilien** geboren (Tab.3) und etwa eine halbe Million "Gastarbeiterkinder" **stellten** bundesrepublikanische Kindergärten und Schulen vor neue Belastungsproblemen⁴⁴.

⁴⁶ Vgl. Lieberman und Gitmez 1979, S. 205.

⁴⁷ Die Einreise über die eigene Organisation von Aufenthaltsgenehmigungen und **Arbeitsurlaubnis** wird als der "zweite Weg" bezeichnet, die illegale Einreise mit **Touristenvisum** als der "dritte Weg"; für die Türkei **z.B.** wird geschätzt, daß mindestens **1070** nicht über das nationale Anwerbebüro vermittelt wurden, vgl. Lieberman und Gitmez 1979, S. 204 f.; vgl. auch zur Migration aus allen Anwerbeländern Rist 1978, S.62, der auf bis zu **15%** verweist. Der Anteil der über die Bundesanstalt **für** Arbeit Vermittelten lag zwischen **1970** und **1972** unter **50%** der Neuzugänge, vgl. Bundesanstalt für Arbeit 1974, S. 43.

⁴⁸ Vgl. Seidel 1985, S. 536.

⁴⁹ Ursula Mehrländer schätzt auf Grund ihrer Stichprobe die Zahl der von Arbeitsmigranten in die **Bundesrepublik** nachgeholten Kinder für das Jahr **1971** auf rund **491.000** (Mehrländer 1974, S. 205). Durch den weiteren Anstieg des **Migrantenstroms 1972** und **1973** kann noch **einmal** ein deutlicher Anstieg bis **1973** **vermutet** werden.

Die Awerbung hatte ein Ausmaß erreicht, das zu einer Differenzierung der Zielvorstellungen von Bundesregierung und Unternehmen führte. Während letztere die für sie profitable Entwicklung fortsetzen und sich gegen jede Einschränkung sträuben wollten⁵¹, erkannte die Bundesregierung mehr und mehr die in den Ländern und Kommunen zu bewältigenden infrastrukturellen Lasten. Wirtschaftliche Krisenphasen seit 1966, die schließlich 1973 die Zahl der Arbeitslosen auf mehr als eine Million ansteigen ließen⁵², veranlaßten die Bundesregierung am Ende des Jahres 1973 zum **Anwerbestopp**⁵³. Diese auch vom Deutschen Gewerkschaftsbund unterstützte Maßnahme sollte verhindern, daß die **Ausländerquote** der Beschäftigten über das inzwischen erreichte Niveau von 11,9%⁵⁴ anstieg - mit allen schwer kalkulierbaren Auswirkungen auf die Ausländerquote in der Wohnbevölkerung, die inzwischen auf 6,4%⁵⁴ angewachsen war. Der Anwerbestopp unterbrach den Strom der Arbeitskräfte, nicht jedoch den ihrer Familien. Im Jahre 1985, dem **Zeitpunkt** der nun **folgenden** Untersuchung, lebten 3,1 Millionen Menschen aus den

-
- 50 Eine Reihe von Beiträgen in "Der Arbeitgeber" verteidigt 1973 die weitere Anwerbung unter **volkswirtschaftlichen** Aspekten: z.B. Weber 1973, S. 167; Minta 1973, S. 169f.; Ernst 1973, S. 171f.; Salowsky 1973, S. 172ff. Abgelehnt wird **jede** Erschwerung etwa in Form einer höheren **Vermittlungsgebühr** pro Anwerbung; in der politischen Diskussion war eine Erhöhung von DM 300,- auf DM 1.000,- **erwogen** worden. vgl. Der Arbeitgeber, Nr.13/25, 1973, S. 576f.
- 51 Einen sorgfältigen **Überblick** über die **krisenhafte** Entwicklung seit der **Rezessionsphase 1966/67** und ihre Auswirkungen auf die Ausländerbeschäftigung gibt Hildebrandt 1986, S. 132ff., 140.
- 52 Vgl. Hildebrandt 1986, S. 165.
- 53 In diesem Zusammenhang wird häufig die generelle Ausländerquote angeführt (z.B. Heckmann, 1981, S. 151; Rist 1978, S. 63, schätzt sogar 12-13% unter **Berücksichtigung der** illegal Beschäftigten.) Der Anteil der Arbeitsmigranten **i.e.S.** an der Beschäftigtenzahl insgesamt dürfte 1973 jedoch bei etwa 9% gelegen haben (statt der bei Heckmann angegebenen Zahl von 2595.000 ausländischen Beschäftigten müßte die Quotenberechnung von 1.946.417 Arbeitsmigranten ausgehen. vgl. Tab. 1).
- 54 Auch hier wird häufig die allgemeine Ausländerquote statt der spezifischen Migrantenquote genannt; vgl. Reimann und Reimann 1987, S. 2; Kühl 1987, S. 22. Geht man statt von 3.966.200 Ausländern (vgl. **Forschungsbericht der Friedrich-Eben-Stiftung**, Situation der ausländischen Arbeitnehmer und ihrer Familienangehörigen in der Bundesrepublik Deutschland • Repräsentativuntersuchung '85 1986, S.3) von 3.057.920 **Arbeitsmigranten** und ihren Familien aus (vgl. Tab. 1), ergibt sich ein Anteil von knapp 5% **im** Jahr 1973.

Anwerbeländern in der Bundesrepublik (Tab. 4). Diese Zahlen geben jedoch den Blick nur auf einen Teil der Wanderungsbewegungen frei: Sie spiegeln eine Momentaufnahme, während die über mehr als 20 Jahre andauernde Geschichte der Bewegungen mit ihren starken Zuströmen und ihren meist weniger starken Rückströmen ausgeblendet ist⁵⁵. Die 1985 in der Bundesrepublik lebenden 3,1 Millionen Migranten und ihre hier geborenen Kinder sind nur ein Drittel des gesamten Migrantenstroms (9,2 Mill.)⁵⁶; sie sind nur das knappe Drittel, das nach der Remigration von 7.(...) Mill.⁵⁷ übrig geblieben ist. Bei ähnlichen Relationen zwischen Zu- und Fortzügen für die westeuropäischen Industriestaaten insgesamt - geschätzt werden dort etwa 12 Millionen Migranten⁵⁸ - könnten es gut 30 Millionen gewesen sein, die das Handlungsangebot fremder Unternehmer und Regierungen aufgegriffen oder als abhängige Familienangehörige die externe Migration mitvollzogen haben.

Diese moderne Völkerwanderung konnte von der Reduktion des Menschen auf seine Arbeitskraft ausgehen, weil die freiwillige und erwartungsvolle Annahme des Handlungsangebots eine für die ökonomische Instrumentalisierung von Menschen elegante Lösung bot⁵⁹. Die im

55

Günirükcü (1986, S. 164-166) gibt einen Überblick über Zuzüge und Fortzüge zwischen 1964 und 1983. Die Statistiken erlauben keine Differenzierung der Migration danach, wieviele Remigranten erneut in die Bundesrepublik eingereist sind. Die Zahl der Migrationen liegt wegen der Mehrfachwanderungen über der in die Migration einbezogenen Menschen - diese unbekannte Differenz bleibt im folgenden unberücksichtigt.

56

Gümürkü (1986, S. 166) weist für 1964-1983 insgesamt 8.141.021 Zuzüge aus. Berücksichtigt man die Zuzüge von 1961-63 (992.370) und von 1984 und 1985 (Statistisches Bundesamt, Fachserie A, Reihe 3.2, Wanderungen), kommt man auf eine Gesamtzahl von 9 (...) Millionen. Anm.d.Hrsg.: Die Auslassung im Manuskript von C.H.R. ist von uns durch eine Klammer (...) kenntlich gemacht worden.

57

Gümürkü (1986, S. 166) weist für 1964-82 6.563.876 Fortzüge aus. Berücksichtigt man die Wrtzüge von 1961-63 (...) und von 1984 und 1985 (...), kommt man auf (...) Millionen. Zur Differenz zwischen der Gesamtzahl von Migrationen - 9,(...) Millionen - und der Zahl der Fortzüge - 7,(...) Millionen - muß noch die Zahl der hier geborenen Kinder hinzugerechnet werden, um die 1985 in der Bundesrepublik lebende Zahl der Migranten zu gewinnen. Anm.d.Hrsg.: Die Auslassungen im Manuskript von C.H.R. sind von uns durch Klammern (...) kenntlich gemacht worden.

58

Vgl. Reimann und Reimann 1987, S.1.

59

Galtung hat diesen Sachverhalt drastischer beschrieben, wenn er den ökonomischen Imperialismus auf die aus der internationalen Schichtung erwachsende

Handlungsangebot mitentworfenen Herauslösung von Menschen aus ihren sozialen und kulturellen Bindungen und damit aus den Grundlagen ihres Selbstwertgefühls blieb als Problem verborgen, weil die Adressaten selbst ihre Chancen als Arbeitskraft in weitere biographische Bezüge **einordneten**. Wie dieser Prozeß ablief und wie Migration zur Lebensgeschichte wurde, soll am Beispiel einiger weniger aus der Masse von Millionen nachgezeichnet werden. Ich wähle Frauen. Die Welt, aus der sie kamen, war kleiner und deshalb der Schritt in die fremde Welt größer.

Anhang: Tabellen 1-4

Tabelle 1

Beschäftigte Arbeitnehmer und Wohnbevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland nach Anwerbeländern 1973

	Beschäftigte Arbeitnehmer *	Wohnbevölkerung **
Italiener	409.448	630.735
Griechen	268.408	407.614
Spanier	179.157	287.021
Tiirken	528.414	910.525
Portugiesen	68.994	111.969
Jugoslawen	465.611	701.588
Tunesier	11.124	16.101
Marokkaner	15.261	22.367
Gesamt	1.946.417	3.057.920

* Quelle: Bundesanstalt für Arbeit, Ausländische Arbeitnehmer - Erfahrungsbericht 1972/73, Nürnberg 1974, S. 11

** Quelle: **Harim Gümrükcü, Beschäftigung und Migration in der Türkei**, in: Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsfor- schung 104, Nürnberg 1986, S. 135

strukturelle Gewalt gestützt sah, durch die sich direkte Gewalt erübrigte; vgl. die Darstellung bei Harbach 1976, S. 42.

Tabelle 2

Beschäftigte Arbeitnehmer und Wohnbevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland nach Anwerbeländern 1985

	Beschäftigte Arbeitnehmer *	Wohnbevölkerung **
Italiener	202.392	531.338
Griechen	102.936	280.614
Spanier	67.407	152.781
Türken	499.322	1.401.932
Portugiesen	35.425	77.046
Jugoslawen	293.483	591.001
Tunesier	10.000***	23.168
Marokkaner	14.567	48.132
Gesamt	1.215.532	3.196.012
+ etwa	10.000	
= etwa	1.225.500	

* Quelle: Statistisches Jahrbuch 1986, S. 109

** Quelle: Statistisches Bundesamt, Fachserie 1, Reihe 2, Ausländer 1985, S. 19

*** Quelle: Die Zahl wurde geschätzt in der Annahme, daß die Zahl der Tunesier in ähnlicher Weise rückläufig gewesen sei wie die der Marokkaner (vgl. Tab. 1)

Tabelle 3

Geburten in Migrantenfamilien (Hauptanwerbeländer, ohne Tunesien und Marokko) 1973

<u>Nationalität</u>	<u>Zahl der Geburten</u>
Italiener	11.383
Griechen	12.715
Spanier	4.985
Türken	32.925
Portugiesen	2.137
Jugoslawen	13.250
Gesamt	77.395

Quelle: Statistisches Bundesamt. Fachserie 1, Reihe 1, Gebiet und Bevölkerung 1985

Tabelle 4**Beschäftigte Arbeitnehmer und Wohnbevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland nach Anwerbeländern 1985**

Nationalität	Arbeitsmigranten und Familienangehörige		Frauen je 1000 Männer	
	insgesamt	männlich weiblich		
Italiener	531.338	325.952	205.386	630
Griechen	280.614	151.138	129.476	857
Spanier	152.781	86.873	65.908	759
Türken	1.401.932	808.468	593.464	734
Portugiesen	77.046	41.150	35.896	872
Jugoslawen	591.001	329.786	261.215	792
Tunesier	23.168	14.617	8.551	585
Marokkaner	48.132	30.064	18.068	601
Gesamt	3.106.012	1.788.048	1.317.964	

Quelle: Statistisches Bundesamt, Fachserie 1, Reihe 2, Ausländer 1985

Die externe Migration in der Erwartung: Ein verlockendes Angebot

1. Drei Wunschträume vom besseren Leben

Die Migrationsentscheidung treffen heißt, eine erfahrungsmäßig bekannte gegen eine unbekannte Welt einzutauschen. Was **läßt** die unbekannte **Welt** zur überlegenen Alternative werden? Was bringt Frauen dazu, allein - ohne Begleitung von Familienangehörigen und anderen vertrauten Personen - den Schritt in die fremde Gesellschaft zu tun? Wie konnte es geschehen, daß Frauen, die fast alle in die gemeinsame Existenzbewältigung der Familie eingebunden und in ihrem Bewegungsspielraum begrenzt waren, geographische und **soziale** Distanzen **überschritten** und sich erwartungsvoll auf eine fremde Welt zubewegten? Ich konzentriere mich im folgenden zunächst auf die Migrations-Vorgeschichte von neun Frauen, **die** auf sich gestellt, ohne Orientierung an bereits abgewanderten nahen Familienangehörigen, die Migrationsentscheidung trafen und im eigenständigen Status der Arbeitsmigrantin einreisten. **Im** weiteren Verlauf der Auswertung werde ich den Strom der berücksichtigten Migrantinnen ständig verbreitern, indem ich zunächst die im Status der Arbeitsmigrantin und schließlich die im Status der Ehefrau (oder erwachsenen Tochter) nachgereisten Frauen einbeziehe.

Die nicht erfahrungsmäßig erschlossene Welt wurde von **den** Frauen in gedanklicher, phantasiereicher Konstruktion so aufbereitet, daß schließlich das von fremden Unternehmen in den Raum gestellte **Handlungsangebot** zum Handlungsangebot "für mich wurde. Die fremde **Welt** gewann ihren Glanz aus **drei** Wunschträumen der Modernität (die nicht **alle** gleichzeitig in jeder Erzählung auftauchen). Es sind die Hoffnung auf mehr **Geld**, **die** Hoffnung auf mehr Unabhängigkeit und die Hoffnung auf mehr Entlastung von **den Mühen** der Arbeit. Diese Trias vom besseren Leben ließ die Rechnung der bundesrepublikanischen Unternehmer aufgehen.

(1) Mehr Geld

Die Vorgeschichte der Migration ist die Erfahrung materieller Begrenzung. Nichts begründet die Migrationsentscheidung so eindeutig wie die Hoffnung auf mehr Geld zur **Überwindung** der Engpässe. "Mehr Geld ist der Hebel zu einem von mancher materiellen Not bereinigten besseren Leben. "Mehr Geld" ist die einfachste Formel für die Magnetkraft der fremden Welt.

AM: ... ich bin hierher gekommen ... weil ich hatte gehört, daß **in** Deutschland verdient man gut, verdient man gut...⁶⁰

Die individuelle Arbeitsmigration von Frauen hat **den individuellen** Gelderwerb, in der Mehrzahl der Fälle jedoch nicht die individuelle Nutzung des erworbenen Geldes, zum Ziel. Sechs der neun Frauen werten ihre Migrationsentscheidung als einen Akt (auch) zugunsten ihrer Familie⁶⁰. Dieser häufigste Fall einer - mehr oder weniger - auf die Interessen der sozialen Einheit ausgerichteten Arbeitsmigration schlägt sich in der folgenden Grundstruktur der Erzählung nieder: Zu den **Kern-**elementen einer jeden Rekapitulation des Migrationsanfangs gehört der Hinweis auf die soziale Einheit, der die Frau angehört, der Hinweis auf deren materielle Probleme und schließlich der Hinweis auf die **Migrationsentscheidung als konsequente Suche** nach einer Problemlösung für die soziale Einheit. **Diese** Grundstruktur tritt in aller **Deutlichkeit** in einer Geschichte hervor, die wegen der materiellen "Not" der Familie **detaillierte** Begründungen der **Migrationsentscheidung**, wie sie sich in anderen Interviews finden, überflüssig macht. Die Logik der Migration wird vor **dem** Hintergrund der skizzierten **Familiensituation** offensichtlich. Eine 35-jährige türkische Frau rekapituliert **ihren** Schritt in die Migration - damals war sie 22 Jahre alt.

AM: Ich bin aus Not hier **g**ekommen, also weil **meine Familie** war arm.
I.: Ja
AM: **Mein** Vater war arbeitslos, also er findet keine Arbeit mehr für **sich**, er war bißchen alt.
I.: **ja**
AM: wir sind also neun Kinder, wir haben keine eigene Wohnung und kein Land, also **zum** Verarbeiten überhaupt nichts
I.: **hm**
AM: und ich habe in Türkei auch fünf Monate gearbeitet in Fabrik, in einer **Textilfabrik**, aber nur als Ililfe, als Aushilfe. Dann **/ehm/** ich habe **wenig verdient**, also 500 türkische Lire
I.: **ja**
AM: was auch nicht reicht.
I.: **hm**
AM: Dann habe ich mich beini Arbeitsamt gemeldet.. zum ..also Deutschland kommen.

* **"AM"**steht hier **für** "Arbeitsmigrantin", "I" in den folgenden Transkriptionsausschnitten für "Interviewerin".

Diese Geschichte vom Typ "Ich bin aus Not gekommen" bringt mit der gleichen Deutlichkeit wie die Not auch den Jubel über die gelungene Anwerbung zum Ausdruck. In keiner Erzählung entladen sich die hoffnungsvollen Erwartungen an eine Linderung der Not derartig dramatisch wie in der Rekapitulation der weiteren Ereignisse.

- AM: Einmal, wenn ich von Arbeit komme, meine Mutter weint zu Hause.
I.: hm
AM: Sie weint, sie *heult* so, und ich habe gesagt: Was ist nun? Mein Vater hat dich geschlagen? "Nein". Die /m/ Nachbarn was gesagt wegen das kleine Kind? "Nein". Und warum weinst Du denn? Sie sagt: "Sind deine Papiere gekommen".
I.: ach
AM: "Du *gehst* jetzt". Und also sie /eh/ sie ist traurig, sie weint. Und ich, ich bin freudig, ich habe "*hurra*" gesagt wegen Papiere.

Diese szenische Rekapitulation beleuchtet einige Konfliktmöglichkeiten der Alltagswelt, die wie im *Zeitraffertempo* zur Erklärung von Traurigkeit aufscheinen. **Zugleich** wird die **fehlende** Reziprozität der Perspektiven um die Arbeitsmigration deutlich: Dem Jubel der Tochter entsprechen die Tränen der Mutter. Die Aussicht auf eine materielle **Besserstellung** kann den Schmerz der Mutter über die Trennung der Tochter von der Familie nicht unterdrücken. Jugendlüche Erwartungen lassen die Tochter mehr auf die fremde **Welt** mit ihren materiellen Möglichkeiten sehen als auf die vertraute Welt mit ihrem sozialen Fundament. Das Streben nach mehr Geld **entwickelt** sich aus den Engpässen des **gegenwärtigen** Lebens und ist - von einer Ausnahme abgesehen - auf die Heilung dieser Engpässe im Heimatland **abgestellt**. Die externe Migration ist das Instrument zur Verbesserung "interner" Lebensbedingungen, sei es - um einige Beispiele zu nennen -, daß den Eltern eine **bessere** Versorgung ermöglicht werden soll, der Schwester oder - in einem anderen Fall - dem Bruder ein Studium offenstehen soll, die Schuldenlast der Familie abgetragen, die **Krankenbe-**handlung des **Kindes** gewährleistet oder die eigene gewerbliche Existenz aufgebaut werden soll. Das in der fremden Gesellschaft zu verdienende Geld wird aus der Einbindung in die eigene Gesellschaft heraus eingeplant. Es erscheint wie ein neutrales, gut über Ländergrenzen hinweg **transportables**⁶¹ Heilmittel, das die verdienende Person zwar geographisch, nicht aber sozial ihrer Gesellschaft entrückt. In keiner Erzählung werden Ängste thematisiert, das Streben nach mehr Geld könne das soziale Fundament des alltagsweltlichen Handelns berühren oder gar bedrohen. "**Mehr Geld**" durch die externe Migration scheint die Frauen in ihrer

Erwartung wie in einem Schwebestadium in ihrer eigenen Gesellschaft zu belassen. Die systematische Ausblendung von **Sozialitätsrisiken** läßt vermuten, daß die Frauen dem Gelderwerb in der fremden Gesellschaft - aus der **Prospektive** - soziale Neutralität zuschrieben. Diese von den Handelnden selbst geleistete Neutralitätsunterstellung erleichterte das Ingangsetzen der Arbeitskräftebewegung. Die von den **bundesrepublikanischen** Unternehmen vorgenommene Abstraktion von sozialen und kulturellen Einbindungen fand hier eine Entsprechung, so daß sich Angebot und Nachfrage reibungslos ineinander fügten.

(2) Mehr Unabhängigkeit

Die Arbeitsmigration ist für die **Mehrzahl** der Frauen eine grundlegend neue Ausgestaltung einer traditionellen Rolle, der Rolle als **Mitwirkende** bei der Existenzsicherung der Familie. Doch während die Frauen ihren Einsatz für die Familie neu konzipieren, entdecken manche von ihnen *auch* die Möglichkeit zur Befreiung von Restriktionen, die eben diese Familie ihnen als Töchter auferlegt hat oder in Zukunft erneut auferlegen könnte. Indem die Frauen ihre traditionelle Rolle - vom **materiellen** Beitrag her gesehen - in einem bisher nicht gekannten Ausmaß zu erfüllen suchen, streben sie zugleich nach einer **Überwindung** materieller **und/oder** immaterieller, nämlich sozialer Abhängigkeit. Ein paar Beispiele aus fünf Erzählungen **sollen** diesen Aspekt des Migrationsplans illustrieren⁸². Eine sehr junge türkische Frau will sich der materiellen **Abhängigkeit** von ihrem Bruder entziehen, der nach der **Arbeitsunfähigkeit** des Vaters das Familienbudget bestimmt. Eine **junge** Spanierin (22 J.) will mit der primär materiell begründeten Arbeitsmigration zugleich den Konflikten mit ihrem Vater, insbesondere den Auseinandersetzungen um die jüngere spanische Geschichte aus dem Weg gehen. Den Vorschlag ihrer Mutter, sie könne doch dem verlockenden Beispiel ihrer Cousine folgen und in Deutschland gut Geld verdienen, greift sie auf.

AM:und ich habe gesagt, okay. ich gehe. Und mein Vater kann mir nicht mehr kommandieren.

Ein weiteres Interview enthält den Aspekt von Autonomiestreben in Form von jugendlicher Untemehmungslust, die sich nicht gegen klar benannte Abhängigkeiten richtet. In zwei Interviews ist das Motiv der durch Not bedingten Migration so deutlich herausgearbeitet, daß weitere Begründungen nicht relevant zu sein scheinen. Schließlich findet sich zu dieser Thematik wieder kein Hinweis in dem knappen, unter ungünstigen Bedingungen entstandenen Interview.

Eine 21-jährige türkische Frau will die Abhängigkeit von ihrem Vater, die durch räumliche Engpässe im Haus der Eltern entstanden ist, überwinden und durch das in der fremden Gesellschaft verdiente Geld eine eigenständige Existenz als Schneiderin aufbauen. Eine andere türkische Frau (23 J.), deren Kindheits- und Jugendgeschichte durch leidvolle Abhängigkeitserfahrungen von ihrem alles beherrschenden Vater bestimmt ist, entscheidet sich in einer komplexen Problemsituation für die Arbeitsmigration und gegen eine Sanierung ihrer finanziellen Lage durch den an die Stelle des Vaters gerückten Halbbruder. Schließlich noch ein Beispiel aus einer seltenen Fallkonstellation: Eine junge griechische Akademikerin begreift die Arbeitsmigration als Ausweg aus einer Krise, in die sie bei allseits blockierten Wegen der Berufsausübung geraten ist, und entzieht sich damit erneuter familialer Abhängigkeit.

Das von den bundesrepublikanischen Unternehmen in den Raum gestellte Handlungsangebot verspricht einen Bewegungsspielraum, den die Frauen in ihrer eigenen Gesellschaft nicht hätten erreichen können. Die Attraktivität des Handlungsangebots wird alsoverstärkt durch einen Hauch von Autonomie: mit dem geographischen Bewegungsspielraum erhoffen manche Frauen eine Migration in andere Sozialitätsformen. Diese wiederum sind vorerst nur bestimmt als Überwindung gegenwärtiger bzw. in Zukunft erneut drohender Abhängigkeiten in der vertrauten Sozialwelt. Obwohl das Streben nach Autonomie Beziehungsstrukturen berührt, gerät die Migration in der Prospektive nicht in die Gefahr der sozialen Distanzierung. Wie das Streben nach materieller Besserstellung scheint auch die Suche nach Autonomie von der Unterstellung sozialer Neutralität geleitet. Die Heimkehr ist in der Erwartung nicht belastet durch die in der fremden Welt erfahrenen materiellen und sozialen Handlungsspielräume. Das Streben nach nicht Eigenständigkeit erscheint wie ein individualistischer Baustein, der in die eigene Biographie eingefügt wird, ohne das Gefüge der Familienbeziehungen zu berühren. Aus der Perspektive von Frauen, die fast alle bisher nur einen kleinen Ausschnitt der eigenen Gesellschaft haben erkunden können, stellt sich die externe Migration nicht dar als ein möglicherweise folgenreicher sozialer Prozeß. Und so kommt es, daß zu jeder Erzählung eine Leerstelle gehört: Ohne in das Bewußtsein der handelnden Frauen einzudringen, arbeitet weitgehend die Unterstellung, als ob die fremde Welt die eigene Lebensgeschichte nur peripher berühren und die vertraute Welt die vertraute Welt bleiben werde.

(3) *Mehr Entlastung von den Mühen der Arbeit*

Der Weg in die Arbeitsmigration öffnet sich Frauen auch deshalb, weil nach allen ihnen zur Verfügung stehenden Informationen die Arbeit in der fremden Gesellschaft ihren Charakter als Arbeit, als mühevollen Hervor-

bringung eines gesellschaftlichen Wertes, verliert. Frauen aus wenig mechanisierten, aber auch aus städtischen Bereichen empfangen **im** Hörensagen das Konstrukt einer Welt, in der nicht Schweiß und Schmutz den Arbeitsablauf bestimmen, sondern die moderne Kraft der Maschine das Produkt ohne großen **menschlichen** Einsatz entstehen läßt. Dazu hier nur zwei Beispiele aus narrativen Interviews, die - entsprechend der Chronologie der Ereigniskette - in die Rekapitulation ihrer Geschichte den Entwurf der Arbeit einbeziehen. In mehreren anderen Erzählungen taucht das Deutschland- und **Arbeitsbild** erst auf bei der Konfrontation von Erwartungen und Realität - diese Interviews sollen hier unberücksichtigt bleiben, damit die Erwartungen zunächst einmal in ihrer ungetrübten Form als Erwartungen zur Geltung kommen. Eine berufstätige Frau aus **Istanbul**, die bereits 1963 migriert ist, erzählt:

AM:also damals hatte große Propaganda gehabt, also..Deutschland kann man gut verdienen

l.: hm

AM:und **keine** schlechte Arbeit, schön, sauber und so weiter..

Eine Hausfrau **aus** der ländlichen Türkei, die 1972 in die Bundesrepublik gekommen ist, vermittelt **einen** noch plastischeren Einblick in die damalige Steuerung ihrer Erwartungen. Ein türkischer Bekannter, ausgestattet mit Krawatte und "Luxus"-Schuhen, hatte ihr seine **Arbeit** geschildert.

AM:"wir sitzen so, kommt Band, wir niachen nur Etikett", hat er so erzählt.

Diese und ähnliche Erwartungen an automatisierte Arbeitsprozesse weisen etwas aus von der "Qualität des Wunders und der Magie"⁶³, die Berger, Berger und Kellner für viele Menschen in der Dritten Welt konstatieren, wenn ihre Bewußtseinsstrukturen in industriefernen **Existenzformen** entwickelt wurden. Der **Modernitätsbonus**⁶⁴ der **fremden** Gesellschaft führt zum Entwurf einer Arbeit, die - befreit von den bisherigen Belastungen - so etwas darstellt wie Ernte ohne Mühe. Wer sollte da widerstehen? Dieser Sog in die Modernität, der "Mythos der **Modernität**"⁶⁵, hat den bundesrepublikanischen Unternehmen kräftig zugearbeitet. Über die Rekonstruktion einzelner Fälle soll nun nachgezeichnet werden, in welchen

⁶³ Berger, Berger, Kellner 1973. S. 123.

⁶⁴ Aus der großen Zahl von Arbeiten, die die positive Besetzung des Begriffs Modernität beschreiben, sei hier verwiesen auf Wehler 1975, S. 11.

⁶⁵ Berger, Berger, Kellner 1973. S. 125.

biographischen Konstellationen die drei Wunschträume vom besseren Leben zur Geltung kommen. Die Dimensionen für die Ordnung der Fälle sind so gewählt, daß Kontraste deutlich werden sollen und zugleich die Chance besteht, möglichst viele Entstehungsgeschichten der Migration in ihren Konturen sichtbar zu machen.

2. *Das Handlungsangebot "für mich" in unterschiedlichen biographischen Konstellationen*

Die Einbindung der Frauen in ihre Familien und ihre Selbstverortung in der Familie bilden den Kernpunkt zur Klärung der Fragen, welche biographische Relevanz der Arbeitsmigration zugeschrieben wird. Stärker als bei **gleichaltrigen** Frauen in der Bundesrepublik ist bei **Arbeitsmigrantinnen** der Horizont ihres Weltbildes und damit auch ihres Selbstbildes durch die Familie bestimmt. Die jungen Frauen - acht von ihnen sind zwischen 17 und 24 Jahren, eine bereits 30 Jahre alt - leben bis auf eine in ihrer Herkunftsfamilie bzw. - in zwei Fällen - in ihrer **selbstgegründeten** Familie. Vor dem Hintergrund der Familienbindung vollziehen die Frauen mit der Migrationsentscheidung zwar einen individuellen Schritt, jedoch überwiegend nicht in individualistischer Perspektive: An Hand von **Fallbeispielen** soll die Selbstverortung der Frauen in ihrer Familie genauer **herausgearbeitet** werden, weil die Migration hier nicht nur ihren Ausgang nimmt, sondern von diesem Punkt her in ihrem Verlauf über Jahre und Jahrzehnte bestimmt werden kann.

Das Hineinwirken der Familiengeschichte in die **Migrationsplanung** soll an drei Dimensionen beleuchtet werden. Zunächst soll die **Familiengeschichte** unter ihrem **materiellen** Aspekt geklärt werden, als Geschichte der Armut oder - in wenigen Fällen - als Geschichte relativen Wohlstands. Im letzteren Fall müssen die **Wendepunkte** zu materiellen Engpässen und deren angestrebte Überwindung durch Arbeitsmigration herausgearbeitet werden. **Sodann** soll die Fälle auf einem Kontinuum zwischen "**familienbezogener**" und "**selbstbezogener**" Migrationsentscheidungsgeordnet werden.

Schließlich sollen aus den "familienbezogenen" Fällen zwei Beispiele genauer nachgezeichnet werden, die sich dadurch voneinander abheben, daß das eine Mal die Migration von einer Frau im "reifen" **Erwachsenenalter**, das andere Mal von einem Kind angestrebt wird.*

* **Anmerkung der Herausgeber:** Dieses hier angekündigte Unterkapitel 2.3 ("Die Migration in biographisch früher oder späterer Planung") konnte von Christa Hoffmann-Riem nicht mehr ausformuliert werden. Es liegen nur handschriftliche Skizzen vor.

2.1 *Start in die Migration aus armer oder weniger armer Familie*

Wenn Arbeitsmigrantinnen nach vielen Jahren Aufenthalt in der **Bundes-**republik auf ihr Leben im Heimatland zurückblicken, entsteht eine mehr oder weniger grobe soziale Geographie - mit Ort und Zeit der Geburt, mit der Zahl der Geschwister und vielleicht mit den familialen Zu- und Abgängen durch Geburt, Heirat und Tod. So selbstverständlich die heimatliche **Sozialwelt** über das Ensemble der wichtigen Mitspieler repräsentiert wird, so selbstverständlich **konzentriert** sich die Aufmerksamkeit der Erzählerinnen auch auf die Existenzbedingungen dieser **sozialen** Einheit. Der Verweis auf Eltern und Geschwister scheint unvollständig zu sein, wenn ihm nicht eine Qualifizierung der materiellen Lebensform folgt. Aus den sechs Fallgeschichten, die sich auf "arme" **Familien** beziehen, nun ein paar Beispiele. Eine spanische Migrantin erzählt:

AM:wir waren auch /eh/ sechs Geschwister, wir waren eine arme **Familie**....

Hier noch einmal das bereits angeführte Beispiel einer türkischen Frau:

AM: Ich bin aus Kot hier gekommen. also weil meine **Familie** war arm... und wir sind also neun **Kinder**, wir haben keine eigene Wohnung und kein Land...

Eine junge Spanierin beginnt ihre Lebensgeschichte mit der Kernaussage der meisten Migrationsgeschichten:

AM: Meine Eltern waren ziemlich arm. ich habe noch eine Schwester...

Schließlich das Beispiel einer griechischen Frau, die bei der sprachlichen Übermittlung ihrer Geschwister noch etwas sortieren muß:

AM:Wir sind fünf Geschwister. oder wie nennt nian das?

I.: Geschwister

AM: Also sechs praktisch **mit** eine Junge ((lachend)) ich weiß es nicht. also sechs insgesamt, ne, eine Junge und **fünf Geschwi**...Schwestern... unsere Eltern waren sehr **arm**.

Eltern und Geschwister werden in den gerade behandelten wie auch in den meisten anderen Erzählungen nicht eingeführt als Interaktionspartner, die für die eigene Persönlichkeitsentwicklung bedeutsam gewesen wären. Nicht die Bildungsgeschichte des Subjekts mit der für sie konstitutiven **Beziehungsstruktur** wird zum Thema, wie es einem Erzählmuster in unserer

Gesellschaft entspräche^{ss}, sondern die meisten Migrantinnen **rekonstruieren** ihre frühe Geschichte als Geschichte des Wir. Dieses Wir als Geschichtenträger wird in seiner Existenzform primär erfaßt durch die Darstellung als arm, wie auch immer dieses "arm" zu spezifizieren wäre. Armut als täglich zu bewältigendes Problem dringt ins Bewußtsein und ist von daher rekapitulierbar; die Sozialitätsformen der durch Armut zusammengebundenen **Familieneinheit** sind nicht in gleicher Weise bewußtseinsmäßig verfügbar. So kommt es zu der bereits beschriebenen Leerstelle in der Migrationsplanung und der ihr entsprechenden biographischen Rekonstruktion, dem Ausblenden von Gefahren für die vertrauten Sozialbeziehungen.

An einigen Erzählungen wird deutlich, daß nicht so sehr kontinuierlich erfahrene Armut als vielmehr eine plötzlich einsetzende Verarmung, dazu geführt hat, die Lebenssituation der Familie als prekär einzustufen. Krankheit oder Arbeitslosigkeit des Vaters oder - wie in einem Fall - der Weggang des **Ehemannes/Vaters** können die materiellen Ressourcen derartig bedrohen, daß das in den Raum gestellte Handlungsangebot als mögliche Problemlösung ins Blickfeld rückt. Armut erfordert den Einsatz eines jeden Familienmitgliedes zur **Existenzsicherung** der sozialen Einheit. Die Migrantinnen aus "armen" Familien sind überwiegend bereits in der Herkunftsgesellschaft einer Erwerbstätigkeit nachgegangen, **d.h.** sie haben sich bereits ein Stück aus der Welt der Familien entfernt, um jedoch ihren Beitrag dort einzubringen. Die Armut hat sie in der eigenen Gesellschaft Schritte tun lassen, die als **Aktualisierung** ihrer Familienverpflichtungen zugleich auch das Potential für die Aufnahme des Migrationsangebots in sich trugen.

Bei Herkunft aus einer "armen" Familie sind die Darstellungen zur Migrations-Vorgeschichte - bis auf eine Ausnahme - sehr gerafft, zentriert auf die **Ereigniskette**, die die Arbeitsmigration ausgelöst hat. **D.h.** die biographische Rekapitulation wird fokussiert auf die Migrationsgeschichte, nicht die umfassendere Lebensgeschichte. Einen anderen **Detaillierungsgrad** weisen die drei Erzählungen aus, die nicht dem plausiblen Muster "Armut der Familie - deshalb Arbeitsmigration" entsprechen, sondern erst die Plausibilisierung der Migrationsentscheidung in Fällen einer mehr oder weniger ungewöhnlichen Rekrutierung für den bundesrepublikanischen

Vgl. z.B. Schübe 1984, S. 85ff. Dieses Muster gilt in deutlicher Form z.B. für studentische Biographien: vgl. Kokemohr, Marotzki 1989. Es findet sich auch überall, wo durch bestimmte - etwa therapeutische oder psychiatrische - Behandlungsformen ein gesteigertes Bewußtsein für die Bedingungen der eigenen Geschichte entstehen konnte, z.B. in biographischen Interviews mit psychiatrischen Patienten: vgl. Riemann 1987.

Arbeitsmarkt leisten müssen. Zwei Beispiele betreffen Töchter von Akademikern, die nicht zugunsten der Familie, sondern im individuellen Interesse die externe Migration nutzen - ihre Geschichten sollen im nächsten Abschnitt berücksichtigt werden. Die dritte Geschichte bezieht sich auf den vermutlich unter Arbeitsmigrantinnen seltenen Fall der Großgrundbesitzertochter. Diese Erzählung erlaubt **trotz** ungewöhnlicher Ausgangsbedingungen einen Einblick in typische Handlungsorientierungen der türkischen **Sozialwelt**. Deshalb soll sie hier als erstes **Beispiel** genauer nachgezeichnet werden.

Dieses genaue Nachzeichnen muß jedoch seine Grenzen haben. Die Migrantin rekapituliert ihre Geschichte derartig involviert und derartig entschlossen über sprachliche **Barrieren**⁶⁷ hinweg, um ihre Kindheit und frühe Erwachsenenzeit lebendig werden zu lassen, daß sich die Erzählung allein dieses Teils der Lebensgeschichte über eine Stunde hinzieht. Ich werde deshalb den Fall im Wechsel von Selbstdarstellung der Erzählerin und raffender Fremddarstellung durch mich, sozusagen als Geschichte aus erster und zweiter Hand, präsentieren. Ich beginne mit der für alle Interviews vorentworfenen Eingangsfrage und ihrer Anwendung in der aktuellen Interviewsituation.

1.: So /ehm/ es wäre schön, wenn Du **etwas..uns** etwas über Dein Leben **erzählen** könntest. Und zwar auch über Deine Kindheit und was Du noch so weißt aus Deiner Kindheit, wie **Dein Leben** in der Türkei war. Weil das ja einen wichtigen **Hintergrund** bildet für Dein Leben jetzt. Also, was in Deiner **Kindheit** war, hat ja auch Einfluß **darauf** gehabt, wie Du **jetzt** lebst und was Du jetzt machst.

AM: Ja

1.: /ehm/dann möchten **wir gerne** wissen, /eh/ wie Du hier in die Bundesrepublik gekommen **bist** und was Du hier so erlebt hast **im** Laufe der Zeit, welche Probleme sich ergeben haben, wenn Du darüber sprechen möchtest. Und /eh/ vielleicht kannst Du dann auch noch was darüber sagen, wie Du **Dir** Deine Zukunft vorstellst.

AM: **hm**

1.: wann Du .. was Du tun möchtest, so in den nächsten Jahren, oder überhaupt in Deinem Leben noch. Vielleicht können wir jetzt mal mit Deiner Kindheit anfangen. Vielleicht kannst Du Dich ja noch an einige Dinge erinnern, so wie Du als Kind gelebt hast.

AM: Ja.. ich war Kind /eh/ ich war immer zufriedene Menschen, war ich kleine, auch **so. Immer** /eh/ zufrieden. Ich möchte nicht so /eh/ Streit, **sowas** gar nicht. Mit, mit Kindern immer gut **klarge...Und** ich war 7 Jahre eiste Klasse gegangen. Meine

Vater ist ganz. wie heißt das? So ganz /eh/ alles Kapital.../ch/ kann man sagen Kapitalist. ganz /ch/ wie heißt das, Mensch?

I.: /ch/ ich **weiß** jetzt auch nicht so genau.

AM: Alles /ch/ meine Vater ist ganzen **Land**

J.: Hat viel Land gehabt oder?

AM: Land gehabt. ja,

I.: **hm**, hm

AM: alles ist seins. ne. War bißchen viel Geld.

Es schließt sich eine längere Passage an über den Reichtum des Vaters und seine Strategien, den Reichtum zu vermehren: In Not geratene **Bauern** wandten sich an ihn mit der Bitte um Geld. Er gab es ihnen unter der Bedingungen, daß sie ihm einen Teil ihres Landes - unter Wert - verkauften. Vor diesem Hintergrund **entwickelte** sich das **Gerechtigkeits-**empfinden **des** Mädchens.

AM: Und ich () Kleine, ich denk inimer. was denn! Das ist nicht schön, so Sachen, ne...

Sie empfindet Empathie mit den Kindern **im Dorf**, die keine Schule und keine Schuluniform **haben**, und wird "traurig". "**Ich** immer traurig" zieht sich wie ein **roter Faden** durch die gesamte Kindheitsgeschichte. Die Rolle der Großgrundbesitzer-Tochter bringt ihr weniger Gratifikation als vielmehr die **schmerzliche** Erfahrung, daß ihr etwas vorenthalten wird, nur weil **der** Vater **die Welt** aus **der** Perspektive des "Aga" sieht. Die Position des Feudalherrn **im Dorf verbindet** er in der Familie mit der Rolle des **strengen** Patriarchen, **der** seine althergebrachten Vorstellungen über die Erziehung **der Tochter** - wenn nötig mit Schlägen - durchsetzen will. Bereits **der Besuch der Volksschule** muß erkämpft werden

AM:Meine Vater hat er gesagt damals: "Ja. Mädchen brauch nicht **Schule** gehen." Ich bin kleine Dorf kommen

I.: **hm**

AM: von Anatolien. Ganz kleine Dorf.

I.: hm

AM: Und ich sag: "Ja, **warum** nicht? Andere Kinder gehen. aber bist du, deine Vater ist ganz **groß**. ...Schule **gehn** und /ch/ vielleicht andere **Jungs**

I.: hm

AM: dich klauen."

Sie schafft es, die Volksschule **zu** besuchen, aber nach fünf Jahren ist "Schluß jetzt". Wie in einer **Reihe** weiterer türkischer Lebensgeschichten zeigt sich hier der für viele Mädchen gesetzte Einschnitt: Der Besuch der nächstgelegenen städtischen Realschule ab dem 12. Lebensjahr würde bedeuten, daß das **Mädchen** - mit Beginn der Pubertät - seinen Radius erweitern und **den** geschützten Raum des Dorfes verlassen würde. Da die

Aga-Tochter den Widerstand des Vaters kennt, sucht sie Unterstützung bei ihrer Lehrerin. Diese schmiedet mit ihr den Plan, sie in ihrem eigenen Haus in der Stadt während der Realschulzeit zu betreuen. Nur zusammen mit der Lehrerin traut sich das Mädchen unter die Augen des Vaters, der den Vorschlag der Lehrerin eindeutig beantwortet.

AM: ...Meine Vater: "Wieso, das ist mein Mädchen! Darf man in Stadt gehen? Das ist keine Jung! /Eh/ kann /ch/ nicht, darf man Mädchen nicht machen, **ne.**" Ich geweint. Ich sag: "Wenn du mich nicht **Schule** schickst, dann ich mich **selbst** morden." **Hab** ich gesagt!

I.: **ja**

AM: Sagt er: "Ja, bist du selbst morden, dann Pech. Bist du dann Stadt gehen, bist du **schlechte** Mädchen sein /eh/. denn Stadtnädchen ist es alles schlechter. Wenn Schule gehn Mädchen, alles schlechter. Mußt du hier bleiben. wir haben doch Geld, brauchst du nicht **Geld** verdienen.....".

Die weitere **Bezichung** zum Vater ist bestimmt durch Verbitterung **über** die vorenthaltene Schul- und Berufsausbildung. Zunächst leistet sie versteckten Widerstand, indem sie heimlich Bücher liest oder sich von Dorfbewohnern Zeitungen aus der Stadt mitbringen läßt. Der Vater entreißt ihr jedoch die "Scheißzeitung", deren Lesen er für einen Ausdruck der Verdorbenheit des Mädchens hält. Die Normen von der Reinerhaltung des Mädchens **im** geschützten Innenbereich der Familie werden noch dadurch verstärkt, daß der Vater seine Vorstellungen vom angemessenen **Rollenspiel der** Großgrundbesitzer-Tochter verfolgt: Sie soll Abstand halten zu den "armen Leuten" und **ihre** soziale **Überlegenheit** - auch physisch - ausspielen.

AM:Ja. meine Vater so .. meine /eh/ denk: Er reiche Mann, dann ich **bin Besondere** sein, ich bin so **hochnase** so gehn. ne. Ich andere arme Leute darf nicht sprechen.

Aufgrund der Machtposition des Vaters **im** Dorf riskiert niemand, sich mit ihm anzulegen, **um** der Tochter eine weitere Schullaufbahn oder die ersehnte Berufsausbildung ("Arzt" oder "Schwester") zu erkämpfen ("Deine Vater so ganz große Leute"). So resigniert sie mit dreizehn Jahren, verläßt das Haus nicht mehr, grollt der ganzen Welt ("ich bin böse ganzen **Welt**") und wird krank ("immer Kopfschmerzen", "war krank wegen das .. traurig"). Während die Tochter mehr und mehr zu offenen Haßbekundungen gegen den Vater übergeht ("Wenn bist du tot, ich komm deine Tod /ch/ nicht sehen, weil ich **hasse** dich"), beginnt dieser - dem traditionellen **Heirats-**muster entsprechend - die Kandidaten für seine vierzehn-, fünfzehnjährige Tochter zu sichten. Als er den ersten ausschließen möchte, da er keinen angemessenen Brautpreis bietet, interveniert die Mutter. Sie fühlt sich

selbst von ihrem Ehemann "gekauft". Ihr Vater hatte als "armer" Mann bei ihrem späteren Ehemann gearbeitet, als dieser - **trotz** bestehender erster Ehe - seinen Willen zur Heirat der fünfzehnjährigen Tochter bekundete ("will ich deine Tochter kaufen"). Die Erzählung enthält nun eine längere Passage zur Solidarität zwischen Mutter und Tochter. Die Mutter, die bisher - bei der starken Fokussierung **der** Retrospektive auf den Vater - kaum aufgetaucht ist, erscheint jetzt als die starke Partnerin, die ihrer Tochter das Prinzip **der** Heirat "aus Liebe" vermittelt: Du kannst mit einem Zigeuner **gehen**, du kannst mit einem Kapitalisten gehen, "ist egal, Hauptsache bist du Liebe". Mehrere Bewerber werden vom Vater oder der Tochter, **die** ihre Position durch die entschiedene Vermittlung der Mutter vertreten kann, abgewiesen. **Schließlich** meldet sich der "Onkelsohn", den sie gut aus der **Schulzeit** kennt, **der** eine weitergehende Schule besuchen **durfte** und Lehrer wurde.

AM: ...Ich denk, na... vielleicht ich mit den heirate...Ich bestimmt liebe, sage ich so...

In deutlicher Polarisierung zu den Relevanzsetzungen des Vaters fühlt sie sich angezogen von seinem Beruf ("Und seine Beruf *auch* liebe ich.") Sie vermittelt nun im Interview in genereller argumentativer Darstellung ihre Konzeption **der Partnerwahl**. Diese **Textstelle** ist vor **dem** Hintergrund zu sehen, daß ein gebildeter, aber relativ mittelloser Bewerber aufgetaucht ist.

AM: Wenn z.B. meine Vater zu mir gesagt: "Willst Du Kapitalistleute heiraten, willst du.. oder Schule gegangen, ohne Geld was Beruf lernen, dann ich muß den heiraten. verstehst Du?

Nachdem sie sich der **Zuneigung** des Vettters vergewissert hat, **läßt** sie **den** Vater ihre Entscheidung wissen. Noch einmal entbrennt ein heftiger Kampf zwischen **Vater** und Tochter.

AM: **Aber** meine Vater gesagt: "Wieso? So billig für dich?"

Trotz aller Ablehnung des Vaters schlägt sie dem Vetter vor, das offizielle Bewerbungsverfahren über seinen Vater, den Bruder ihres Vaters, in Gang zu setzen. Damit **löst** sie heftige Spannungen zwischen dem armen und **dem** reichen Bruder aus. Hinter der Tür belauscht sie die Verhandlungen und erfährt den für die Familie des Mannes unerschwinglichen Brautpreis. Die Mutter signalisiert ihr schließlich, daß sie keine Hoffnung für sie hat ("bist sowieso deine **/eh/** reiche Mann Mädchen...kann er nicht dein Lieblingsmann dich kaufen"). Die Tochter bäumt sich jedoch dagegen auf, auch "die zweite Chance" ihres Lebens zu verlieren und nach der blockierten Schul- und Berufsausbildung nun auch noch auf den Partner

ihrer Wahl verzichten zu müssen. Sie weint, droht dem Vater mit Selbstmord und Weglaufen. Er kontert mit der Drohung, falls sie wegläufte, würde er sie erschießen (lassen). Nach aller Dramatik endet die Geschichte in einem "happy end", dessen Rekapitulation jedoch auch noch einmal die tiefe Wunde ihrer Kindheit aufklingen läßt.

AM: Gott sei Dank, wir sind /eh/ verloben, schön ne? Schön, Gott sei Dank, wir haben einmal schafft. ((alle lachen)) Anderes ist meine /eh/ Träume hab ich verloren, die Schule **gehn**, das ist Pech. Aber, Gott sei Dank, hab ich meine Kenan **geschafft**.((alle lachen))

Nach zweijähriger Verlobung heiratet sie mit siebzehn Jahren. Zum ersten Mal erlebt sie, was Abschiednehmen und Neuanfang in **einer** fremden Stadt bedeuten. Die dort geknüpften Kontakte muß sie nach zwei **Jahren** wieder aufgeben, weil ihr Mann als Lehrer in eine andere Kleinstadt versetzt wird. Mit diesem Ortswechsel beginnt **eine** komplizierte **Auf**-schichtung von Problemen, **die** diese Fallgeschichte noch einmal deutlich von anderen abheben. Ihr Mann gehört Anfang der 70er Jahre an seiner Schule zu den Lehrern, die als Sozialdemokraten im Widerstand gegen die Militärjunta stehen und von den "faschistischen" Kollegen angezeigt werden. Die Polizei durchsucht mehrmals ihr Haus nach Büchern: Einige kann sie verstecken, andere verbrennt sie selbst, bevor die Polizisten ins Haus dringen. Den erneuten Verlust des Zugangs zu Büchern verbindet sie in der Erzählung mit einer starken Metapher.

AM: Alles hab' ich brannt. **Muß** ich. Aber ich. meine Herz ist brannt damals.

Die Erregung über **den** Einbruch von Gewalt und - wie es immer wieder heißt - "Unruhe" in ihr Leben treibt sie dahin, von einer besseren Welt zu träumen. Die oben angeführte **Textstelle** setzt sich fort.

AM: Ich denk. hoffentlich /eh/ wir kommen eine heile Welt, dann solche.../eh/ nicht **heimlich** lesen,

I.: hm

AM: hoffentlich wir lesen so, alle vereint und so, hab ich so Gedanken, ne?

Dieses Transzendieren der problembeladenen Gegenwart durch einen diffusen Entwurf von der besseren Zukunft findet sich noch häufig in der weiteren Lebensgeschichte. Je mehr ihr die Steuerung ihres Lebens durch ungünstige Rahmenbedingungen entgleitet, desto mehr nimmt sie Zuflucht zu einem "höher-symbolischen Modalitätenschema"⁶⁸ ("alle **vereint**",

"Frieden"). Der Blick in die bessere Zukunft wird deshalb so wichtig, weil sie inzwischen mit einem nicht entwirrbaren Bündel von Problemen konfrontiert ist: In kurzem Abstand bringt sie zwei Söhne zur Welt, von denen der ältere wegen einer ernsthaften Erkrankung eine aufwendige medizinische Betreuung braucht. Ihr Mann praktiziert als Sozialdemokrat eine Solidarität mit den Verfolgten, die auch materielle Leistungen einschließt. Zum ersten Mal in ihrem Leben macht sie die Erfahrung, die sich für andere Frauen bereits durch die gesamte Migrations-Vorgeschichte zieht, die Erfahrung von Armut. Der schwierige Übergang in diesen ungewohnten Zustand spiegelt sich in der Suche nach der sprachlichen Darstellung.

AM: ...dann ich hab Probleme viel bekommen. Natürlich Geld nicht genug.meine Vater ist nur reiche Menschen. Ich hab nicht so.. kann man sagen, nicht kenn, nicht kenn ich nicht so ami, ne. Jetzt bin ich *arm*.

Das Hereinbrechen so vieler Beschränkungen des eigenen **Handlungs-**spielraumes bringt ein **neues** Element in die Beziehung **dér** Ehepartner: Beide können gereizt aufeinander reagieren. Gelegentlich kommt physische Gewalt, die sie aus der **Beziehung** zum Vater kennt, zum Ausbruch - regelmäßig wieder aufgefangen durch "tausendmal Entschuldigung, Surgi" und das Entsetzen über die eigene Tat. Gelähmt von der Fülle der Probleme und ohne Hoffnung auf eine Lösung in den gegebenen politischen, gesundheitlichen und materiellen Rahmenbedingungen greifen sie nach der **externen** Migration als Not-Lösung.

AM: Meine Mann zusammen. Denken wir. ne, machen wir **doch**, verlassen wir Türkei.

Das Getriebensein oder - in der **Begrifflichkeit** von Fritz Schütze - die Verstrickung in eine **Verlaufskurve**⁶⁹ versuchen sie durch den **Migrations-**entschluß zu durchbrechen. Die sprachliche Darstellung **läßt darauf** schließen, daß sich die Ehepartner gegen inneren Widerstand zu dieser Entscheidung durchringen ("machen wir **doch**").

Die Brisanz des Entschlusses scheint in der Fortsetzung der **Textstelle** auf. Die Erzählerin referiert die Worte ihres **Mannes**:

AM: "Machen wir **so**, Surgi. Gehst du nach Deutschland, dann .../eh/ nachher holst du mich auch da."

Da die Vermittlungschancen für Frauen zu der Zeit günstiger sind, erscheint es zweckmäßig, wenn sich die Frau als erste auf die Reise begibt und den Mann nachholt. **Sie** willigt ein.

Abschließend soll diese Fallgeschichte noch einmal **im** Hinblick auf die drei Wunschträume der Modernität betrachtet werden. **Die Migrations-**Vorgeschichte weicht insofern von den meisten anderen Fällen ab, als sich "mehr Geld" - bedingt durch biographische Veränderungen - erst langsam als Handlungsziel herausbildet. Erst im Zuge der Verarmung, in **der** sie sich auch nicht wieder hilfesuchend in die Abhängigkeit des Vaters oder - nach dessen Tod - des Halbbruders begeben will, **schiebt** sich ein Wert in den Mittelpunkt **ihr**es Denkens, der für die längste Zeit ihres Lebens kaum auch nur **im** Horizont ihres **Alltagswissens** existierte. "Mehr Geld", gekoppelt mit "mehr politischer Frieden" wird zum Schlüssel für eine fremde Welt, eine fremde Welt, **der** sie - mehr im Vertrauen als im Wissen - das in der vertrauten Welt **fehlende Problemlösungspotential** zuschreibt. **Über** diese fremde Welt hat sie sich von einem Bekannten erzählen lassen: "Wir sitzen so, kommt Band, wir machen nur Etikett."

2.2 Die Migration im eigenen Interesse oder im Interesse anderer

Die Migrationsentscheidung **der** neun Frauen läßt die Spannbreite zwischen **einer** umfassenden **familialen** Integration und **einer** weitreichenden Differenzierung von **Person** und **Herkunftsfamilie** erkennen. Die Intensität der **familialen** Einbindung schlägt sich für die Mehrzahl der Frauen - wie bereits dargestellt - zum einen **darin** nieder, daß die **Relevanzsetzungen** der heimatlichen **Sozialwelt** in **der** Planung der Migration fortgeschrieben werden. Die **fremde** Welt erscheint für sie - auch - als Medium der wirksameren Erfüllung **familialer** Rollen, vor allem **der Tochterrolle** (sieben Frauen sind unverheiratet). **Der** eigene Beitrag zur **Existenzbewältigung** der Familie soll fortgesetzt bzw. verstärkt werden. Insofern stellt sich die Migration als eine Handlung **im** Interesse **des Kollektivs**⁷⁰ dar. Gelegentlich kann die Tochter im Interesse des Kollektivs auf den Weg geschickt werden, wie das Beispiel einer jungen Spanierin zeigt, **deren** Mutter - beeindruckt von den **materiellen** Errungenschaften der in Deutschland arbeitenden Nichte - den Anstoß zur Migration gibt.

Die intensive **familiäre** Einbindung der Tochter führt **zum** anderen jedoch auch zur Suche nach kleinen **Freiheitsspielräumen**⁷¹, sei es, daß die Distanzierung von autoritären Beziehungsstrukturen angestrebt wird oder der Wunsch nach "mehr Geld für die eigene Lebensführung verlockend erscheint. In mehreren Erzählungen ist der "altruistische" Kern der Migrationsentscheidung von "egoistischen Befreiungswünschen" umkränzt. Auf dem Kontinuum zwischen einer **familien-** und einer ichbezogenen Migrationsentscheidung findet sich eine mittlere Position, in der die Erweiterung des eigenen Handlungsspielraumes mit den Interessen des Kollektivs ausbalanciert wird.

Ein solches Beispiel bietet die Geschichte einer achtzehnjährigen Spanierin, die nach der Erfahrung unbefriedigender Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten in der eigenen Gesellschaft "langsam überlegt", ob sie ins Ausland gehen soll. Erste Pläne einer Arbeitsmigration nach **England** werden von den Eltern zum Schutz der Tochter so mitgesteuert, daß erst der Rückgriff auf eine vertrauenswürdige Person im fremden Land an die Realisierung des Vorhabens denken läßt. Nach dem Scheitern der Englandpläne trifft sie zusammen mit anderen **jungen** Frauen im Anwerbebüro auf den Vertreter einer **Hamburger** Firma, der sogleich in die durch den Wegfall des englischen Angebots entstandene Lücke einspringt ("wieso können wir nicht nach Deutschland, und es wäre sehr schön"). Der Fortgang der Geschichte läßt erkennen, wie die Lust zur geographische und sozialen Mobilität durch die "persönliche **Fassade**"⁷² des **Anwerbers** und ihre Einstiegsqualität für den **Kulturkontakt** verstärkt wird.

AM:der hat uns angesprochen und noch mal wieder und wir waren alle irgendwie, alle Frauen, die da waren, um nach **England** zu kommen, waren alle junge Mädchen, und der Mann sah auch natürlich sehr gut aus. Wir haben uns gedacht: "Mein Gott, wenn alle Deutsche so aussehen", das spielt natürlich für ein junges Mädchen eine Rolle.....

Auch in dieser Fallgeschichte werden die Risiken der Herauslösung aus der vertrauten Sozialwelt ausgeblendet. Die deutschen Unternehmer

71

Peter Heintz hat **darauf** hingewiesen, **daß** die Bereitschaft zum Kontakt mit einer fremden Kultur bei unterprivilegierten Gruppen "wie **evtl.** den Frauen und den jungen Männern" besonders **groß** sei: Heintz 1958, S. 272f. Diese von Heintz auf **Wandlungsprozesse** innerhalb einer Gesellschaft bezogene Aussage dürfte auch auf die Motivation zur externen Migration übertragbar sein, wie z.B. die Ergebnisse von Harbach (1976, S.157) nahelegen.

72

Goffman 1969, S.25.

können den jugendlichen Schwung der Erkundung **einer** anderen Welt, einer Welt mit Modernitätsbonus, nutzen, weil ihr Angebot an die Arbeitskraft durch seine individuelle biographische Verwertbarkeit das Odium des ökonomischen Kalküls verliert. Fest entschlossen, ihr Glück zu versuchen, inszeniert die **Migrationsaspirantin** ein Gesprächssetting, in dem sie mit einer gewissen Aussicht auf Erfolg die Zurückhaltung der Eltern zu **überwinden** hofft.

- AM: Da bin ich nach Hause gegangen, hab ich natürlich schon ein Mädchen mitgenommen. die ich da kennengelernt hatte, und sie sollte bei mir sagen, daß sie **mitfährt**
- I.: hm
- AM: und ich sollte bei ihr auch sagen. Naja, wir **waren** ganz begeistert. Und nach so vielem Ärger, und meine Mutter sah auch. daß das Geld nicht reichte. Und ich hätte auch gesagt: Guck mal, so könnte auch **meine** Schwester studieren und das wäre die einzige Möglichkeit. Ich habe sie ein bißchen /eh/ ((sucht nach dem Wort))
- I.: überredet
- AM: überredet. und dann ich konnte nach Deutschland fahren.

Während in diesem Beispiel ein ich-bezogener Kern der **Migrations-**entscheidung von altruistischen Überlegungen umkränzt wird, lassen zwei Fallgeschichten eine noch weitergehende Verlagerung zum Pol einer selbstbezogene Migrationsentscheidung erkennen. Im folgenden soll den Bedingungen einer derartig weitreichenden Differenzierung von Person und Herkunftsfamilie nachgegangen **werden**. Beide Frauen heben sich durch ihre soziale Herkunft von den übrigen sieben Frauen ab, die alle (fast **alle**⁷³) - bis auf die Großgrundbesitzertochter - aus "armen" Familien stammen. Beide sind Töchter von Akademikern. **Beiden** wird der Weg in eine qualifizierte Ausbildung geebnet. Doch während die junge Griechin ein Studium erfolgreich abschließt, kann die in der Nähe von Istanbul aufwachsende Türkin die Erwartungen ihrer Eltern an einen akademischen Werdegang nicht einlösen. Ihre Geschichte soll hier zunächst behandelt werden, da der Lebenslauf dieser erwachsenen Tochter noch stärker mit dem Geschick ihrer Familie verbunden ist, als es für die **individuierte** Biographie der Griechin zutrifft.

Die zum Zeitpunkt des Interviews 43-jährige Türkin hat inzwischen mehr als die Hälfte ihres Lebens in der Bundesrepublik verbracht. Um die gesamte Linie ihrer Biographie sichtbar zu machen, wendet sie sich in der Rekapitulation der Ereignisse intensiv ihrer Kindheit zu. In vielen erneuten Erzählsätzen läßt sie ihre "glückliche" Kindheit lebendig werden; eine

positive **Bilanzierung** reiht sich an die andere. Die **Orte**, die Menschen, die weite Natur und die Tiere - irgendwann will sie ihre Kinder dorthin führen und sie teilnehmen lassen an diesem Abschnitt ihrer Geschichte. Nach der Bestandssicherung der "schönen Kindheit", deren Stellenwert sich erst vom Gegenwartspunkt der Migration erschließen läßt, fährt sie fort:

AM: und dann eine Idee bekommt ((zittrige, ergriffene Stimme)) zu mir: Wenn ich zwanzig **Jahre** bin, dann ich Deutschland ((lachend)) kommen.

Der Sprung von der idyllischen Kindheit in die Arbeitsmigration bedarf einer Erklärung. In einer längeren argumentativen Passage arbeitet sie sich **daran** ab, warum ihre berufliche Entwicklung von den **familiären** Möglichkeiten abwich. Ganz im Gegensatz zum weit verbreiteten Stereotyp der Geschlechtsrollen hatten **ihre** Eltern sie nicht an das Haus binden, sondern in ein Studium schicken wollen ("Ein Mädchen bedeutet, mehr Haus gehören, **aber** meine Eltern wollte immer, also ich soll studieren."). Um sich selbst das Scheitern der schulischen Qualifizierung verständlich zu machen, wirft sie eine Menge Fragen auf, klagt sich an ("ich habe keine reichen Gedanken gehabt"), verteidigt sich ("faul war ich auch nicht", "was also meine **Lehrer** oder **meine** Lehrerin erklärt haben, das also verstehe ich damals"). Nachdem dieser wunde Punkt der Kindheit argumentativ umkreist **worden** ist, **setzt** sich der Erzählstrang fort. Die junge Frau **entscheidet** sich für den **Beruf** der Schneiderin und betreibt schließlich "ein kleines Atelier" **im** Hause **ihres** inzwischen pensionierten Vaters. Die kalten Winter werfen jedoch das Problem auf, daß die Kundinnen zum Anprobieren auf den einzigen heizbaren Raum angewiesen sind und sich der Vater jedesmal, wenn eine Kundin kommt, in ein kaltes Zimmer zurückziehen muß. Auf der Suche nach einer Lösung entwirft sie einen Plan und läßt ihren Phantasien über eine erfolgreiche berufliche Existenz freien Lauf.

AM: Die Winter ist also hart gewesen für meinen Vater. Na, hab ich eine Idee bekommen. Wenn ich Deutschland kommt, komme und dann einen Mercedes kaufe ((lachend)) **wenn** ich verkaufen können in dem Türkei den **Mercedes**, was ich in dem Deutschland gekauft habe, dann ich eine **richtige** Atelier machen können.

I.: hm

AM: Und die, also mein Beruf **war** diesem Zeit sehr hoch gewesen

I.: hm

AM: und dann ich hab selbst mir auch also glauben, **kann** ich jetzt richtig Atelier machen.

I.: hm

AM: So **bloß** privat nähen

I.: hm

AM: vielleicht mal noch ein Mann finde dann .. **weiter** gehen.

Mit der Perspektive, in einem Jahr den Mercedes als Grundstock der selbständigen Betriebsgründung zu erarbeiten, begibt sie sich in das Bewerbungsverfahren. Um noch einmal verständlich zu machen, wie es damals - 1963 - zu Beginn der Arbeitskräfteanwerbung in der Türkei zu einem derartigen Handlungsentwurf hatte kommen können, greift sie zurück auf das Deutschlandbild. Die Trias der Modernität mit ihrer ganzen Faszination stellt sich in dieser Fallgeschichte wie folgt dar.

- AM:**also damals hatte große Propaganda gehabt, also ((fast weinend)) .. Deutschland kann man *gut* verdienen
l: mhm
AM: also monatlich *achthundert* Mark, *tausend* Mark, mit dem Überstunde ((fast weinend nach wie vor)) und *keine* schlechte Arbeit, schön, sauber unsowweiter...

Das Streben nach Unabhängigkeit wird an **späterer** Stelle thematisiert.

- AM:** Also ich war also liebes Kind in dem Familie gewesen. *schon*, aber ich möchte mal auch selbst */a/ alleine* also *arbeiten*.

Der in der Transkription ausgewiesene Kommunikationsmodus (fast weinend) läßt bereits die **Mühen** ahnen, wie der damals naiv phantasierte Handlungsentwurf mit der in der **Bundesrepublik** angetroffenen Realität zu verbinden wäre. **Die** Veränderung der Stimme verweist auf das **Machtgefälle** zwischen den Konstrukteuren des Handlungsangebots, der **von** ihnen ausgelösten "Propaganda", und einer einzelnen Frau, die den Mercedes als Vehikel einer langfristigen biographischen Planung entdeckt hat und nichts tut als zu vertrauen. Gerade durch die verdinglichte Darstellung ihrer Migrationshoffnungen wird die Spannung zwischen der Macht der einen und dem Vertrauen der anderen deutlich. "**Die** Macht" des Vertrauens läßt **die** Frau Ländergrenzen überschreiten, aber dies ist nicht die Macht, die den Mercedes bewegt. Diese Fallgeschichte erweitert die Palette der bisher behandelten Migrations-Vorgeschichten, weil die Anwerbung als Arbeitskraft materielle Engpässe auf einem gehobenen Niveau der Existenzwicherung befriedigen soll und auf den Ausbau der individuellen beruflichen Laufbahn ausgerichtet ist. Die eigene berufliche Entwicklung ist zwar noch mit den Interessen der Eltern verwoben und insofern gereicht die von den Eltern mitgetragene Migrationsentscheidung auch zu ihren Gunsten. Doch anders als in den übrigen Erzählungen tritt das Ziel eines eigenen beruflichen Werdegangs als relevanter Aspekt des Biographieentwurfes hier erstmals zu Tage ("mein Beruf war diesem Zeit sehr hoch gewesen", "also ich war meinen Beruf also höchste Stelle gewesen"). Das Angebot der bundesrepublikanischen Arbeitgeber kann in diesem Fall als Vehikel einer weiteren Ausdifferenzierung individueller und

familialer Interessen erscheinen und die berufliche Autonomie einer jungen Frau verheißen.

Literatur

Berger, Peter, L., **Brigitte** Berger und Hansfried Kellner-The Homeless Mind. Modernization and Conciousness, New York **1973**

Bundesanstalt für Arbeit, Ausländische Arbeitnehmer: **Beschäftigung**, Anwerbung, Vermittlung; **Erfahrungsbericht 1972/73, Nürnberg 1974**

Engelbrektsson, **Ulla Britt**, The Force of Tradition - **Turkish** Migrants at **Home** and **Abroad**, **Göteborg 1978**

Ernst, **Hermann**, Problem **Infrastruktur**, in: Der Arbeitgeber, Heft **5/25, 1973, S. 171 - 172**

Franz, F.. The Legal Status of Foreign Workers in the **Federal Republic** of West Gerniany, in: Krane, R.C. (Hg.), **Manpower** **Mobility** Across Cultural Boundaries. Social, **Economic** and **Legal** Aspects. **The Case** of Turkey and West Gerniany, Leiden **1975**

Friedrich-Ebert-Stiftung, Situation der ausländischen Arbeitnehnier und ihrer Familienangehörigen in der **Bundesrepublik** Deutschland - Repräsentativuntersuchung '85, **hrsg.** vom **Bundesministerium** für Arbeit und Sozialordnung. **Bonn 1986**

Frisch, Max, Öffentlichkeit als Partner. **Frankfurt/M. 1967**

Galtung, Johan. Eine **strukturelle** Theorie des Imperialismus, in: Dieter Senghaas (Hg.), **Imperialismus** und **strukturelle** Gewalt. Analysen überabhängige Reproduktion, **Frankfurt/M. 1972**

Giddens, Anthony. Die **Klassenstruktur** fortgeschrittener Gesellschaften. **Frankfurt/M. 1979**

Goffman, **Erving**, Wir alle spielen Theater - Selbstdarstellung im Alltag. München **1969**

Gümrükcü, Harun, **Beschäftigung** und Migration in der Türkei, in: Beiträge zur Arbeitsmarkt- und **Berufsforschung 104**, Nümburg **1986**

Handelskammer Hamburg (Hg.), Jahresberichte **1955 - 1961**

Harbach, **Heinz**, Internationale **Schichtung** der **Arbeitsmigration**, Reinbek b. Hamburg **1976**

Heckmann, Friedrich, Die **Bundesrepublik**: ein Einwanderungsland?, **Stuttgart 1981**

Herbert, Ulrich, Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland **1880 -1980**, Saisonarbeiter, **Zwangsarbeiter**, **Gastarbeiter**, **Berlin/Bonn 1986**

Hildebrandt, Eckart, Internationale **Beschäftigungskonkurrenz**, Frankfurt/M./New York 1980

Hoeschel, Erich, Systematik und Individualität der ärztlichen Untersuchungen bei den **Ausländerdienststellen** der Bundesanstalt für Arbeit, in: Arbeitsmedizin, Sozialmedizin, Präventivmedizin. Heft 2, 1973, S.28 - 30

Hoffmann-Nowotny. **Hans-Joachim**, **Soziologie des Fremdarbeiterproblems**. Eine theoretische und empirische Studie am **Beispiel** der Schweiz, Stuttgart 1973

Institut für Zukunftsforschung (Hg.), **Ausländer oder Deutsche**, Köln 1981

Kentenich. Heribert und Peter Reeg (Hg.), **Zwischen zwei Kulturen. Was macht Ausländer krank?**, Berlin 1984

Kohli, Martin und Günther Robert (Hg.), **Biographie und soziale Wirklichkeit**, Stuttgart 1984

Kokemohr, Rainer und Winfried Marotzki (Hg.), **Biographien in komplexen Institutionen, Studentenbiographien I**, Frankfurt/M., Bern, New York, Paris 1989

Krane, Ronald E. (Hg.), **Manpower Mobility Across Cultural Boundaries. Social, Economic and Legal Aspects. The Case of Turkey and West Germany**, Leiden 1975

Krane, Ronald E. (Hg.), **International Labour Migration in Europe**. New York 1979

Kühl, Jürgen. Zur Bedeutung der Ausländerbeschäftigung für die Bundesrepublik, in: Reimann und **Reimann (Hg.)** 1987, S. 21 - 45.

Lieberman, Samuel S. und Ali S. Gitmez. **Turkey**, in: Ronald E. Krane (**Hg.**), **International Labor Migration in Europe**, New York 1979, S. 201 - 220

Matthes, Joachim, Arno Pfeifenberger, Manfred Stosberg (**Hg.**), **Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive**. Nürnberg 1981

Mehrländer, **Ursula**, **Soziale Aspekte der Ausländerbeschäftigung**. Bonn 1974

Minta, Helmut. Das gegenwärtige und zukünftige Angebot, in: Der Arbeitgeber, **Heft 5/25**. 1973, S. 169 - 170

Parsons, Talcott, **The Social System**, New York und London 1951

Quaritsch, Helmut, Die Rechtsstellung des Gastarbeiters in der Bundesrepublik, in: Reimann und Reimann (Hg.) 1987, S. 95 -115.

Reeg, Peter, in: Kentenich und Reeg (Hg.) 1984

Reimann, Horst und Helga Reimann, **Labor Importing Countries: Federal Republic of Germany**, in: Krane, R.E. (Hg.), **International Labor Migration in Europe**, New York 1979, S. 63 - 87

Reimann, Horst und Helga Reimann (Hg.), **Gastarbeiter - Analysen und Perspektiven eines sozialen Systems**, Opladen 1987

Riemann, **Gerhard**, Das Fremdwerden der eigenen Biographie • Narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten. München 1987

Rist, **Ray, C.**, Die ungewisse Zukunft der Gastarbeiter. Eingewanderte **Bevölkerungsgruppen** verändern Wirtschaft und Gesellschaft, **Stuttgart** 1978 (**Orig.: Guestworkers** in Gennanv. **The Prospects of Pluralism**, New York 1978)

Rittstieg, Helmut, Gesellschaftliche und politische Perspektiven des Ausländerrechts. in: Ansay, T. und V. **Gessner** (Hg.), Gastarbeiter in Gesellschaft und Recht, München 1974, S. 56-79

Rose, **Arnold, M.**, **Migrants in Europe**, **Minneapolis** 1969

Salowsky, Heinz, Die Zahlungsbilanzen der Heimatländer, in: Der Arbeitgeber, **Heft 5/25**, 1973, S. 172 • 174

Schütze, **Fritz**, **Prozeßstrukturen** des **Lebensablaufs**, in: Matthes, Pfeifenberger, Stosberg (Hg.) 1981, S. 67 • 156

Schütze, **Fritz**, Kognitive Figuren des autobiographischen **Stegreiferzählens**, in: **Kohli** und **Robert** (Hg.) 1984, S. 78-117.

Simmel, **Georg**, Soziologie, Berlin 1983 (zuerst 1908)

Weber, **Rolf**, Ausländische Arbeitnehmer • Patentlösungen gibt es nicht!, in: Der Arbeitgeber, **Heft 5/25**, 1973, S. 167 • 168

Wehler, Hans Ulrich, **Modernisierungstheorie** und Geschichte. Göttingen 1975

V. Autobiographisches

Losing a Symbolically Significant Part of the Body

All of a sudden • out of a **state** of complete health • I was confronted with the missing autonomy of my body and the vulnerability of my life. Something beyond my imaginative capacity occurred to me, and since I could anticipate that it was beyond the imaginative capacity of others, too, handling the injury of my body became to a great extent handling the message. I developed different versions for different **people** as for elaborateness, intimacy, touchiness. This is the version for an anonymous sociological audience.

One and a half years ago I had the impression there might be a minor problem with my eyes. During summer **time** in settings with light and shadow, I was occasionally a little irritated, but I knew my visual power was as good as it had always been, as it had been for 46 years. I felt supersensitive when I decided to see an ophthalmologist. After examining me he disclosed to me extremely seriously: "You belong into a hospital immediately. Shall I frankly speak to you: There might be a tumour in the background of your **left** eye", and he added some words I often clung to in the following months: "It is not too late". He outlined the potential chance of irradiation that would make a surgery superfluous.

"Surgery" • I had not comprehended in what radical meaning the term had been used (its radicality deliberately hidden as the ophthalmologist later told me) until the next expert in the university clinics revealed to me the same day after a long chain of examinations: "This is a very very serious illness. Maybe we have to sacrifice the whole eye." "The whole eye?" • I fell into an abyss: "Are they going to tear my soul out of my body?"

This abrupt status passage from totally healthy to seriously ill aroused a dizziness, a kind of shaking of the world. Physically changed by handling the shock I could no longer rely on the sensations of my body. I could not prevent being affected by the further going considerations of the doctors: Once my status as an eye tumour patient (melanoma/Aderhauttumor) was confirmed the potential generality of tumour in my body had to be tested. The next six days the geographical processing through the hospital area reflected the checking of my body "map". The gratification of "negative" as

for the check of one part of the body was balanced with the anxiety as for the next test - a marathon of tumour check und tumour denial.

Although I could not see my surroundings distinctively most of the time - both of my pupils were widened in preparation for the next test - I came to see my position between birth and death more clearly. I felt threatened, **paralyzed** by anxiety; I worried about my children. But deep in me I could not believe that my life was really in danger. Maybe the sudden message of potential death cannot totally be grasped by human beings who so far have taken their vitality for granted. Maybe at this point I came near to the far spread phenomenon of death rejection. Maybe the assumption (idealization) of my life going on - the "et cetera" assumption of **Alfred Schuetz** - works near to death.

Surgery or irradiation - the hope for an effective, eye conserving curing had given me support during these days. I was confident in the ophtalmologist in charge of me. It was owing to him that a special irradiation technique (plutonium) had spread in Western Europe (for a sociologist an envy arousing example of professional usefulness). However, I soon won the impression that there was a controversy about my case among the staff, the top of the hierarchy preferring the radical solution: it would take some months until the irradiation technique could destroy the tumour and avert further harm; since the dangerousness of an eye melanoma can't be tested by a biopsy the probability of a malign type had to be assumed according to so far available empirical findings of this rare illness (yearly 3 to 5 new cases per one million). But apart from these well based arguments it seemed to me that differences in instrumental orientation were **codeter-**mined by differing evaluations of the symbolic significance of an eye -.and to know or not to know about the "soul" seemed to be the precondition of sentimental work offered or missing during these days. Paralysed by the revelation, struck by the dependency on experts for survival, exhausted from being processed around I did not have the strength to inquire all alternative eye tumour treatments on earth (my husband did) and to outline autonomously the fate of my body. I waited for the decision to come. I asked myself again and again: "Will the ophtalmologist be able to justify the risk of an eye irradiation or will the preservation of my life win priority?"

My life defeated my eye. During the last check of my eyes the ophtalmologist emphasized the centrality of my tumour, its position near to the optic nerve, the risk of thrombosis as a consequence of nerve injury by the plutonium irradiation: He was not totally convinced of the irradiation **suc-**

cess and therefore advised me to **agree** to the surgery. Thinking of my children I authorized him to **take** out my eye.

Back in my room my body was stirred by desperateness. I had been shaken by **crying/weeping** for a long time when it suddenly occurred to me: "Then I want to cope with it". This was **the** second turning point of the day. Calmness came over me, and since then there has **been** no desperateness, no bitterness, a lot of sadness, slowly fading, maybe ever lasting sadness. The unquestioned solidarity of my husband that day before the surgery gave me a further hint that I was going to cope with my injured body.

In these hours before the surgery I realized that coping with my illness seemed to become in some way also my personal **test** of my sociological work. For more than five years I had **analyzed** how adoptive parents cope with the artificial construction of their family and how they handle their deviation from the biological - seemingly natural - family pattern. I had outlined how they structure the awareness context towards the child and others in order to accomplish normality: they either hide the difference from the biological family pattern by pretending normality ("normalization as **if** they were the biological family), or they disclose their special status, and by integrating it into their **relationships** they work for "normalization of its own". I realized that the loss of my eye **equaled** the **deviation** from the biological normality pattern brought about my adoption; I **realized** that the artificial eye I was facing would imply relational problems similar to those in artificial family construction. I **decided** to work for an **open** awareness context and to test "normalization of its own" since - so many theoretical statements so far - only this type enables a broader conception of normality. Evaluating my illness this way helped me to accept what was going to happen.

The anesthetist had asked me to take some **narcotizing** pills before sleeping as a surgical preparation, **A** last look into the mirror ... then I took the pills. The next morning I woke up when two nurses came in to get me ready for the operating theatre. Although anesthetized I could grasp that they were suffering from the job they had to carry out with me. **I'll** never forget the great act of sentimental work: One of them bowed down to me and only laboriously expressed what she thought was left to say: "Remember, you can always **cry/weep**. That helps."

To bring a minimum of order into the great variety of my post-surgical experiences, I prefer to quit the chronological presentation of my story as a whole and to break it into four lines, all permanently intermingled. The

trajectory of coping with the loss was composed of physical recovery, identity work, social support and work of structuring the awareness context.

1. Physical recovery

The physical part of my eye surgery was almost negligible. The second day after the operation I walked around alone outside of the clinic to explore what I could still do. The microscopic result of cellular analysis could not have been better: my tumour had been the least harmful type that is known at the eye; it belonged to the small minority of (semi-)benign cellular structures. The prognosis was excellent. I have been asked several times if I did not regret the radical solution as seen against the background of reduced danger. I think I have to take into account the conditions in the situation of decision, and after all losing the eye was winning the high certainty of life going on.

The way home from the hospital was interrupted by a visit to an institute that should take care of my seemingly physical completeness. Soon after the surgery the hospital had prepared me for wearing an artificial eye by pressing a plastic eye - out of several samples available on the ward - on my wound to make it cure **smoothly/evenly**. This procedure meant to initiate my appearance as a two-eyed person was more a document of hospital efficiency than an approach to restore "my" eye. I had preferred not to look into the mirror again after I had identified - beside my brown eye - the blue sample provided with a hole in the middle for practical purposes (to put medicine in). It worked. I hoped for a better solution to come in the "institute for artificial eyes". What struck me most when entering there was the missing discreteness, the open awareness context: whoever enters the room is a one-eyed person or his companion. An old man in the waiting room introduced me into the social world of one-eyed people. He described the production process of an artificial eye, and although I was not too communicative a few days after the loss, he kept up the conversation. He had lost his eye during the war. It came to my mind that he must have been much younger than I was, and he seemed well-balanced.

Ten days later nature was copied. **I'll** never forget that first situation when a man was blowing me an eye. Constantly looking at my right eye as a model he formed the glass ball in the flame and changed it into a little shell. I did not want to divert him by any question. I was overwhelmed by

this process of copying what once had been created during my first embryonal weeks, and I hoped he might come near to it. He did a very good job and I was grateful, but nevertheless since then - with decreasing intensity - I have been preoccupied with the distance from nature.

2. Identity Work

It was not the lack of body functioning that so deeply affected my feeling as a person. What made me feel disfigured was the loss of an aesthetically preeminent limb; it was the loss of a limb that as the mediating part between myself and the outer world was symbolically exalted, ranked as a kind of visible soul. I was afraid my injured face might injure the flow of communication between my inner self and the outer world.

In a dubious way one of the ophtalmologists in the clinic brought me on the way of naming my new identity. He had not seen me as his patient behind the **apparatus/machine** when in the course of his routine eye examination he told me: "Please, put your chin into the trough". **Reluctantly** I followed, maybe it's his way of examining a wound? When he did not see the expected eye he angrily turned around to the younger doctors and without saying a word to me he ordered: "**In** these situations you must distinctively say 'gap' before!" 'Gap' -I felt more naked than naked. My new identity label?

It was therapy for my eye-restricted self when I could take up my work again. Cooking a meal, being there when the children came home from school, continuing my research - every reapproachment to my old life contributed to a widening of my **idèntiy** concept: I am not only "eye";

I had won back sufficient confidence in managing my little everyday activities again and in the reconstitution of some biographical continuity when suddenly the question gained overwhelming priority: But how far will my life extend into the future? While during the first weeks I had been preoccupied with handling the present moment, the bell at the door, the ringing of the phone, the **first** shopping, etc., once this was ensured the perspective abruptly changed to the future. Anxiety so far suppressed broke through: Are there traces of the tumour in other parts of my body? Although anxiety slowly faded the recurrence of fear of recurrence since then has belonged to my life, especially reinforced before medical controls. There has been a new alertness in watching the signals of my body, a new tendency of monocausal explanation of a little headache, a slight tension in the belly, a strange feeling in my leg ... But there has also been a chain

of confirmations of total health. The et cetera-idealization - indispensable for daily living - came to determine my life again, a little more clearly seen as the "as **if**".

The new sensitivity for my life's time structure brought about a new positioning of my life course in reference to life and death of other people. On the one hand thinking of the 40.000 children dying from starvation every day I urged myself not to dramatize my little fate. On the other hand I developed a new curiosity in old age: How old do people grow! **A** part of the newspaper that never had interested me before became quite fascinating: the obituaries. The overwhelming evidence of high life expectancy won some orientational value for defining my own life course as potentially "abnormal". I realized that the blessings of medical and other progress can make up for a framework that creates a specifically modern type of deviation: the deviation from the statistical norm of life expectancy personally experienced as falling behind.

Back to my eye. The loss of my eye aroused a new awareness of eyes in human beings. I discovered a new beauty of eyes. I studied eyes physiologically: What part is moving? How is the movement brought about? With the help of a subtle neurophysiological body therapy (Feldenkrais) I first realized the leading part of the eyes in body movement, their integration with other parts of the body. I **evaluated/assessed** my loss while seeing eyes with different **eye(s)**.

With different **eye(s)**. During the first days after the revelation I discovered the omnipresence of "eye" in our language structure, a reflection of its physical and symbolic significance. Plenty of metaphors express the preciousness of an eye as well as its **vulnerability** (to **keep/protect/care** for something like your **eyeball**). In an attempt of defocusing my injured part in communication I started to avoid the spoken "eye", especially the "eyes". The **difference** between the more physiological use of the "eye" and its transcendation in **terms** of "mind or "inner eye" is often (but not always) reflected in the use of singular or plural. It was especially the latter one that suddenly became a stumble stone in my spoken language. I anticipated my potential discreditability when saying: "In my eyes it is ...". So I avoided the verbal reflection of the physical normality pattern and provided myself with a set of verbal equivalents. Privately I can joke or tolerate a joke. Last night my husband had lost something, and standing there without his glasses he asked me: "Could you please open your eye!" We both laughed.

Never before I have experienced the interconnections of past, presence and future in my life so distinctively as since the loss of my eye. Handling the presence and anticipating the future won priority, but the past entered the picture, too. Defining the loss, for example, required the constitution of a relationship between now and before. "Before" and "after the surgery" became like a new time counting in my life. I have often been in tensions before meeting **people** who only knew me from "before". But the past had its impact on the presence also as the past of my sickness: There have been some moments when I started digging in the past to find an explanation for the genesis of my tumour. Since the ophtalmologist could not answer the question I confronted myself with the psychosomatic approach. Had I contributed to my tumour? Why had I been hit at a part especially crucial for my appearance? As a child I must have been all eyes. Later due to my eyes some nicknames were attached to me. Why did one of my visionally strong eyes get sick? Why the left one? I did not find an answer.

Probably the question will come up again, but I am inclined not to believe in the failure hypothesis (maybe this is only my work of rejection). There seems to be a new **tendency** in our society toward vulgarizing psychoanalytic theory, making it available as a new instrument of domination: People are not only struck by illness, but by the ascription of failure as well. Although nobody approached me this way I got sensitized for some conceptions over-determining illness psychologically. I am inclined to believe that illness is more deeply an element of life than can be explained by the failure hypothesis and that our death is something else than the last document of our weakness.

3. Social Support

I could not have finally come back to the line of biographical continuity if my family and friends had not taken my role and at the same time defined my loss as peripheral, peripheral to our relationship. My **sons**, fifteen and almost thirteen at that time, were the strongest devaluators of my loss. Every meal I cooked, every washing of **their** clothes, every talk after school signaled them that I was **o.k.** and as a response they signaled me that I was the same. They were my first looking glasses reflecting **renormaliza-**tion.

The visits, the phone calls, the letters, the flowers - a lot of people let me know that they shared my sadness and wanted to comfort me. Some simply admitted that they did not know how to tell their feelings, what

words to use. Others referred to sickness stories that **first** seemed very sad but then turned out to be well **copable**. It was amazing for me to see how many people suddenly confessed their own health or even eye problems, and I especially appreciated the one-eye-stories told to me. The tenor was: the person is doing fine; I first did not even know that **he/she** had an artificial eye. I sometimes can't tell which eye is which ... All these expressions of empathy made me realize that by comforting me people reactivated our relationship and gave it a new start.

Sometimes expressions of empathy were both, a relief and an aggravation of sadness as **well**. Some outbursts of tears reflected to me the amount of my loss. Reading some long letters was exposing myself to my story again, to all its versions by significant others. I was convinced that looking at my story in all **these** living looking glasses would help me to master it. It was a therapy by revival leading to a calming down.

I know that some friends have first been afraid of meeting me again. The relief on their side as for my physical appearance and my emotional balance helped them to structure our relationship as before. Relatives and friends told me that they forget about the surgery while talking to me. Supported by their normality concept I could overcome my eye-restricted identity more and more. One of the nicest comments I heard was: "You are totally identical with yourself". Thus significant others made me be "more" identical.

Finally there was **the** unintended support from hundreds and hundreds of people who passed me and did not take notice. The day I first had received the artificial eye I decided to take off my sun glasses, which had hidden me in the time of most defacement, and to present the face I had to stand to. We went to a big furniture store, and while my family was looking at the wardrobes I was looking at people who to my surprise were not at all looking at me, at least not at my face, maybe at my new coat. The great message of these looking glasses: I am uninteresting!

4. Structuring the Awareness Context

To get a great extent coping with my loss became a question of how to integrate the change of my face into social relationships. What had such an overwhelming relevance for me seemed to be relevant for others, too, relevant to know and to cope with. I decided to structure a mostly open awareness context. However, openness and its degree depended on the relational quality, and so my trajectory of coping was to a large extent a

reinterpretation of my relationships under the "eye aspect": I defined my private loss as socially meaningful when the relationship more deeply concerned me as a person including my body. I defined my private loss as socially irrelevant when I knew people only from a distance and wanted to keep my body also in a distance. Of course, there were some cases in between, and the definition of relational quality *ex ante* did not always coincide with its definition in the face-to-face-situation.

One major orientational line in structuring the awareness context was my trust or distrust in the right use of the message. While opening the awareness context I did not want to open the field for gossip. As long as I felt close to people I assumed a certain amount of reciprocity and felt protected against discrediting rumour. On the other hand, I anticipated that people knowing me from a distance might treat my story from a distance, too, exploiting it for sensationalism. So I divided the world in people to be told and not to be told, and among those to be told I differentiated again as for the degree of opening: some were to be told the whole story including the tumour, others part of it.

The most significant revelations had **been mastered** by my husband immediately after the surgery. By his controlled handling of the message he successfully worked for a de-dramatization. With our sons he soon came to consider the physical aspects of how to regain three-dimensional **visioning**. He was a great pacemaker in opening the awareness context by telling a message tolerable for others.

Choosing the right mode of communication became one of **the** crucial problems during the following weeks and months. My story had to be wrapped up by introductory remarks reducing the potential embarrassment on the other side. I started to open up my revelation by framing it - "I'm fine now" - as an attempt to balance it. I worked at the selection of the right medium of communication. While I designed my information policy I realized the superior value of letters as compared to phone calls. Letters not only enabled me carefully to take the role of the other, but they also allowed the other one first to interact with herself or himself for a while and then to interact with me out of a state of regained distance. Contrary to the communicative potential of letters handling the message on the phone could be irritating for both sides. The other one could be overwhelmed and lose his composure. My solemn introduction could make people impatient ("go on, tell me what really happened"). My attempts to transfer the message in a tolerable way could mislead because the other one did not grasp the radicality of the change and started comforting me: "Oh, let's

hope that your eye will be o.k. soon". To avoid a torso of communication I had to turn to a more drastic use of language.

Opening the awareness context was usually understood as a proof of confidence, as a confirmation of the quality of our relationship. Although I burdened the other one it was a burden taken with thanks, and I trusted in the future handling of the message once I had delivered it. Again and again I felt the drastic change from emotional strain in the planning period of revelation to relaxation after its accomplishment.

Nevertheless I did not regard the open awareness context as an always working formula. It required the relational quality favorable for rumour control. Since I wanted to protect my children from gossip I was very selective in opening the awareness context in our neighborhood. But simply not telling was not simple; not telling was like pretending normality; it was like nourishing other people's unreflected presuppositions that I am a two-eyed person as I had been before. Thus not telling became a little game with a huge consumption of energy. I had been repaired well enough to hide the injury to a great extent, and for the rest of visible change left I realized that people could not unveil the difference in my face especially since I had decided to wear glasses. I have only been asked three times - and only **quite** in the beginning - if something is wrong with my (!) eye. But several times I thought to observe a little hesitation, a delayed greeting ("Oh, I first did not recognize you", "Oh, you are wearing glasses! Well, we are getting old, Mrs. Hoffmann-Riem, aren't we?"), a question almost on **the** lips and swallowed down when I stubbornly talked and smiled as ever.

Excommunicating my eye out of these not very close relationships left me with the uncomfortable feeling of passing, passing into the world of two-eyed people to which I had so far belonged. My artificial eye was simulating looking so well that people thought they were looking into my eyes. While **deeply** enjoying the simulation I nevertheless could not get rid of the **feeling** of deception for a long time. I felt comfortable when meeting people who had not known me "before the surgery" since they would not ascribe to me bodily discontinuity. But in all other cases keeping the awareness context closed was burdened with a high amount of "eye awareness" on my side. I was circling around the eye while defining it as out of the reach of others. Meanwhile a new bodily continuity has been started after the surgery. The working of time begins to replace the social introduction of the eye.

I prefer the open awareness context. My injured body once introduced into a relationship loses its preeminence. It is taken into account by others but no longer noticed. The open awareness context best brings the mutual reinforcement of social support and identity work in full swing.

Recapitulating my story I would like to add one coping practice that **also** emerged in several of my conversations with sick or injured people. That is answering the why-question not by a causal, but a teleological explanation (to what aim). The interruption of the course of my life so far taken for granted brought about a new understanding of my life's time structure. It increased the worth of each day and the commitment to use it. It strengthened my "inner eye". May I call it "illness sense work"?

Nachweise

Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie - Der Datengewinn. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 32, 1980, Heft 2, S. 339-372

Die Verarbeitung bedrohter Normalität in der Adoption. In: Joachim Matthes, Hg., Lebenswelt und soziale Probleme. Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentages in Bremen 1980, **Frankfurt/Main**, New York 1981, S. 369-382

The Management of Threatened Normality in Adoption: Structuring the Awareness Context. In gekürzter Form erschienen unter dem Titel: Disclosing Adoption. In: Society, Bd. 26, **Mai/Juni** 1989, S. 26-31

Emotional Normalization in Adoptive Families. In wesentlich gekürzter Form erschienen unter dem Titel: Adoptive Parenting and the Norm of Family Emotionality. In: Qualitative **Sociology**, 1986, Bd. 9, H.2, S. 162-178

Familienleben mit doppelter Elternschaft - Ein Vortrag vor Praktikern der Adoptionsvermittlung. Erstmals abgedruckt in diesem Band. Der Vortrag fand am 11.12.1985 im Landesmuseum in Münster statt.

Elternschaft ohne Verwandtschaft: Adoption, Stiefbeziehung und heterologe Insemination. In: Rosemarie Nave-Herz und Manfred Markefka, Hg., Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Bd. 1: Familienforschung, **Neuwied und Frankfurt/Main** 1989, S. 389-411

Fragmentierte Elternschaft: technologischer Fortschritt und familiäre Verarbeitung. In: Kurt Lüscher, Franz Schultheis und Michael Wehrspau, Hg., Die "postmoderne" Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit, Konstanz 1988, S. 216-233

Chancen und Risiken der gentechnologisch erweiterten pränatalen Diagnostik. Erstmals abgedruckt in diesem Band.

Der Stellenwert der reproduktionsmedizinischen Behandlung in den Biographieverläufen von Frauen und ihren Partnern. Erstmals abgedruckt in diesem Band.

Ein autobiographisch-narratives Interview mit einer Türkin, die in einer Stadt in Westdeutschland lebt. Erstmals abgedruckt in diesem Band.

Rückmeldung - Ein für ausländische Frauen verfaßter Auswertungsbericht über die Interviews mit ihnen (Deutsch und Türkisch). Erstmals abgedruckt in diesem Band.

Heimat, Fremde und entfremdete Heimat - Die erzählte Lebensgeschichte von Arbeitsmigrantinnen. Erstmals abgedruckt in diesem Band. Der Vortrag wurde auf einer Tagung zum Werk Florian Znanieckis im Zentrum für interdisziplinäre Forschung an der Universität Bielefeld gehalten.

Die externe Migration als Handlungsangebot. Erstmals abgedruckt in diesem Band.

Die externe Migration in der Erwartung: ein verlockendes Angebot. Erstmals abgedruckt in diesem Band.

Losing a Significant Part of the Body. Erstmals abgedruckt in diesem Band.